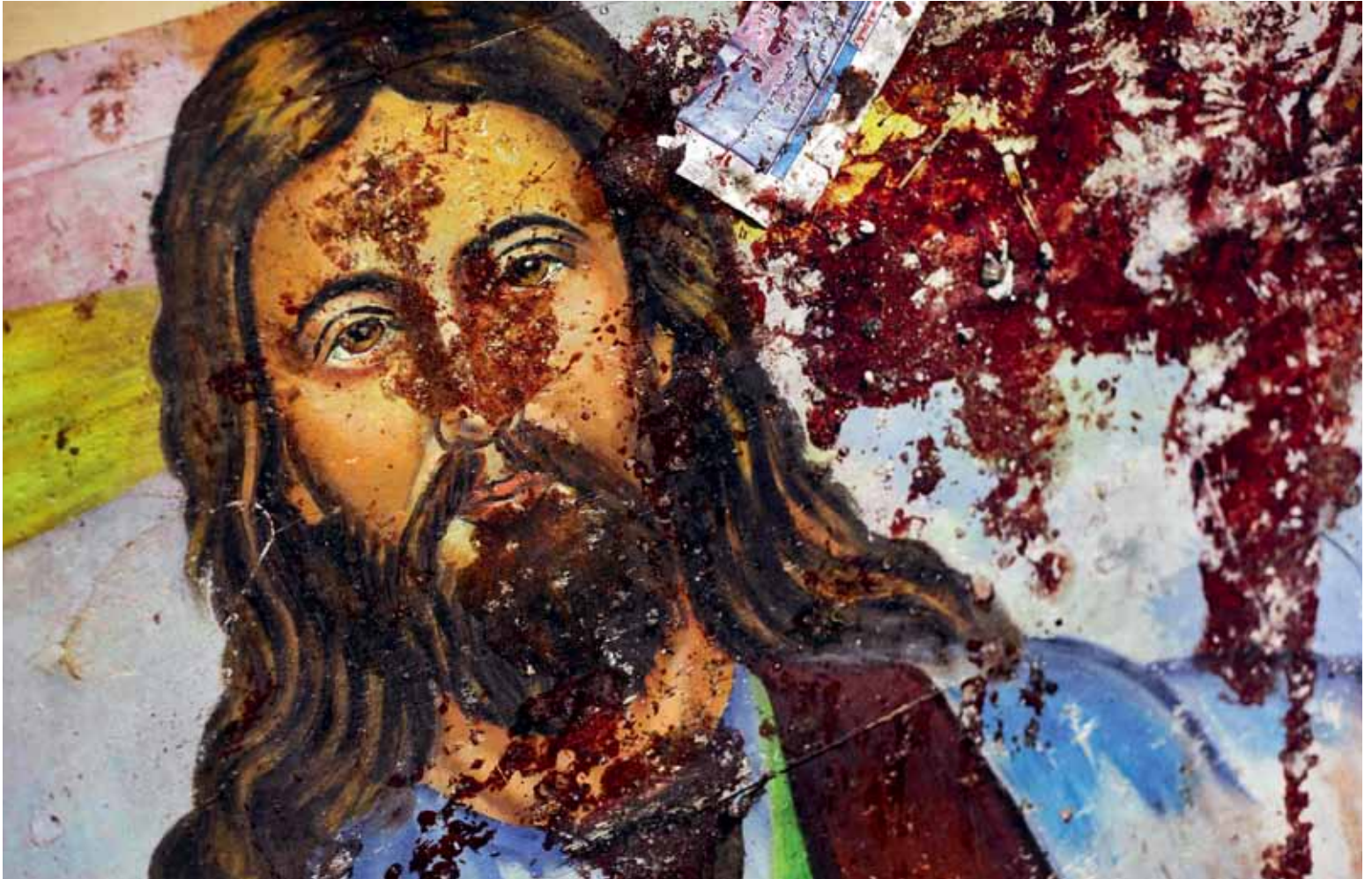


Weltlage: Christa Rigozzi, Wladimir Putin, Andrew Breitbart, Beat Feuz

Nummer 10 – 8. März 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

DIE WELTWOCHEN



Der stille Krieg gegen die Christen

Sie sind die weltweit am meisten verfolgte Religionsgruppe.
Besonders in den islamischen Staaten. *Von Urs Gehriger*

Aufstand in der Romandie

Wie viel Fakten erträgt die Schweiz? *Von Andreas Kunz*

Frauenkrankheit Esoterik

Warum erliegt das weibliche Geschlecht der Versuchung des Übersinnlichen?
Von Gion Mathias Caveltz



Bis Unternehmer Emanuel Forster mit seinen perfekt verarbeiteten Stickereien die Pariser Haute Couture inspirieren konnte, wollte er nicht ruhen.



Arbeiten Ihr Berater ebenso *exakt* wie der St. Galler Emanuel Forster?

Emanuel Forster weiss, dass eine gute Idee alleine nicht genügt.

Dass erst eine saubere Verarbeitung und die hohe Qualität des Produkts den Unterschied ausmachen.

Darum verlassen sich die Modeschöpfer weltweit auch gerne auf seine einzigartigen Stickereien.

Wir sind der Meinung, dass Sie dieselben Qualitäten auch von Ihrer Bank erwarten können.

Dass ein gutes Produkt alleine nicht genügt, sondern nur zusammen mit Expertise und einem gezielten Einsatz den gewünschten Erfolg bringt.

Bis Sie in sämtlichen finanziellen Angelegenheiten auf unsere kompetente Unterstützung zählen können, dürfen Sie sich auf eines verlassen:

150
Jahre

Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/wirwerdennichtruhen

Intern

Es war ein regelrechter Aufstand, den wir in der Westschweiz mit unserer letzten Titelgeschichte «Die Griechen der Schweiz – Warum die Romands weniger arbeiten und höhere Renten beziehen» ausgelöst haben. Die Welschen stiegen auf die Barrikaden und beschwerten sich in Hunderten von E-Mails und Online-Kommentaren über die «Klischees» und «haltlosen Behauptungen», die wir aufgestellt hätten. Dabei nützte es wenig, dass sich der, Pardon, nüchterne Befund auf Zahlen, Daten und Studien von Universitäten und Bundesämtern abstützte. Für alle Welschen, die den Text im Original noch gar nicht lesen konnten, haben wir eine französische Version auf Weltwoche.ch gestellt. Einige, wie der Genfer Nationalrat Antonio Hodgers (Grüne), nahmen es mit Humor und karikierten das Titelbild des letzten Hefts – Hodgers lancierte eine Kampagne auf Facebook, in der die Welschen sich selbst und die *Weltwoche* auf die Schippe nahmen (siehe Bild). Für diese Ausgabe luden wir Hodgers ein, eine Replik auf unsere Diagnose zu schreiben. Und Andreas Kunz, der Autor des Artikels, ging übers Wochenende in die Romandie, um sich heiter seinen Kritikern zu stellen. **Seite 22**



Sie schenken uns nichts: «Welschwoching».

Eingehüllt in einen dicken Mantel, stand Moderatorin, Werbestar und Ex-Miss-Schweiz Christa Rigozzi letzten Samstag vor ihrem Hotel und rauchte eine Zigarette, als Rico Bandle zum Interview in Kreuzlingen eintraf. «Im Tessin ist es zwanzig Grad, und ich muss hier an die Kälte fahren», sagte sie. Drinnen, in der Hotellobby, bestellte sie einen Latte mac-

chiato mit Assugrin und begann zu erzählen: über ihre Familie, über Männer, über neidische Frauen. Nach gut einer Stunde machte sie sich los für ihren grossen Auftritt: Als Jurorin von «Die grössten Schweizer Talente» betörte sie am Abend einmal mehr Hunderttausende von



Latte macchiato mit Assugrin: Jurorin Rigozzi.

Zuschauern vor dem Bildschirm. Wer ist diese Christa Rigozzi? **Seite 28**

Vor einem Jahr geriet in Japan das AKW Fukushima I nach einem verheerenden Tsunami ausser Kontrolle. Erstmals seit Tschernobyl gelangten grosse Mengen radioaktiver Substanzen in die Umwelt. 100 000 Menschen aus der Umgebung des japanischen Kraftwerks wurden evakuiert und warten auf die Rückkehr in ihre Heimat. Wie schlimm war das AKW-Unglück wirklich? *Weltwoche*-Redaktor Alex Reichmuth und der Kernphysiker Walter Rüegg belegen anhand vieler Vergleiche mit natürlich vorhandener Strahlung und mit anderen Umweltkatastrophen, dass die Auswirkungen von «Fukushima» auf Mensch und Umwelt weit überschätzt werden. **Seite 32**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* baut ihre Redaktion aus. Kari Kälin verstärkt das Inlandteam. Kälin studierte Zeitgeschichte an der Universität Freiburg und schloss mit einer Arbeit über katholische Frömmigkeit und die Wallfahrten nach Einsiedeln ab. Seine journalistische Tätigkeit begann er beim *Boten der Urschweiz*, zuletzt leitete er das Inlandressort der *Neuen Luzerner Zeitung*. Wir heissen den Kollegen herzlich willkommen und wünschen ihm viel Erfolg. Ausserdem: unser Ausland-Kolumnist Hansrudolf Kamer ist für einige Wochen auf Bildungsreise in Asien. *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Pierre Heumann, Kari Kälin,

Peter Keller, Andreas Kunz,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgel, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Patrick Kull (*Assistent*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Paperboy: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy





Strick-Cardigan

89.90

Jeans

89.90

**Coop ist nachhaltigste
Detailhändlerin der Welt.**

Coop belegte 2011 den 1. Platz im oekom
Corporate Rating der Einzelhändler.

naturaline
BIO COTTON

**FÜR FASHION
& FAIRNESS**

coop city

Für mich und dich.

«Unverhandelbar»

Der Untergang des Schweizer Bankgeheimnisses in Zitaten, falschen Versprechungen und Fehleinschätzungen des Bundesrates. Von Roger Köppel

Wirtschaftsminister Pascal Couchepin (FDP), 5. März 1999, über die Lockerung des Schweizer Bankkundengeheimnisses: «Auf keinen Fall. Wir zünden doch unser eigenes Haus nicht an.»

Finanzminister Kaspar Villiger (FDP), 24. März 2000: «Wir stehen zu der Unterscheidung von Steuerhinterziehung und Steuerbetrug. [...] Das Bankgeheimnis steckt quasi in unseren Genen – so sehr, dass die Schweizer lieber den Finanzminister auswechseln als das Bankgeheimnis abschaffen würden.»

Villiger, 18. September 2000, auf die Frage, ob er das Bankgeheimnis bei Steuerhinterziehung gegenüber dem Ausland aufheben werde: «Nein. Wir haben den Grundsatz, In- und Ausländer gleich zu behandeln. Ein selektives Bankgeheimnis würde fundamentale Fragen aufwerfen.» **Villiger**, 5. Juli 2002: «Das Bankgeheimnis ist kein Auslaufmodell. [...] Man kann das Bankgeheimnis nicht relativieren, bis nichts mehr vorhanden ist.»

Aussenminister Joseph Deiss (CVP), am 22. Oktober 2002, über neue EU-Forderungen: «Aber eins ist sicher: Wenn man uns Eidgenossen unter Druck setzt, ist nichts rauszuholen. [...] Da lassen wir uns nicht einschüchtern [...] Das Bankgeheimnis ist unverhandelbar. Das sagt nicht nur der Finanzminister, sondern der Gesamtbundesrat. Wir lassen uns nicht auseinanderdividieren. Ja, das Bankgeheimnis wird es auch nach 2010 noch geben.»

Innenminister Pascal Couchepin, am 15. Mai 2004, nach den EU-Verhandlungen über die Zinsbesteuerung: «Das Bankkundengeheimnis ist sichergestellt. Es wird morgen besser geschützt sein, als es heute war.»

Wirtschaftsminister Joseph Deiss, am 26. Oktober 2004, über das Schengen-Abkommen: «Ja. Wir können den Finanzplatz festigen und das Bankgeheimnis dank Schengen zusätzlich sichern. [...] Damit ist das Bankgeheimnis vertraglich verankert.»

Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP), 19. März 2008, gegenüber der EU: «An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch noch die Zähne ausbeissen.» **Merz**, Mitte Februar 2009: «Die Unterscheidung zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug steht nicht zur Diskussion.»

Merz, 28. Februar 2009, nachdem der Bundesrat mit der Herausgabe der UBS-Daten das Bankgeheimnis gebrochen hatte: «Der Bun-



«Wir zünden doch unser Haus nicht an.»

desrat will das Bankgeheimnis nicht preisgeben, aber die Schweiz kann sich angesichts des internationalen Drucks nicht totstellen. Wir müssen uns der Diskussion stellen und auch die eine oder andere Konzession machen.»

Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP), 1. März 2009: «Wir sind ein kooperatives Land.»

Merz, 6. März 2009, gefragt, ob er den zuvor von ihm verteidigten Unterschied zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug aufheben wolle: «Ich schliesse gar nichts aus.»

Merz, 12. März 2009, hebt die Unterscheidung auf: «Der Informationsaustausch mit anderen Ländern wird im Einzelfall auf konkrete und begründete Anfrage bei Steuerhinterziehung ausgebaut. Das Einschwenken auf den OECD-Kurs wurde notwendig. [...] Das Bankgeheimnis bleibt bestehen.»

Merz, 13. März 2009: «Wir sind jetzt aus der Schusslinie.»

Und: «Amtshilfe wird nur geleistet im Einzelfall bei begründetem Anfangsverdacht. Die Anfrage muss den Namen des Steuerpflichtigen und den Namen der Bank enthalten. Es werden strenge Bedingungen gestellt, damit *fishing expeditions* auszuschliessen sind.»

Peer Steinbrück (SPD), deutscher Finanzminister, 14. März 2009: «Die Kavallerie in Yuma muss nicht unbedingt ausreiten. Die Indianer müssen nur wissen, dass es sie gibt.»

Merz, 25. Juni 2009: «Als Junge in Appenzell war ich zur Fasnacht oft Indianer, der mit Stolz den grossen Federhut und ein Jutekleid trug.»

Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), 11. Februar 2010: «Ich bin der Auffassung, dass man auch Leute, die schwere Steuerhinterziehung begehen, hart anfassen muss. Es ist nicht im Interesse der Schweiz, dass wir ein Hafen für Steuerhinterzieher sind.» Zum automatischen Informationsaustausch: «Wenn wir den Marktzutritt in der EU wollen, müssen wir auch die anderen Mechanismen der EU übernehmen, beispielsweise den Informationsaustausch.»

Widmer-Schlumpf, 21. Februar 2010: «Es stellt sich die Frage, ob wir nicht auch im Inland längerfristig auf die Unterscheidung von Steuerbetrug und schweren Fällen von Steuerhinterziehung verzichten sollen. [...] Letztlich geht es darum, unsere schweizerischen Steuerbehörden den ausländischen gleichzustellen. Jetzt, da die Unterscheidung gegenüber dem Ausland aufgehoben ist, ist die Zeit gekommen, auch im Inland darüber zu reden.»

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf, 6. Februar 2011, schlägt eine weitere Auflockerung des Bankgeheimnisses vor: Der Bundesrat solle «die Anforderungen [bei Amtshilfebegehren ausländischer Steuerbehörden, Anm. d. Red.] dahin gehend anpassen, dass neben dem Namen der Steuerpflichtigen und der Bank auch andere Mittel zur Identifikation zugelassen werden.»

Widmer-Schlumpf, 18. Februar 2011: «Es geht nicht um Aufweichung des Bankgeheimnisses, sondern um Anpassung der Auslegung der Amtshilfe.» Und, am 28. Mai 2011: «Es geht da überhaupt nicht um die Aufhebung des Bankgeheimnisses [...] Aber ich kann verstehen, dass die Kantone Gleichbehandlung auch im Inland wollen.»

Widmer-Schlumpf, 6. Juli 2011, über die Zulassung von Gruppenanfragen ausländischer Steuerbehörden, die zuvor kategorisch ausgeschlossen wurden: «Wir sagen ja zur Gruppe.»

Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf, 1. März 2012, auf die Frage, ob sie das Veto einlegen werde gegen die von der OECD angekündigte Zulassung von Gruppenanfragen im Steuerstreit: «Es ist tatsächlich so, [...] dass wir die Möglichkeit hätten, ein Veto einzulegen. [...] Stellen Sie sich einmal vor, wir würden gegenüber den 33 Staaten das Veto einlegen und ein Inkrafttreten verunmöglichen – ich denke nicht, dass das für die Unternehmen in unserem Land eine gute Situation wäre.»

Widmer-Schlumpf, 5. März 2012, zur Frage, ob sie die vom Nationalrat beschlossene Zulassung von Gruppenanfragen erst in Kraft setzen werde, wenn im Steuerstreit mit den USA eine Gesamtlösung auf dem Tisch liegt: «Wir werden erst paraphieren [...], wenn die Vereinbarung vorliegt. Ich sage das gerne noch einmal, und der Bundesrat lässt sich gerne an dieser Zusicherung messen. Wir halten uns an unsere Versprechen.»



Kreuzfeuer: zerstörte Kirche in Kenia. Seite 38



Hausse: Uhrmacher in Le Locle. Seite 36



In Frauenhand: Wahrsagerin. Seite 58



Kein Grund zur Panik: Fukushima. Seite 32

Kommentare & Analysen

5 Editorial

10 **Kommentar** Westwind der Entrüstung

10 **Im Auge** Carsten Pusch, Molekulargenetiker

12 **Katholiken** Menschliches Drama

12 **Nationalbank** Aufblähung der Geldmenge

13 **Personenkontrolle** Schmid, Fehr, Daum, Bruderer, Leutenegger, Sutter, Meier, Haupt

13 **Nachruf** Lucio Dalla, Cantautore

14 **Einsam, schutzlos und verraten**

Bern baut den Finanzschnüffelstaat auf

16 **Die Deutschen** Christian, Beate

16 **Wirtschaft** Was in der Politik falsch läuft

17 **Andrew Breitbart** Der Tod des Internet-Unternehmers

18 **Mörgeli** Selbstdeklaration der Selbstdeklaratorin

18 **Bodenmann** Erfolgreiche Kuscheljustiz

20 **Kostenkontrolle** Gutscheine für 131 000 Franken

20 **Medien** Pull und Push

21 **Leserbriefe** / Darf man das?

Hintergrund

22 **Aufstand in der Romandie**

Exkursion in den Westen, den Unterschieden auf der Spur

24 **Röstigraben** Loblied auf die Romandie

25 **Replik** Die Deutschschweizer sind neidisch

26 **Ernüchterung im Therapeutenstadl**

Der Fall Daniel Hofmann steht für eine abgehobene Justiz, die den Draht zum Volk verloren hat

28 **Die Frau in der vordersten Reihe**

Christa Rigozzi ist zur beliebtesten Frau im Land avanciert

30 **Ethik** Streitobjekt Babyklappe

31 **Gesundheit** Die Chiropraktik – eine Erfolgsgeschichte

32 **Hochgespielter «Super-GAU»**

Das Atomunglück in Japan vor einem Jahr gilt als Katastrophe verheerenden Ausmasses. Zu Unrecht

34 **Konsumentenschutz** Linke Anliegen statt tiefer Preise

35 **Familie** Schwule sind gute Eltern

36 **Goldene Zeiten**

Erfolg in der Krise: Was die Uhrenindustrie richtig macht

38 **Der stille Krieg gegen die Christen**

Keine Religionsgemeinschaft ist so stark unterdrückt. Das Unheimlichste am Phänomen ist die globale Stille darüber

40 **Glauben** «Alle fünf Minuten wird ein Christ getötet»

42 **Schweiz** Parteien, Hilfswerke und Kirchen entwarnen

43 **Spanien** Der Sturz des Starrichters Baltasar Garzón

44 **«Unser Irrenhaus wählt Putin»**

Wladimir Putins Wahlsieg markiert den Bruch der Eintracht

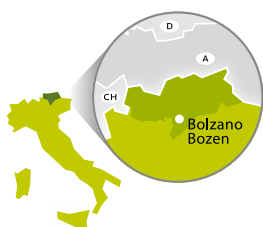
46 **Der Cowboy aus dem Schangnau**

Wie Beat Feuz zum Sporthelden und Millionär wurde

Nicht jede Gondel bringt Sie zur Piazza San Marco.



SÜDTIROL
bewegt



Im Südtirol gleiten Seilbahnen* gerne mal von der Stadt aus mitten in die Natur. Doch ist es nicht nur die reizvolle Nähe von urbaner und ländlicher Lebensweise, welche die nördlichste Region Italiens prägt, sondern insbesondere all die vielfältigen mediterranen und alpinen Einflüsse.

* Die Rittner Seilbahn bringt Sie in 12 Minuten von Bozen auf das Rittner Sonnenplateau.

Mehr übers Südtirol erfahren Sie unter www.suedtirolmagazin.ch



«Die Schweiz ist zu attraktiv»: Asyl-Spezialist Heinz Brand. Seite 48

Interview

48 «Drei Frauen und vierzehn Kinder»

Heinz Brand leitete jahrzehntelang das Bündner Ausländeramt. Im Interview spricht der Asyl-Spezialist über die grössten Missstände, die besten Lösungen und die frechsten Asylanten, denen er in seiner Karriere begegnet ist

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Pierre Bonnard, Kunstmaler

54 Bestseller

54 Walsers Rechtfertigungen

Der Schriftsteller Martin Walser fragt anlässlich seines 85. Geburtstags: Ist man ein besserer Mensch, wenn man den moralischen Zeigefinger hebt?

55 Jazz Chick Corea / Eddie Gomez / Paul Motian

56 Top 10

56 Kino «Haywire»

57 Fernseh-Kritik «Die grössten Schweizer Talente»

58 Frauenkrankheit Esoterik

Studien zufolge sind Frauen deutlich abergläubischer als Männer. Wir haben die These in der Wirklichkeit überprüft

60 Namen Cinecittà-Monument in Zürich

61 MvH Mein Kniefall

61 Gesellschaft Schleckmäuler

62 Die Besten Ahoi für Gross und Klein

63 Thiel Hallihallo

63 Wein Château Brisson Castillon Côtes de Bordeaux 2008

65 Auto BMW M550d xDrive

66 Hochzeit Anita Meyer und Thomas Abt

Autoren in dieser Ausgabe

Klaus Zaugg



Der freie Sportjournalist und ehemalige *Blick*-Chefreporter ist selbst ein waschechter Emmentaler. In dieser Ausgabe porträtiert er den im Schangnau

geborenen Beat Feuz, der als grosse Schweizer Skihoffnung und Nachfolger des abgetretenen Didier Cuche gehandelt wird. Seite 46

Gion Mathias Cavelti



Der 1974 in Chur geborene Satiriker, Kolumnist und Buchautor hat ein Flair für das Skurrile im Alltag. Für die *Weltwoche* besuchte er

die Esoterikmesse «Lebenskraft» in Zürich und ging der Frage nach, warum Frauen so viel häufiger als Männer dem Übersinnlichen erliegen. Seite 58

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH



Gut erfunden:
Weltneuheit SteamFinish®
für strahlenden Glanz.



Die Adora mit der Weltneuheit SteamFinish

Als erster Geschirrspüler pflegt die Adora Gläser, Besteck und Geschirr mit reinem Dampf. SteamFinish sorgt für eine bisher unerreichte fleckenfreie Sauberkeit und funkelnde Brillanz. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen unter vzug.ch



Führend in Küche und Waschraum



Westwind der Entrüstung

Von Philipp Gut — Darf man den Welschen Schlendrian vorwerfen? Ist der nationale Zusammenhalt in Gefahr? Wo liegen die Grenzen des Erlaubten? Wie viele Fakten erträgt die Schweiz?



Vergleiche verboten: Widmer-Schlumpf.

Ein aussenstehender Betrachter müsste Unweigerlich zum Schluss kommen, die Schweiz stehe kurz davor, auseinanderzubrechen. Ein Alpen-Jugoslawien oder Berg-Belgien, mindestens. Hunderte von Lesermeldungen, eilig einberufene Talkshows in Radio und Fernsehen, Schlagzeilen auf den Frontseiten der Zeitungen, besorgte Experten und Politiker, die den «nationalen Zusammenhalt» in Gefahr sehen: Die Wucht der Reaktionen erreichte tsunamihafte Dimensionen.

Was war geschehen? Nüchtern gesehen, müsste man es dem aussenstehenden Betrachter etwa so erklären: Ein recherchierter Artikel in einem Wochenblatt aus einem unabhängigen Deutschschweizer Verlag versammelte ein paar Fakten und Kennzahlen zu einem die Sprachregionen übergreifenden Vergleich in ausgewählten sozialen, ökonomischen und politischen Bereichen. Der Artikel stützte sich auf Studien und Statistiken, darunter eine Untersuchung der Universität Lausanne, die durchs Band signifikante Unterschiede zwischen der Deutschschweiz und der Romandie hinsichtlich Arbeitsleistung, Budgetdisziplin und Verrentung feststellten.

Der Text, von dem hier die Rede ist, erschien in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* («Mediterraner Schlendrian», Nr. 9/12) und wurde alles andere als nüchtern aufgenommen. Er traf

offensichtlich einen Nerv. Anders sind die schiere Menge und die Heftigkeit der Reaktionen nicht zu erklären. Neben humorvollen Antworten, die die Romandie von ihrer sympathischen und witzigen Seite zeigten, löste die ungebührliche Realitätsbeschreibung einen Westwind der Entrüstung aus. Sogar die Bundespräsidentin mischte sich ein und verbat sich derartige Vergleiche.

Wie steht es um den Zustand eines Landes, das durch solch harmlose Zeitungsartikel in Wallung gerät? Wie viele Fakten erträgt die Schweiz?

Berns magnetische Kraft

Die Bereitschaft, sportlich in eine Diskussion über die Differenzen zwischen den Sprachregionen einzusteigen, ist erstaunlich gering. Die schlichte Auflistung von Tatsachen wird als unziemlich empfunden. Die Pseudoharmonie will nicht gestört werden. Korrektheit triumphiert.

Sofort und reflexartig taucht in diesem Zusammenhang das Gespenst einer Sezession auf, als würde das Land bei der leisesten Bemerkung, die potenziell als minderheitenkritisch ausgelegt werden könnte, sich in blutige Bürgerkriege verwickeln.

Das ist Unsinn. Angesichts der Realitäten kippen die dramatischen Äusserungen ins Komische. Der Drang eines Landesteils, sich dem kulturell verwandten Ausland anzuschliessen, dürfte sich auf einem historischen Tiefstand bewegen. Auch für die traditionell europhilen Romands hat die schlingende EU fulminant an Attraktivität verloren. Nie war die magnetische Kraft Berns grösser.

Wozu denn die wortreichen Beschwörungen einer nationalen Einheit, die niemand ernsthaft bedroht sieht? Offensichtlich soll man über bestimmte Themen nicht frei und offen reden dürfen. Tatsachen stören die Meinungen. Als die *Weltwoche* erstmals von «Scheininvaliden» sprach, war die Empörung gross. So etwas gebe es nicht, hiess es. Als sie über den Missbrauch im Sozialwesen berichtete, hoben die politischen Linienrichter wie auf Kommando die Fahnen. Als sie vorrechnete, was ein Asylant die Schweiz kostet, fand man das ungeheuerlich. Heute provozieren diese Fakten keine Volksaufstände mehr.

Auch über die hochinteressanten Unterschiede zwischen Deutschschweizern und Romands wird man in Zukunft entspannter reden können. *Affaire à suivre.*

Ötzis Doktor



Carsten Pusch, Molekulargenetiker.

Als kleiner Junge schaute er von den Schultern seines Vaters fasziniert auf die Mumien im Museum in Kairo. Vor zwei Jahren knackte er dann als Molekulargenetiker die DNA des geheimnisvollen kindlichen Pharaos Tutanchamun und entzauberte ihn als gesundheitliches Wrack. Jetzt hat Carsten M. Pusch, 45, ein weiteres Menschheitsrätsel gelöst. Die Diagnose erstaunte Präventivmediziner, Umweltpolitiker, Krankenkassenmanager und den Gesundheitsbetreuer in jedem von uns: Ötzi, der Jäger und Sammler, litt an «dramatisch fortgeschrittener» Arteriosklerose und hatte ein hohes Risiko, an einem Infarkt oder Hirnschlag zu sterben. Ausserdem plagte ihn die von Zecken übertragene Borreliose, die Fieberanfälle und Gelenkschmerzen hervorruft. Und er war Laktose-intolerant, vertrug also keine Milch.

Andererseits war dieser Dead Man Walking, der weder trank noch rauchte (seine geschwärzte Lunge: die Folge von Passivrauchen an den Feuerstellen?), im Urteil Puschs ein «sehr robuster, gesunder Geselle, so richtig knackig beisammen». Als «Frozen Fritz» seine Via Dolorosa am Tisenjoch in den Ötztaler Alpen vor rund 5300 Jahren als mutmassliches Mordopfer mit einer Pfeilwunde in der Schulter und mit einem Schädeltrauma beendete, war er ungefähr 46 Jahre alt. Seit seiner Entdeckung im Jahre 1991 versuchen siebzig Forscherteams Leben und Sterben des Steinzeitmenschen aufzuklären. Pusch und sein Kollege Albert Zink konnten sein Genom zu 96 Prozent entschlüsseln.

Demnächst will Pusch auch die Resultate seiner Studien der Ramses-Dynastie veröffentlichen, eine wahre Schauergeschichte an «politischen Ränkespielen und Mord». Er arbeitet ferner an Skeletten der mittelalterlichen Medici-Familie. Der Fund von menschlichen Knochen in Leinetal bei Hannover, die auf ein Alter von 750 000 Jahren geschätzt werden, könnte seine grösste Herausforderung werden. Doch den Assistenzprofessor Pusch beschäftigt auch die persönliche Zukunft: Seiner Abteilung an der Uni Tübingen droht die Schliessung.

Peter Hartmann

Ganz im Mittelpunkt: Manero CentralChrono.



Mit der Manero CentralChrono präsentiert Carl F. Bucherer einen technisch überzeugenden Chronographen, der neue gestalterische Akzente setzt. Da sowohl die Sekunden als auch die Minuten des Chronographen via Zeiger aus dem Zentrum heraus gesteuert werden, garantiert der klassische Zeitmesser perfekte Lesbarkeit. Und dem Träger genau das, was er erwartet: Die Uhrzeit und einen Chronographen – dies alles auf einen Blick.

www.carl-f-bucherer.com



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 40, T 061 261 40 00, **Bern**, Marktgasse 2, T 031 328 90 90, **Davos**, Promenade 69, T 081 410 00 50, **Genf**, 45, Rue du Rhône, T 022 319 62 66, 22, Rue du Mont-Blanc, T 022 732 72 16, **Interlaken**, Höheweg 43, T 033 826 02 02, **Lausanne**, Rue de Bourg, T 021 312 36 12, **Locarno**, Piazza Grande, T 091 751 86 48, **Lugano**, Via Nassa 56, T 091 923 14 24, **Luzern**, Schwanenplatz 5, T 041 369 77 00, **St. Gallen**, Multergasse 15, T 071 222 02 22, **St. Moritz**, Via Maistra 17, T 081 833 31 03, **Zermatt**, Bahnhofstrasse 6, T 027 967 53 53, **Zürich**, Bahnhofstrasse 50, T 044 211 26 35, **KURZ** Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 39, T 061 269 60 60, **Luzern**, Weggisgasse 25, T 041 419 40 20, **Zürich**, Bahnhofstrasse 80, T 044 219 77 77 und **SWISS LION** Geschäfte **Engelberg**, Titlis, T 041 372 10 90, **Luzern**, Löwenplatz 11, T 041 410 61 81.

Menschliches Drama

Von Peter Keller — Der umstrittene Bischof Vitus Huonder ist viel differenzierter als seine Kritiker.

Der Empörungscocktail war schnell angefüllt. Es reicht schon, mit dem Finger auf die grösste katholische Reizfigur des Landes zu zeigen. «Bischof Huonder kennt für Menschen in zweiter Ehe keine Gnade», fasst der *Tages-Anzeiger* den neuen Hirtenbrief des Churer Bischofs zusammen.

Konkret dürften wiederverheiratete Geschiedene keine Kommunion empfangen. Das ist nicht nett – aber katholisch. Es handelt sich aber keineswegs um einen einzelnen, verirrteten Bischof, wie die Titelzeile suggeriert der hier seine persönliche Meinung verbreitet. Vielmehr folgt Huonder den (schon längst bekannten) Vorgaben seiner Kirche, und diese bezieht sich auf die Bibel: auf Matthäus («Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden») und auf die Zehn Gebote («Du sollst nicht ehebrechen»).

Eine Kirche muss nicht immer verständnisvoll sein. Sie kann durchaus auch Grenzen setzen, Gehorsam verlangen und Verzicht einfordern. Damit stellt sich Rom heute in der westlichen Welt ins Abseits. Das war nicht immer so. Eine Schwulenehe war beispielsweise vor wenigen Jahrzehnten noch völlig inakzeptabel – heute muss sich die Kirche rechtfertigen, wenn sie die Ehe Mann und Frau vorbehaltend sieht.

In der Minderheit

In den letzten Jahren ist die Scheidungsquote markant gestiegen. Von 15,4 Prozent (1970) über 33,2 Prozent (1990) auf 54,4 Prozent (2010). Das ist eine gesellschaftliche Realität. Man könnte auch sagen, dass sich die katholische Kirche in dieser Frage in die Minderheit manövrierte, indem sie sich selber treu blieb. Kann man ihr deswegen einen Vorwurf machen? Eine Kirche hat sich nicht an wechselnden Mehrheiten zu orientieren, sondern an ihren Prinzipien.

Man sollte die katholische Kirche nicht am falschen Ort verteidigen. Das akute Bashing jedoch missachtet einfachste Regeln der Fairness. Huonders Hirtenbrief ist wesentlich differenzierter als seine Kritiker. Jede Ehescheidung sei ein menschliches Drama, hält der Bischof fest und ruft seine Seelsorger zu «besonderem Feingefühl» mit den Betroffenen auf. Gleichwohl hält er an der christlichen Auffassung der Ehe fest. Das ist sein Recht – und seine Pflicht.

Aufblähung der Geldmenge

Von Pierre Heumann — Die Notenbank hat so viel Geld gedruckt, dass eine Riesen-Inflation droht. Die Gefahr lässt sich nicht abwenden, ohne den Frankenkurs in die Höhe zu treiben.

Gute Nachrichten dominieren derzeit die Jahresberichte der Firmen. Die Krise ist ausgestanden, die Prognostiker geben sich wieder optimistisch. So hat zum Beispiel BAK Basel Economics die Wachstumsprognose für dieses Jahr soeben nach oben korrigiert. «Die Rezession ist abgesagt», sagen die Ökonomen. Doch am Horizont lauert ein neues Risiko: die Inflation. Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat in den vergangenen Monaten so viel Geld kreierte, dass die Preise früher oder später auf breiter Front steigen. «Die Teuerungsgefahr der aktuellen Geldpolitik wird wohl unterschätzt», sagt UBS-Ökonom Caesar Lack.

Dem Druck der Gewerkschaften nachgeben?

Zu verdanken ist das Inflationspotenzial der Politik des ehemaligen SNB-Chefs Philipp Hildebrand, der wegen privater Devisengeschäfte im Januar zurücktreten musste. Er stand im Sommer, als der Franken zum Euro rund eins zu eins gehandelt wurde, vor einem Dilemma. Sollte er dem Druck der Exportindustrie und der Gewerkschaften nachgeben und den Franken mit Interventionen am Devisenmarkt schwächen? Oder wäre es vorzuziehen, die freien Märkte über den wahren Ausenwert des Frankens entscheiden zu lassen?

Hildebrand entschied sich für den geldpolitischen Aktivismus, um der Exportindustrie

zu helfen. Er erhöhte die Notenbankgeldmenge in kürzester Zeit massiv, um zunächst den Franken zu schwächen und dann die Untergrenze zum Euro zu verteidigen.

Die Richtigkeit dieser Politik bezweifeln selbst zwei Forscher der Schweizerischen Nationalbank, Raphael Auer und Philip Sauré. Der starke Franken habe für die Schweizer Exporteure kaum negative Auswirkungen gehabt. Sie hätten vom Aufschwung des Welt Handels in den letzten Jahren profitieren können, obwohl sich der Franken gegenüber den meisten Währungen aufgewertet habe. Die Studie wurde pikanterweise im September 2011 publiziert, also im selben Monat, als die Nationalbank den Euro-Mindestkurs festlegte. Die jüngsten Exportzahlen bestätigen das Forschungsergebnis. Die Schweizer Ausfuhren sind im vergangenen Jahr um über zwei Prozent gewachsen, Frankenstärke hin oder her.

Doch im Haus SNB gelten die eigenen Forscher offenbar wenig. Nie zuvor wurde in so kurzer Zeit so viel Geld geschaffen. Die Notenbankgeldmenge verdoppelte sich von 50 (2008) auf knapp 100 Milliarden Franken (2009). Im vergangenen Jahr wurde die Geldmenge noch krasser ausgeweitet. Im August 2011 kletterte sie auf 163 Milliarden Franken, im September, als Hildebrand den Mindestkurs zum Euro festlegte, auf 252 Milliarden Franken – fast siebenmal mehr als zehn Jahre zuvor.

Ein gefährliches Inflationspotenzial

Die extreme Ausdehnung hat ihr Ziel zwar erreicht. Weil die Geldmenge erhöht wurde, ist der Franken schwächer geworden. Gleichzeitig entstand aber ein gefährliches Inflationspotenzial. Das Geld schlummert, weil die Banken weniger Liquidität beanspruchen, als verfügbar ist. Sobald die Banken und deren Kunden wieder mehr Vertrauen in die Zukunft haben, wird die Kreditnachfrage wieder anschwellen. Der dadurch ausgelöste Boom könnte die Preise in zwei bis drei Jahren in die Höhe schnellen lassen.

Die gefährlich grosse Geldmenge wird Hildebrands Nachfolger an der SNB-Spitze kaum abschöpfen können. Sollte die Notenbank das Geldangebot nämlich verknappen, steigen die Zinsen, was dem Frankenkurs einen Auftrieb geben würde. Die Prognostiker, die jetzt noch rosa Szenarien malen, müssten dann nochmals über die Bücher.



Heikles Erbe: Ex-Präsident Hildebrand.

Personenkontrolle

Schmid, Fehr, Daum, Bruderer, Leutenegger, Sutter, Meier, Haupt

Am 19. Januar 2012 schickte **Walter Schmid**, Präsident der privaten Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos; das Gremium, das die feudalen Standards für Sozialhilfe festlegt), der SP-Vizepräsidentin und Nationalrätin **Jacqueline Fehr** einen Brief. Darin lancierte er seine Ideen nach noch mehr Staat, genauer für ein «Koordinations- und Rahmengesetz für Sozialhilfe» oder, ganz präzise, für die obligatorische Übernahme der Skos-Vorgaben durch alle Kantone und Gemeinden. Abgerundet wurde die Forderung an den Bund mit sieben weiteren Begehren zum Ausbau des Sozialstaats. Bizarren an der linken Aktion ist, dass vier Tage



Mehr Sozialstaat: Verbandsdirektor Daum.

später **Thomas Daum**, Direktor des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes und FDP-Mitglied, dieselbe SP-Politikerin schriftlich «um wohlwollende Prüfung» der exakt gleichen acht Pläne zur Aufblähung des Sozialstaates ersucht hat. Dabei nahm der auf dem Papier bürgerliche Verband sich nicht einmal die Mühe, die Forderungen nach mehr Staatsausgaben eigenständig zu begründen. Sein Brief ist bis in einzelne Wendungen die wörtliche Kopie des linken Skos-Schreibens. Die Frage, wer den Brief der Arbeitgeber tatsächlich abgefasst hat, die Sozialhelfer oder Daum, beantwortet der Verband nicht. (*upe*)

Der Artikel über die vielen rot-grünen Immobilien-Besitzer (*Weltwoche* Nr. 9/12) hat einige Leser zu präzisierenden und ergänzenden Hinweisen motiviert. So legt ein Engelberger Wert auf die Feststellung, dass die Aargauer SP-Ständerätin **Pascale Bruderer** im Klosterdorf Engelberg nicht einfach eine Ferienwohnung besitze, sondern ein stattliches Ferienhaus erbaut und neulich ausgebaut habe. Und SP-Nationalrätin **Susanne Leutenegger Oberholzer** habe sich dank Bausparen, das sie politisch bekämpft, nicht nur im Baselbiet eine Eigentumswohnung gekauft. Auf der Lenzerheide ist sie zudem über eine Familien-



Zweitwohnung: Leutenegger Oberholzer.

Aktiengesellschaft an einer Ferienwohnung im Ortsteil Valbella beteiligt (Wert zirka 900 000 Franken) – obwohl sie offiziell zur Unterstützung der Initiative gegen den Zweitwohnungsbau aufruft. (*upecal*)

Aufgrund einer technischen Panne haben wir letzte Woche an dieser Stelle eine falsche Meldung abgedruckt. Es ist nicht richtig, dass Coop-Chef **Joos Sutter** gefordert hat, den Zollfreibetrag für den privaten Import von Waren von 300 auf 100 Franken zu senken. Wir entschuldigen uns für den Fehler. (*WW*)

Eine Anfrage der *Weltwoche*, ob sie den gestern nach Redaktionsschluss vorgestellten KPMG-Bericht über die privaten (Insider-)Deals der SNB-Direktoren vorgängig einsehen könne, lehnte SNB-Sprecher **Walter Meier** ab. Weil die Nationalbank ein börsenkotiertes Unternehmen sei, wäre die Herausgabe «angesichts der Insiderstrafnorm heikel». (*gut*)

Gegen Pro Litteris, die monopolistische Urheberrechtsgesellschaft unter Präsident und Verleger **Men Haupt**, ist Aufsichtsbeschwerde eingereicht worden. Der Grund ist ein E-Mail vom 28. Februar. Darin fordert «der Vorstand» die Mitglieder auf, «ja zur Buchpreisbindung» zu sagen. Diese sei ein «bewährtes Mittel, den Büchern und damit auch den Autorinnen, Autoren und Verlagen diejenigen Werte zuzusprechen, welche ihnen eine zivilisierte Kulturgesellschaft zu gewähren hat». Der Aufruf ist so verschwurbelt wie fragwürdig. Pro Litteris habe sich politisch neutral zu verhalten und keine Abstimmungsparolen herauszugeben, so der Beschwerdeführer. (*gut*)



Verschwurbelter Aufruf: Verleger Haupt.

Nachruf



Wunderbar ironisch: Cantautore Dalla.

Lucio Dalla — Als sich die Nachricht von seinem Tod verbreitete, «begann Lucio Dalla überall zu singen in Italien: in den Häusern, in den Büros, in den Autos, auf der Strasse» (so die Zeitung *La Repubblica*). Der Herztod ereilte den *cantautore* mitten in seiner Tournee, letzten Donnerstagmorgen nach seinem Auftritt in Montreux; zu Grabe getragen wurde er an seinem Geburtstag, den er in einem seiner schönsten Lieder besingt: «4/3/43». 50 000 Trauernde, fast alle in Tränen, strömten in seiner Heimatstadt Bologna zur Totenfeier auf die Piazza Maggiore, der er seine Hitparaden-Ballade «Piazza Grande» gewidmet hat. Die passenden Worte dazu hatte er als Wünschelrutengänger der italienischen Zustände und Gefühle auch schon gedichtet: «Das Hässliche am Tod ist die Beerdigung.»

Der kleine Dalla sang mit einer machtvoll natürlichen Tenorstimme, die ins Melancholische tendierte, wie das neapolitanische Volkslied. «Caruso», Dalls Hommage an den grossen Opernsänger, wurde zu einer Art inoffiziellen Nationalhymne, die selbst Pavarotti mit Inbrunst tremolierte. Sein Credo, das er als Komponist hinterliess: «Bach ist modern. Rap ist schon tot.» Als Textschreiber entzog sich Dalla ideologischen Festlegungen mit wunderbar ironischen Fallen. «Ich war nie Marxist und nie Kommunist», sagte er. Aber auch kein päpstlicher Mystiker wie sein jahrzehntelanger Sängerwettstreiter Adriano Celentano («Azzurro»), der ihm am Montagmorgen ganz allein am Grab die letzte Ehre erwies, sondern lebensfroher Sünder der Vielmännerei, was Italien erst in den Nachrufen erfuhr.

Peter Hartmann

Einsam, schutzlos und verraten

Von Urs Paul Engeler — Sobald das Bankgeheimnis Geschichte ist, werden die Menschen merken, dass der Schutz ihrer Daten wenig mit den Banken, aber viel mit ihrer Privatsphäre zu tun hatte. Bern baut den Finanz-Schnüffelstaat auf.



Nachgeben mit Methode: Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf.

Als die eidgenössischen Räte 1934 den bereits praktizierten Schutz der persönlichen Bankdaten verbindlich ins Bankengesetz schrieben und dessen Verletzung als Offizialdelikt unter Strafe stellten (Bussen bis zu 20 000, heute 50 000 Franken und Gefängnis bis zu sechs Monaten), gab es eine einzige Gegenstimme. Linke und Kommunisten votierten nicht nur geschlossen für das Bankgeheimnis. Sie feierten es als politische Errungenschaft, als Menschenrecht. In seinen Erinnerungen «Mein Leben» erklärt der legendäre Generalstreikführer, Kommunist, langjährige SP-Präsident und Fast-Bundesrat Walther Bringolf (Schaffhausen) die Wirkung des Gesetzes. Zwar seien 1933 in Deutschland die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaften von den Nationalsozialisten auf Befehl Hitlers aufgelöst worden, doch: «Ihr Vermögen konnte glücklicherweise zum Teil in die Schweiz gerettet

werden. Die ersten Flüchtlinge aus Deutschland tauchten auf.»

Die Geldtransfers in die Schweiz hatten wirtschaftliche und politische Gründe (hohe Inflation und Verfolgung). Deutsche und französische Spione durchstreiften das Land, um Konten von Landsleuten auszuforschen. Hitler enteignete jüdische Firmen, konfiszierte Vermögen und definierte im Juni 1933 jede Geldüberweisung ins Ausland als Kapitalverbrechen, auf das eine Gefängnisstrafe von mindestens drei Jahren stand. Im Juli 1933 erliess er das «Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlicher Vermögen».

Die Darstellungen, wonach das Bankgeheimnis explizit zum Schutz jüdischer Vermögen in der Schweiz eingeführt worden sei, sind nicht ganz korrekt. (Faktisch profitierten sie und ihre Nachkommen aber von diesem Schutz.) Das Gesetz von 1934, das Anfang der

70er Jahre revidiert und bekräftigt wurde, war viel grundsätzlicher angelegt: Es sicherte die persönlichen Rechte und die private Sphäre des kleinen Individuums gegen den totalitären oder fiskalisch masslosen Staat und gegen Schnüffler aller Art.

Staatliches Vertrauen gegen korrektes Verhalten des Bürgers – so lautete die politische Formel, die sich über all die Jahrzehnte bewährt hat. Trotz (oder gerade wegen?) des Bankgeheimnisses hat die Schweiz auch kein Problem, genügend Steuergelder zu generieren. Die Drohung, den Steuerbetrug zu ahnden, und der finanzielle Druck der Verrechnungssteuer genügen; der Bürger lohnt es mit Wohlverhalten.

Überschuldete, schlecht wirtschaftende Staaten und die imperialistischen USA versuchten immer wieder, das System von Treu und Glauben zu unterwandern und zu knacken. Unterstützt werden sie seit Mitte der 70er Jahre durch eine fanatisierte neue Linke, die den Neid und den Generalverdacht bewirtschaftet. 1984 scheiterte sie mit ihrer Bankeninitiative jedoch brutal (nur 26,9 Prozent Ja-Stimmen); gemäss einer Nachbefragung hatte nicht einmal die SP-Basis das Begehren ihrer Ideologen und Sekretäre um Rudolf H. Strahm unterstützt.

So eindeutig das Verdikt der letzten Volksabstimmung zu diesem Schutz der privaten Sphäre war, so wenig gilt es heute. Linke und andere Etatisten nutzten jeden internationalen Druck, um die schweizerische Vertraulichkeit zu zerstören. Nun stehen sie kurz vor dem Ziel. Parallel zur Offenlegung der Bankdaten von Ausländern, wie die Amerikaner dies erpresst haben, wird die schweizerische Gesetzgebung im Sinne der vielen Steuervögte geändert, und zwar zügig.

Waren bei FDP-Finanzminister Hans-Rudolf Merz («An diesem Bankgeheimnis werdet ihr euch die Zähne ausbeissen») Naivität, Schwäche und Chaos die Gründe dafür, dass er ohne Strategie von Konzession zu Konzession stolperte, so betreibt seine Nachfolgerin, die Bündner Fiskalistin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), das Nachgeben auf internationalem Parkett mit Raffinesse und Methode. Sie hatte gar nie im Sinne, das Bankgeheimnis zu verteidigen. Ihre immer weiter und noch weiter gehenden Zugeständnisse ans Ausland zielen direkt darauf ab, das Bankgeheimnis auch im Innern abzuschaffen. Zu diesem Zweck arbeitet sie im engen Verbund

mit den Linken und Grünen und ihrem Vertrauten Christian Wanner (FDP, SO), dem Präsidenten der kantonalen Finanzdirektoren. «Gleichbehandlung» lautet die Begründung: Was den ausländischen Fahndern erlaubt ist, soll unseren Steuerkommissären billig sein.

Bereits Ende März wird die oberste Steuereintreiberin des Landes dem Bundesrat ein «Aussprachepapier» vorlegen mit ihren Vorschlägen, das Schweizer Steuerstrafrecht zu verschärfen. «Es sind nicht nur irgendwelche Ideen», sagte sie kürzlich im Parlament, «sondern es werden konkrete Vorschläge sein, wie wir uns vorstellen, dass wir diese

Das System des Vertrauens in den Bürger weicht einer Kultur des permanenten Misstrauens.

Hürde bezüglich Steuerbetrug und Steuerhinterziehung überwinden können, so dass wir die Gleichstellung im Inland im Interesse unserer Kantone dann auch umsetzen können. Diese Vorlage werden sie noch Ende Jahr haben.»

Was auf den Schweizer Bürger zukommt, kann in Deutschland oder in den USA schon heute beobachtet werden. Deutschland hat eine sogenannte Steueridentifikationsnummer eingeführt, die den automatischen Zugriff auf sämtliche Konten ermöglicht, die ein Mensch hält. Die USA, die sich freuen, das Bollwerk Schweiz zertrümmert zu haben, dürfen sogar die delikatsten Daten der Kunden von Kreditkartenfirmen einsehen. In einem Kommentar zum neuen Schweizer Amtshilfegesetz schreibt der frühere Geldwäscherei-Staatsanwalt und heutige Bankier David Zollinger: «Das Ziel ist offensichtlich. Jede Steuerbehörde auf diesem Planeten soll von jeder anderen Steuerbehörde weltweit Informationen über Steuerpflichtige einholen können, ohne dass sie sich dafür in irgendeiner Weise erklären oder rechtfertigen muss. Informationsaustausch ohne Grenzen im wahren Sinne des Wortes. Und das Erstaunliche daran: Keinen scheint es in irgendeiner Weise zu stören, dass die Steuerbehörden selbst entscheiden, welche Informationen sie in Zukunft in welcher Weise über die Bürger einholen. Als wäre es Schicksal oder ein Naturgesetz.»

Implementiert wird ein eigentlicher Paradigmen-Wechsel: der freie Blick des Beamten in Konten und Depots. Das System des Vertrauens in den Bürger weicht einer Kultur des permanenten Misstrauens. Sollte irgendein Vertreter einer Behörde den Aufbau des Finanz-Schnüffelstaates dementieren, so parliert er uninformiert, hausiert er mit leeren Versprechen oder lügt er. Was am wahrscheinlichsten ist, wenn man im Zeitraffer die Geschichte der obrigkeitlichen Irreführungen zum Thema Bankgeheimnis abspult.

Als die Schweiz 1960 der OECD beitrug, wurde hoch und heilig versprochen, gegen Beschlüsse, die der Schweiz schaden, das Veto einzulegen. Heute sagt Widmer-Schlumpf, das sei nicht opportun.

Als 2004 das Zinsbesteuerungsabkommen mit der EU ratifiziert war, verabreichte Bern die Beruhigungspille, damit werde das Bankgeheimnis unangreifbar.



Abenteuerliche Spitzkehr: FDP-Chef Fulvio Pelli.

Als dem Volk der unselige Schengen-Vertrag schmackhaft gemacht wurde, versicherte der Bundesrat schriftlich: «In den Schengen-Verhandlungen konnte das Bankgeheimnis bei den direkten Steuern (Einkommens- und Vermögenssteuer) vertraglich abgesichert werden. Die Schweiz wird somit Weiterentwicklungen des Schengen-Rechts, die das Bankgeheimnis bei den direkten Steuern gefährden, nicht übernehmen.» Staatssekretär Michael Ambühl, heute an allen Fronten zuständig für die fiskalpolitischen Kapitulationsverhandlungen des Landes, führte 2005 die Leser der *Weltwoche* in die Irre: «Schengen ist eine gute Sache. Das Bankgeheimnis ist gesichert.»

2009 verabschiedeten die Delegierten der FDP noch trotzig die Resolution «Keine Aufweichung des Bankgeheimnisses!». Zur gleichen Zeit verkündete FDP-Präsident Fulvio Pelli wörtlich: «Das Bankgeheimnis ist nicht bedroht, also muss es auch nicht gerettet werden. Es ist gesetzlich verankert. Wir haben den Auftrag der Schweizer Bevölkerung, es beizubehalten. Verankert ist es direkt und indirekt auch in mindestens vier Verträgen mit der EU.» Ein Jahr später vollführten er und seine Partei mit einer Weissgeldstrategie und der Unterwerfung unter alle OECD-Richtlinien

eine abenteuerliche Spitzkehr. Heute segnen die Freisinnigen bereits die von den USA erpressten sogenannten Gruppenanfragen ab, die sogar über die OECD-Norm hinausgehen und fast jeden willkürlichen behördlichen Zugriff auf Bankdaten erlauben.

Die Banken selbst haben mehrfach bewiesen, dass sie bei jedem Druck umgehend bereit sind, das Geschäftsgeheimnis zu brechen und Kundendaten in gewünschter Menge preiszugeben, um ihr Geschäft im Ausland nicht zu gefährden.

Sobald Widmer-Schlumpf ihr neues Steuerstrafrecht vorstellt, merkt auch der bravste Bürger: Das Bankgeheimnis hat wenig mit dem Schutz der Banken zu tun, viel aber mit der privaten Sphäre. Hilfe bei dieser Attacke auf Persönliches ist nicht in Sicht. Der Datenschützer ist zur Hälfte mit dem Kampf gegen Googles «Street View», das den Blick in banale Vorgärten freigibt, ausgelastet. Zum andern sorgt Hanspeter Thür sich um die Hooligans, die per Videokamera überwacht werden könnten. Die Verteidigung von vertraulichen Finanzdaten scheint ihn überhaupt nicht zu kümmern.

Versagt hat die SVP, die Referenden gegen die neuen Doppelbesteuerungsabkommen angedroht und wortreich die Verankerung des Bankgeheimnisses in der Verfassung angekündigt hat. Passiert ist, mit Ausnahme eines gescheiterten parlamentarischen Vorstosses, nichts. Als die Tessiner Lega krampfhaft versuchte, das Bankgeheimnis mit einer Volksinitiative zu sichern, meinte SVP-Nationalrat und Finanzexperte Hans Kaufmann (ZH), man habe «andere Prioritäten».

Beim Grossangriff auf das Bankgeheimnis im Inland wird der vielfach beschwindelte Bürger auch keinen Schutz und keine Hilfe finden. ○


CRESTA
PALACE

Frühlingsbote

SONNENSCHNEIN
TRIFFT SCHNEEKRYSTALL

Grosser SPA-, Pool-, Beauty- und Therapie-Bereich sowie
Kinderclub. Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zimmer/Frühstück ab CHF 1197.- im DZ/Person
Wintersaison bis 15. April 2012

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch

★★★★★


das Bergjuwel

Christian, Beate

Von Henryk M. Broder — Zwei, denen nichts peinlich ist, und das Amt des Bundespräsidenten.



Zwei Deutsche stehen derzeit im Fokus des öffentlichen Interesses, wie sie verschiedener nicht sein könnten, zumindest auf den ersten Blick: der zurückgetretene

Bundespräsident Christian Wulff und die «Nazijägerin» Beate Klarsfeld, die seine Nachfolge antreten möchte. Das Einzige, was sie zu verbinden scheint, ist die Tatsache, dass die eine mit aller Macht dahin drängt, wo der andere ausziehen musste. Schaut man aber genauer hin, merkt man, wie viel sie gemeinsam haben: Sowohl Wulff wie Klarsfeld sind Proto-Deutsche, denen nichts peinlich ist.

Jede Epoche steht unter einem eigenen Motto. Unter Bismarck war es die Parole «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche!», im Dritten Reich «Kraft durch Freude», in der frühen Bundesrepublik «Wohlstand für alle», seit den achtziger Jahren ist es «Das steht mir zu!» oder «Darauf habe ich einen Anspruch!». Ein Satz, den jedes deutsche Kind schon im Kindergarten lernt und als Erwachsener bis an das Ende seiner Tage in einem Altersheim immer wieder von sich gibt. Das «Anspruchsdenken» der Deutschen hat nichts mit Leistung zu tun, die alleinerziehende Mutter, die vom Staat alimentiert wird, praktiziert es ebenso wie der Pauschalurlauber, der zur Happy Hour Champagner am Pool trinken möchte.

Christian Wulff reicht es nicht, nach nicht einmal zwei Jahren im Amt einen «Ehrensold» von 199 000 Euro jährlich zu beziehen, das Fünffache des Betrags, den ein «vollzeitbeschäftigter Arbeitnehmer im produzierenden Gewerbe und im Dienstleistungsbereich» verdient, er möchte als Ex-Präsident ein Büro zur Verfügung haben, das den Steuerzahler weitere 280 000 Euro jährlich kosten soll. Er wünsche «die gleiche Behandlung wie die vier anderen noch lebenden Ex-Staatsoberhäupter».

Frau Klarsfeld wiederum findet, sie habe eine «Anerkennung» verdient, weil sie vor 44 Jahren einen Kanzler geohrfeigt und damit die Bundesrepublik vor einem Rückfall in den Faschismus bewahrt habe. Und weniger als das Präsidentenamt dürfe es nicht sein, sie habe schliesslich lange genug gewartet.

Zwei ganz verschiedene Deutsche, wie sie gleicher nicht sein könnten.

Was in der Politik falsch läuft

Von Silvio Borner — In internationalen Verhandlungen könnte die Schweiz bessere Resultate erzielen, wenn der Bundesrat alte Tugenden beherzigen würde.

Kritik am Kapitalismus nimmt in den Schweizer Medien breiten Raum ein, obwohl unsere Wirtschaft robust dasteht. Die strukturellen Faktoren hinter der Euro-Krise sind klar politischen Ursprungs. Wiederkehrende Budgetdefizite haben die Staatsverschuldung einiger Länder in bankrottverdächtige Höhen getrieben, und die Schaffung einer Währungsunion ohne Fiskalunion hat dies zu einem Damoklesschwert für das gesamte Euro-Land werden lassen.

Wie steht es mit der schweizerischen Politik? Jedes noch so gute politische System ist vom Zerfall bedroht: zum einen durch innere Fehlentwicklungen, zum anderen durch Veränderungen im internationalen Umfeld. Beide Tendenzen haben sich in letzter Zeit verstärkt. So wollten uns die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg schon einmal an den Kragen, liessen uns dann aber als einzige demokratische Marktwirtschaft angesichts des Kalten Krieges – vorläufig – in Ruhe.

Auch für die Deutschen sind wir als Fluchtburg ihrer Intelligenz und Steuergelder zum politischen Feindbild geworden. Die Franzosen haben schon immer den schweizerischen Bankenplatz angegriffen, konnten aber allein wenig ausrichten. Jetzt bekommen wir den geballten Druck der EU und der USA zu spüren. Der Finanzplatz Schweiz könnte sehr schnell aus der Champions League vertrieben werden.

Pseudominister auf Abwegen

Was läuft falsch? Als zentral betrachte ich die Polarisierung in einen ziemlich homogenen Links- und einen Rechtsblock ohne inhaltliche Gemeinsamkeiten, aber mit vielen gemeinsamen taktischen Interessen. Jahrzehntelang hatten wir eine linke Minderheit von etwa einem Drittel, die einem Mitte-rechts-Parteienspektrum gegenüberstand, das ab und zu moderaten Linksprojekten zum Durchbruch verhalf. Die heutige Mitte ist arg zersplittert und zerstritten und vom Profil her kaum mehr definierbar. Eine zweite Trendwende war die Aufhebung der Trennung von Innen- und Aussenpolitik, vor allem in wirtschaftspolitischen Belangen. Das alte und elitäre Bundesamt für Aussenwirtschaft (Bawi) hatte in internationalen Negotiationen ziemlich freie Hand. Allfällige Verlierer wie etwa die Landwirtschaft wurden mit Subventionen ruhig-

gestellt. Heute blockiert die Landwirtschaft sowohl die WTO-Verhandlungen wie den Agrarfreihandel mit der EU. Damit richtet sie einen weit grösseren Schaden an, als die paar Milliarden Subventionen nahelegen.

Die heiklen Verhandlungen im Steuerstreit mit den USA sind ebenfalls innenpolitisch vereinnahmt worden, indem die SP ihre Zustimmung von internen Konzessionen abhängig machte. Mit dieser Strategie hatte die Linke bereits beim Freizügigkeitsabkommen Erfolg gehabt. Unter dem Etikett «flankierende Massnahmen» konnte sie ein paar hoffnungslose Ladenhüter der Arbeitsmarktpolitik verkaufen. Kein Wunder, dass wir heute in fast allen internationalen Verhandlungen eine miserable Figur machen.

Eine weitere Entwicklung zum Schlechten ist die Personifizierung im Bundesrat. Dessen Mitglieder verstehen sich nicht mehr als Teil eines Kollegiums, sondern als «Minister» mit eigenen Departementen. Das ist eine kalte Umgestaltung des Regierungssystems, allerdings ohne lenkende Macht eines Minister- oder Staatspräsidenten, der unfähige oder «streunende» Minister entlassen kann. Unsere Pseudominister schrecken nicht davor zurück, im Alleingang internationale Verträge oder Absichtserklärungen zu unterschreiben, die den



Normalbetrieb über den Haufen werfen. Die für Verhandlungserfolge so wichtige Verknüpfung verschiedener Dossiers wird nicht einmal versucht. Die vom deutschen Kollegen gelenkte Fahrt von Frau Leuthard auf dem Davoser Schlitten ist dafür nur das jüngste Beispiel.

Eine weitere Stärke hat die Schweiz verloren: die Bewältigung von akuten Krisen oder emotionalen Stimmungswellen. So wurde ohne tragfähige Grundlagen eine Energie-wende beschlossen, eine Weissgeldstrategie verkündet oder vor den Amerikanern ein Kniefall inszeniert. Mit der Polarisierung an den linken und rechten Rändern und der Zersplitterung in der Mitte ist die Konsensdemokratie still begraben worden. Das sieht man auch daran, dass alle im Bundesrat vertretenen Parteien neuerdings juxverdächtige, aber brandgefährliche Volksinitiativen lancieren. Die einst so stabile Rahmenordnung droht unvorhersehbar zu zerbröseln. Politische Fehlentwicklungen können sich leider über Jahre oder Jahrzehnte selber verstärken.

Glücklicher Krieger der Rechten

Von Matthias Rüb — Letzte Woche starb jung und überraschend der Journalist und Internet-Unternehmer Andrew Breitbart, einer der coolsten und interessantesten Konservativen des Landes.

Wie anders als mit einem gewaltigen Paukenschlag hätte Andrew Breitbart gehen können? Auf dem Heimweg von der Bar «The Brentwood», wo er einige Gläser Rotwein getrunken und mit einem Tischnachbarn sogleich eine Debatte über Politik begonnen hatte, brach er zusammen. Es war spätabends am Mittwoch vor einer Woche. Die Wiederbelebungsversuche des herbeigerufenen Notarztteams blieben erfolglos. Als der Krankenwagen kurz nach Mitternacht das Ronald-Reagan-Hospital von Los Angeles erreichte, konnte nur noch der Tod Andrew Breibrarts festgestellt werden. Diagnose: Herzinfarkt. Der konservative Internetpionier, Blogger und Medienunternehmer wurde 43 Jahre alt. Er hinterlässt seine Frau Susannah Bean Breitbart und vier kleine Kinder.

Wurde Andrew Breitbart ermordet? Hatte er nicht wenige Tage vor seinem plötzlichen Tod bei der Jahrestagung der Conservative Political Action Conference (CPAC) in Washington die Veröffentlichung von bisher unbekanntem Videos angekündigt, die Präsident Barack Obamas Kampagne zu seiner Wiederwahl im November erschüttern würden? «Vor diesen Wahlen werden wir Obama wirklich auf den Prüfstand stellen», hatte Breitbart gesagt. Und er hatte angekündigt, die Videos aus Obamas Studententagen würden enthüllen, dass sich hinter der Parole von «*Hoffnung und Wandel*», die Obama 2008 den Wählern «verkauft hat», dessen Kernüberzeugung von «*Rassentrennung und Klassenkampf*» verbirgt. Breibrarts Mitstreiter Steve Bannon hat jüngst angekündigt, die ominösen Videos aus Obamas Studententagen in Harvard würden in wenigen Tagen veröffentlicht.

Lewinsky und Weiner

Manches spricht dafür, dass die Verschwörungstheorie vom Mord an Breitbart noch Wochen oder gar Monate im Internet herumgeistert wird, ohne je bewiesen zu werden. Breitbart hat wie kaum ein anderer Blogger die Macht des Internets erkannt, und er hat sie zu nutzen gewusst – als konservativer Rebell gegen die Macht des linken Establishments. In dessen Herz wuchs Breitbart, der am 1. Februar 1969 im Los Angeles geboren wurde, als Adoptivkind einer wohlhabenden jüdischen Familie auf. Nach dem Studium in New Orleans kehrte Breitbart an die Westküste zurück – ohne den blassesten Schimmer, was er mit seiner unbändigen Energie und seinem unge-



«*Ich liebe es, zurückzuschlagen*»: Breitbart.

bändigten Leben anfangen sollte. Bis er 1995 auf Matt Drudge stieß, der soeben die News-Website *Drudge Report* gegründet hatte und 1998 Bill Clintons Verhältnis mit Monica Lewinsky aufdecken sollte. Mit Drudge arbeitete Breitbart wie besessen an der Verbreiterung und Vertiefung des *Drudge Report*. Drudge brachte Breitbart mit Arianna Huffington zusammen, die sich seinerzeit noch als Republikanerin bekannte. Bald arbeitete Breitbart am Aufbau der *Huffington Post*, die zu einer der erfolgreichsten Nachrichten-Websites aufsteigen sollte. Als sich Frau Huffington und die *Huffington Post* nach links bewegten, war es für Breitbart abermals Zeit, weiterzuziehen.

Und es war für Breitbart an der Zeit, seine eigene Stimme zu finden – als konservativer Provokateur, der die Machtanmassungen, die Verlogenheit und Selbstgerechtigkeit des liberalen Establishments aufdeckt, dabei einen Riesenspass hat und obendrein noch gutes Geld verdient. Breitbart deckte den Sexskandal des demokratischen Abgeordneten Anthony Weiner auf, der es angemessen fand, Fotos von seinem Penis an weibliche Internetbekanntschaften zu versenden, während seine Frau – die persönliche Assistentin von Hillary Clinton – das erste gemeinsame Kind erwartete. Breitbart schickte zwei junge konservative Aktivistinnen, die sich als Prostituierte und de-

ren Zuhälter ausgaben, mit versteckter Kamera zu verschiedenen Niederlassungen des linken Sozialvereins Acorn. Dort bekamen die beiden prompt Auskunft, wie man am besten Steuern hinterzieht und einen Mädchenhändlerling mit minderjährigen Prostituierten aus Mittelamerika betreibt, ohne dabei erappt zu werden. «Es ist nicht meine Aufgabe, über Sie zu urteilen», sagte eine der Sozialarbeiterinnen, um ihr potenzielles Mittun an kriminellen Machenschaften zu rechtfertigen.

Diese Haltung geisselte Breitbart als moralische Blindheit linker Sozialingenieure, die im Namen der *great society* noch jedem Notleidenden gerne beispringen. Als fiderer Krawallmacher und *happy warrior* im Kulturkrieg kämpfte Breitbart gegen die linke Übermacht in Hollywood und in den *mainstream media* an. Breitbart provozierte und beschimpfte, er teilte aus und steckte ein. Breitbart hat die neuen Medien, die Twitter- und die Blogosphäre für die Konservativen mit entdeckt und fruchtbar gemacht.

Seine Websites BigGovernment.com, BigJournalism.com, BigHollywood.Breitbart.com, BigPeace.com und schliesslich auch Breitbart.tv waren und sind Anlaufstellen und Multiplikatoren für meist junge konservative Polit- und Kulturrebellen. Die rechtskonservative Tea-Party-Graswurzelbewegung verteidigte Breitbart vehement gegen die Angriffe der Linken. Er lobte 100 000 Dollar Belohnung aus für den Videobeweis rassistischer Ausfälle von Anhängern der Tea Party, die von den etablierten Medien als dumpfe Schwarzen- und Latinohasser hingestellt wurden. Die Belohnung hat Breitbart nie auszahlen müssen.

Breitbart war furchtlos und grosszügig. Er liebte es, Allianzen zu schmieden und vor allem, sich Feinde zu machen. Und er versuchte, die Republikanische Partei und die konservative Bewegung moderner, zeitgemässer zu machen. Er liess sich in den Vorstand einer Interessengruppe schwuler Republikaner wählen. Er war für die Anerkennung der Schwulen- und Lesbenehe. In seinem Bestseller «*Righteous Indignation*», im April 2011 erschienen, heisst es: «*Ich liebe es, für das zu kämpfen, woran ich glaube. Ich liebe es, darüber zu berichten, worüber der «Komplex» zu berichten sich weigert. Ich liebe es, zurückzuschlagen.*» Ungezählten Bekannten verschaffte er Jobs, indem er sie zu Radio- und Fernsehstationen oder an andere Nachrichten-Websites vermittelte. Er war grosszügig zu jedermann, und er genoss das Leben in vollen Zügen. Er ass und trank und rauchte, als ob es kein Morgen gäbe. Als sich die Nachricht von seinem plötzlichen Tod verbreitete, wurde die Twitter- und Blogosphäre von einer Flut schadenfroher und hasserfüllter Kommentare überschwemmt. Noch über seinen Tod hinaus hat der rechte Rebell Breitbart die linke Elite und ihre Adepten erbost.

Matthias Rüb ist langjähriger USA-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Selbstdeklaration der Selbstdeklaratorin

Von Christoph Mörgeli

Um eine Mehrheit für ihr Doppelbesteuerungsabkommen mit den USA zu gewinnen, griff Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf in die Wörterkiste. Und zauberte unter begeistertem Hurra aller Linken das Wort «Selbstdeklaration» hervor. Der Schlüssel zu ihrer famosen Weissgeldstrategie. Tönt völlig problemlos: In Zukunft müssen einfach alle Banken von ihren Kunden eine Erklärung einholen, in denen diese bestätigen, nur versteuertes Geld anzulegen. Ach ja, und zusätzlich müssen die Banken beim Verdacht auf Steuerbetrug oder unklare Herkunft die korrekte Deklaration der betreffenden Vermögen kontrollieren.

Selbstdeklaration. Ein grosses Wort. Nur: Als die damalige Bündner Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf ihrem Parteipräsidenten Ueli Maurer versicherte, sie wolle nicht Bundesrätin werden, liess sie leider jede Selbstdeklaration vermissen. Und als sie das desorganisierte Justizdepartement an Kollegin Simonetta Sommaruga abschob, deklarierte sie auch nicht selbst die Gründe für ihr durchsichtiges Manöver. Wer für die eigene Karriere schmutzig graue bis schwarze Wege geht, sollte von anderen lieber keine Weissgeldstrategie einfordern.

Doch dank Selbstdeklaration sind wir ab morgen alle weiss. Ab morgen sind wir alle keusch. Typisch für Widmer-Schlumpf ist das Wegdelegieren der Verantwortung. Indem sie die Weissgeldstrategie an die Bankangestellten weiterreicht, ist sie fein raus. Wer die Banken zu einer Selbstdeklaration der Kunden zwingt, hat keine Ahnung, wie Kundengespräche und das Eröffnen eines Kontos funktionieren. Denn wer wirklich Steuern hinterziehen will, unterschreibt auch jedes Papier. In der Praxis wird die Selbstdeklaration aber dazu führen, dass kein Neugeld mehr in die Schweiz fliesst.

Gemäss Widmer-Schlumpf müssen die Banken die Selbstdeklationen prüfen. Wehe der Bank, die einer falschen Unterschrift vertraut. Wehe dem Bankangestellten, der von den Kunden keine Steuererklärung verlangt. Er leistet Beihilfe zum Steuerbetrug und ist mit einem Bein ständig im Gefängnis. Leider gibt's manchenorts gar keine Steuererklärungen. Und das Einholen einer Steuererklärung von einem saudischen oder einem chinesischen Anleger ist etwa so realistisch wie das Einfordern eines bürgerlichen Parteiprogramms von der Bürgerlich-Demokratischen Partei.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Erfolgreiche Kuscheljustiz

Von Peter Bodenmann — Bern im freien Fall: Die Anzahl Raubüberfälle Jugendlicher sank in zwei Jahren von 87 auf 15.



Niemand verkörpert die Integrationskraft der Schweiz besser: Nationalspieler Shaqiri.

Für die Rechte und für immer mehr einstige Linke war in den letzten Jahren klar: In der Schule fehlt es an Disziplin. Die Gewalt auf den Pausenplätzen nimmt zu. Immer mehr Jugendliche sind die ganze Nacht unterwegs, füllen sich mit Alkohol ab und pumpen sich mit illegalen Drogen voll. Diebstahl, Raub und Körperverletzungen nehmen dramatisch zu. Lehrer, Sozialarbeiter und Psychologen zeigen Verständnis statt Härte. Die Kuscheljustiz greift nicht durch.

Jetzt befindet sich die Jugendkriminalität im freien Fall. Die für den rechten politischen Rand unverdächtige *Basler Zeitung* berichtet: In den Kantonen Bern, Freiburg und Solothurn sank die Zahl der Verfahren innert zwei Jahren von 8984 auf 6118. Besonders massiv war der Rückgang im Kanton Bern. Die Zahl der Raubüberfälle sank von 87 auf 15.

Wir können von Glück reden, dass Christoph Blocher in den letzten vier Jahren nicht mehr Justizminister war. Sonst würden in jeder «Arena» seine Anhänger wie Papageien diese mehr als erfreuliche Entwicklung auf Blochers entschlossene und harte Politik im Kampf gegen die Gewalt zurückführen. Nein, an der Spitze und an der Spritze war Eveline Widmer-Schlumpf. Martin Killias – einer der Scharfmacher der letzten Jahre – suchte in «10 vor 10» nach Erklärungen für das gänzlich Unerwartete.

Dabei ist die Geschichte schnell erzählt: Als die Italiener, Spanier und Portugiesen nicht mehr als Saisonarbeiter auf dem Schweizer Bau arbeiten wollten, holten die Bauunternehmer ihre Arbeitskräfte aus Jugoslawien. Als Titos Reich nach dessen Tod implodierte, flüchteten Frauen und Kinder – oft traumatisiert – zu ihren Vätern, Brüdern und Onkeln in die Schweiz. Jene, die auf dem Balkan aufeinander schossen, arbeiteten in der Schweiz an der gleichen Werkbank, auf dem gleichen Bau. Die Luft war vielerorts zum Schneiden dick.

Die Pubertät ist ein unkontrollierter Wüstensturm im Hirn. Vorab viele junge, traumatisierte Kosovo-Albaner hatten Mühe, in der für sie neuen Welt Schweiz anzukommen.

Jetzt scheint der Schlitten langsam auf dem richtigen Weg. Niemand verkörpert den erstaunlichen Wandel und die Integrationskraft der Schweiz besser als Fussballer Xherdan Shaqiri.

Kosovo-Albaner waren historisch gesehen Christen, denen man gegen ihren Willen den Islam aufzwang. Jetzt werden sie landauf, landab eingebürgert, werden freiwillig Schweizerinnen und Schweizer.

(Warum können wir uns über diese Integrationskraft nicht freuen? Und woher kommen die nächsten Sündenböcke – damit die SVP diese wieder politisch bewirtschaften kann?)

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

GROSSE MOMENTE. GANZ EXKLUSIV.

Die Antwortkarte ist bereits weg? Kein Problem: Weiter unten erfahren Sie, wie Sie per E-Mail oder telefonisch mit uns in Kontakt treten können.



Luxus pur erwartet Sie als Gast auf „Ihrer schönsten Yacht der Welt“ - MS EUROPA. Ein Schiff, das Sie mit erstklassigem Komfort und einem Maximum an Privatsphäre verwöhnt. Nicht umsonst zeichnete der Berlitz Cruise Guide 2012 unser Flaggschiff zum 12. Mal in Folge als einziges Kreuzfahrtschiff weltweit mit 5-Sternen-plus aus. Oder genießen Sie in legerer Atmosphäre die Vielfalt an Bord von MS COLUMBUS 2. Echte Abenteuer erleben Sie mit unseren Expeditionsschiffen MS BREMEN und MS HANSEATIC. Für weitere Informationen senden Sie uns einfach die Antwortkarte zu, schicken Sie eine E-Mail an prospekte@hlkf.de, rufen Sie gebührenfrei an unter 0800 100044 mit dem Kennwort HL1205046 oder bestellen Sie unsere Kataloge direkt unter www.hlkf.ch/HL1205046.

 **Hapag-Lloyd**
Kreuzfahrten

Grosse Momente. Ganz exklusiv.

Weitere Informationen erhalten Sie in Ihrem Reisebüro und auf www.hlkf.ch

Gutscheine für 131 000 Franken

Von Urs Paul Engeler

Höchstens Wein und Pralinés» dürften Mitglieder der Zürcher Regierung entgegennehmen, beruhigte die NZZ nach der Affäre um den Raffer Christian Wulff ihre Leser. Die Realität ist etwas üppiger, zum Beispiel, wenn ein Regierungsrat von Amtes wegen im Verwaltungsrat der Elektrizitätswerke des Kantons Zürich (EKZ) sitzt, wie Markus Kägi (SVP) und Ernst Stocker (SVP) dies seit 2007 respektive 2010 tun.

Basis ihrer Entschädigung bilden zwar das Grundgehalt von gut 20 000 Franken und das Sitzungsgeld von 400 Franken, pro Besprechung. Darüber hinaus erfreuen sich die Mitglieder des Ausschusses und der Geschäftsleitung sowie der Compliance-Verantwortliche jedoch noch einer ganz besonderen «weiteren Zuwendung», wie das Reglement verschleiern schreibt. Es sind Einkaufsgutscheine im Wert von 1000 Franken, die ihnen Jahr für Jahr ausgehändigt werden. Die Bons können in den 27 Eltop-Fachgeschäften der EKZ eingelöst und gegen Elektrogeräte aller Art oder Dienstleistungen umgetauscht werden, mit speziellen Personalrabatten, versteht sich. Damit der Abschied aus den EKZ-Gremien nicht allzu schwerfällt, werden Ehemalige lebenslanglich mit einem Coupon von 200 Franken belohnt. Damit lässt sich zum Beispiel eine tolle «Tefal ActiFry»-Friteuse (aktuelle Eltop-Aktion!) anschaffen.

Welche Gesamtsumme in Form dieser Eltop-Bons in die Taschen der Politiker und Experten fliesst, teilen die EKZ nicht mit. Für die fünfzehn Verwaltungsräte lässt sich der kumulierte Wert der Zuschüsse aufgrund der Dienstjahre leicht errechnen: Es sind bis dato 131 000 Franken. Am eifrigsten kassiert hat Jürg Nipkow von der Agentur für Energieeffizienz (23 000 Franken); alt SVP-Nationalrat Ernst Schibli kommt auf 13 000 Franken; der grünliberale Nationalrat Martin Bäumle zügelte bislang immerhin 5000 Franken ab, EVP-Kantonsrat Peter Reinhard 15 000 Franken, womit ein ganzes Haus elektrotechnisch saniert werden kann. Der ultralinke PR-Mann und Gemeinderat Peter Wettler (SP) sammelte Bons im Wert von 9000 Franken; seine Parteilkollegin Sabine Ziegler, die im Kantonsrat und seit 2010 im EKZ-Gremium sitzt, liess sich mit 2000 Franken beschenken.



Pull und Push

Von Kurt W. Zimmermann — Heute etwas Anlageberatung: Soll man demnächst Aktien von Facebook kaufen?

Im Jahr 2000 war ich VR-Präsident einer neu gegründeten Internetfirma. Sie hiess Winner Market und war ein Online-Vermittler von Immobilien, Autos und Jobs. Der Umsatz lag bei wenigen Millionen Franken. Der Umsatz war zudem deutlich geringer als der Verlust.

Winner Market war eine Tochter des Zürcher Medienhauses Tamedia. Im Herbst 2000 ging Tamedia an die Börse. Im sogenannten Bookbuilding bezahlte der Aktienmarkt für Winner Market nun den unglaublichen Wert von rund 200 Millionen Franken.

Es war die verrückte Zeit der ersten Dotcom-Blase. Die Aktienmärkte bewerteten im Jahr 2000 die jungen Internet-Unternehmen mit irrwitzigen Summen. Es spielte keine Rolle, wenn sie nur minimale Umsätze machten und maximale Verluste schrieben. Die Blase platzte dann mit riesigem Knall in den USA ebenso wie in Europa (China gab es damals noch nicht).

Bis heute hat die Schweiz in dieser Wirtschaftsepoche ein ganz spezielles Renommee. Sie lieferte eine der weltweit grössten Verrücktheiten dieser verrückten Zeit. Think Tools hiess die Firma, wir kommen noch darauf zurück.

Demnächst geht Facebook an die Börse. Der Aktienmarkt bewertet die führende Social-Media-Plattform im Vorfeld mit gegen 100 Milliarden Dollar. Das ist mehr als das Zwanzigfache des Umsatzes und das Hundertfache des Gewinns. Wir sind bei einer Online-Company damit wieder bei vergleichbar überhitzten Bewertungen angekommen wie im Jahr 2000.

Doch es gibt einen Unterschied. Im Jahr 2000 war es Fantasterei. Im Jahr 2012 ist es nur noch Fantasie. Damit sind wir bei Think Tools.

Think Tools war eine kleine Schweizer Beratungsfirma mit einem Umsatz von rund zehn Millionen Franken. Die Firma hatte kein Produkt. Aber sie versprach die Entwicklung einer Software, die eine Art künstliche Intelligenz für Unternehmen bietet. Im März 2000 ging Think Tools public. Der Börsenwert erreichte irre 2,5 Milliarden Franken. Gründer Albrecht von Müller gehörte nun zu den reichsten Männern der Schweiz. Doch die versprochene Software kam nie. 2004 wurde Think Tools für 350 000 Franken verkauft.

Im gleichen Jahr 2004 machte Google den Börsengang. Google war für die Internetbranche dasselbe wie Jesus für das Christentum. Es brachte den Glauben an die wahren Werte zurück. Das Unternehmen musste nichts versprechen, denn es war schon vor dem Börsengang profitabel und wachstumsstark.



Risikant: Social-Media-Plattform Facebook.

Im letzten Jahr machte Google 38 Milliarden Dollar Umsatz, 10 Milliarden Gewinn und hat eine Marktkapitalisierung von 200 Milliarden.

Google lebt von der Werbung. Auch Facebook lebt von der Werbung. Das ist in beiden Fällen ein Klumpenrisiko, weil Werbung zyklisch ist. Dennoch gibt es einen entscheidenden Unterschied. Das Klumpenrisiko ist bei Google geringer. Denn Google ist Pull, Facebook ist Push.

Der Pull von Google meint, dass der Kunde selber steuert, welche Werbung er will. Der Google-Kunde, der etwa eine Reise-Seite sucht, bekommt Reise-Werbung vorgesetzt. Das schätzt er, weil er sich in Reise-Laune befindet. Der Push von Facebook meint, dass der Kunde nur über sein Profil ein bisschen mitbestimmen kann, welche Werbung er will. So bekommt er auch dann Reise-Werbung vorgesetzt, wenn er sich nicht in Reiselaune befindet. Das schätzt er weniger.

Facebook ist damit das ungleich riskantere Geschäftsmodell. Das Wachstum wird flacher ausfallen, als die hübschen Prognosen der Analysten verheissen. Nach dem anfänglichen Hype wird Facebook eher stagnieren.

Anlageberatung muss knapp und konkret sein. Also: Für den kurzfristigen Anleger ist Facebook das Richtige. Rein und wieder raus. Für den langfristigen Anleger gibt es nur Google.

Leserbriefe

«Von der Mentalität und dem Lebensstil her sind sich Zürcher und Genfer viel ähnlicher als Unterwalliser und Genfer.» *Henriette Haas*

Waschechte Welsche

Nr. 9 – «Mediterraner Schlendrian»;
Andreas Kunz über die Romands

Die These, der «welsche Schlendrian» sei – im Vergleich zur Deutschschweiz – für die schlechtere wirtschaftliche Performance der Romandie verantwortlich, ist falsch. Der Grund für die unterschiedliche Finanzsituation liegt in der unterschiedlichen Ausprägung der Mitbestimmungsrechte der Bürgerinnen und Bürger in Finanzfragen. Kantone bzw. Gemeinden mit direkten Volksrechten (Gemeindeversammlung, Finanzreferendum) weisen geringere Ausgaben, tiefere Steuern, eine geringere Verschuldung und ein höheres Bruttoinlandsprodukt pro Kopf aus. In Gemeinden der Deutschschweiz werden die Bürgerinnen und Bürger in der Regel über die Gemeindeversammlung in den Budgetprozess mit einbezogen. In der Westschweiz hingegen dominieren die Gemeindeparlamente – in Genf, Neuenburg und der Waadt gibt es keine oder nur wenige Gemeindeversammlungen.

Ricardo Tarli, Berlin (Deutschland)

Als Zürcherin, die seit über zwölf Jahren im Waadtland zu Hause ist, erlaube ich mir ein paar Anmerkungen zum Thema Suisse romande. Der Vergleich der Westschweiz mit Griechenland hält den Fakten m. E. nicht im Geringsten stand. Nicht erwähnt wird beispielsweise, dass es im Bereich der sachlich nicht fundierten Entlassungen gefährlicher Täter im Strafvollzug in der französischen Schweiz zu keinen nennenswerten Missständen gekommen ist, ganz anders als in der Deutschschweiz, wo bis in die 1990er Jahre ein Schlendrian geherrscht hat. Nicht genannt hat der Autor zudem das markante Wirtschaftswachstum am Genfersee, das dasjenige der deutschen Schweiz überholt hat. Soziologisch und politologisch ist hinreichend belegt, dass die weltanschaulichen Gräben heutzutage zwischen den Grossstädten, den Kleinstädten, der Agglomeration und noch verbliebenen ländlichen Regionen verlaufen und keineswegs zwischen Kantonen oder Sprachregionen. Von der Mentalität und dem Lebensstil her sind sich Zürcher und Genfer viel ähnlicher als Unterwalliser und Genfer. Auch aus privater Erfahrung kann ich die Thesen von Kunz nicht nachvollziehen. Vielfach geht es nämlich im Waadtland sehr viel disziplinierter zu als in der Deutschschweiz.

Henriette Haas, Montreux

Da ist was durcheinandergeraten. Die Romands, die man hier madigmacht, sind die di-

rekten Nachfahren der Helvetier. Sie sind die ursprünglichen Schweizer. Und jetzt kommen die Nachfahren der damaligen alemannischen Immigranten und glauben, den waschechten welschen Schweizern gute Ratschläge erteilen zu müssen.

Jürg Knessl, Zürich

Als Romand hat mich der Titel Ihrer letzten Ausgabe, «Die Griechen der Schweiz», unangenehm berührt. Ihre Schlagzeile bewerte ich als eine Beleidigung für einen grossen Teil der Schweiz und als eine nutzlose Provokation. Die traurigen Ereignisse der letzten Jahre (Insolvenz der Fluggesellschaft Swissair, Rettung der Bank UBS, Niedergang der Bank Wegelin) zeigen, dass Ihre Bemerkungen polemisch und sogar völlig falsch sind. Solche Artikel fördern nur die Erweiterung eines (für mich sowieso inexistenten) Röstigrabens.

Damien Oppliger, Genf

Ein nicht unerheblicher Aspekt findet im Artikel keine Erwähnung. Es ist doch so, dass wir Deutschschweizer uns unsere «Griechen» leisten können. Die EU sich die ihren nicht.

Peter Meier, Volketswil

Ich habe selten einen Artikel von einem so tiefen intellektuellen Niveau gelesen wie Ihre Tirade gegen die Welschen. Kann man im 21. Jahrhundert noch solche Artikel schreiben, die geprägt sind von Stammtisch-Xenophobie und von Klischees, die, historisch gesehen, von Leuten gebraucht wurden, um anderen zu schaden? Vielleicht sollten Sie mal über den Röstigraben springen und eine Region besuchen, die – ob es Ihnen gefällt oder nicht – auch zur Schweiz gehört. Da werden Sie eine Region entdecken, die einen Wirtschaftszweig beherbergt, der nicht nur am meisten Dynamik entwickelt, sondern auch wesentlich zum Goodwill der Schweiz beiträgt: die Uhrenindustrie – in der viele faule Romands und Franzosen (ich lese öfter den *Figaro* als die *Weltwoche*!) arbeiten. Im Gegensatz zu den Grossbanken (Deutschschweiz) oder einer Swissair, die von Deutschschweizern in den Ruin geflogen wurde. Als «fauler» Romand, in der Deutschschweiz geboren und – im Gegensatz zu Ihnen – der zwei anderen Landessprachen mächtig, fühle ich mich beleidigt. Und wenn wir schon bei den Klischees sind: Wie sollten wir Romands über die trägen, Quadratschädeln und jeglicher Kreativität abgeneigten Deutschschweizer denken? Aber zum Glück ist die Welt nicht so wie von der *Weltwoche* beschrieben!

Olivier R. Müller, Genf

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf ich als Berner das Abo der linkslastigen *Berner Zeitung* künden und dafür die *Basler Zeitung* abonnieren?

Max Heer, Lotzwil

Kann man das empfehlen? Wenn Sie nun von einem unverdächtigen Blatt wie der *Berner Zeitung* zum Explosionstitel *Basler Zeitung* wechseln, sind wir leider von Gesetzes wegen gezwungen, diese wohl politisch motivierte Leserflucht dem Bundesamt für Kommunikation zu melden, ebenso folgt eine Notifikation der EU-Generaldirektion Informationsgesellschaft und Medien. Auch die eine oder andere NGO dürfte sich für Ihre Beweggründe interessieren. Wenn Sie dies alles auf sich nehmen, dann sind Sie herzlich willkommen. Sie erhalten die derzeit aufregendste Tageszeitung der Schweiz. Wir werden Sie nicht langweilen.

Markus Somm, Chefredaktor Basler Zeitung

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Bienvenue chez les Welsch

Letzte Woche machte ich mich mit meiner Titelstory über die Romandie zur meistgehassten Figur der Westschweiz, sogar die Bundespräsidentin rümpfte die Nase. Diesmal fuhr ich in den Westen, um die Gründe für die Unterschiede zu erforschen und um mich meinen Kritikern zu stellen. *Von Andreas Kunz*



Davon träumen die Deutschschweizer: Wunderpanorama am Genfersee.

Die Westschweiz tobte. «Bouuuuuuu! Arrêtez vos conneries!», «Vous êtes tous des racistes!» oder «Von euch dummen Allemands müssen wir uns gar nichts sagen lassen», waren noch die zitierfähigsten Reaktionen auf die letzte *Weltwoche*-Titelstory «Die Griechen der Schweiz. Warum die Romands weniger arbeiten und höhere Renten beziehen.»

Es fielen Nazi-Vergleiche («Ihr elenden Übermenschen!»), man konstruierte wilde Verschwörungstheorien («Die Deutschschweizer wollen uns kolonialisieren»), andere schlugen zurück: «Fall Swissair, UBS, Wegelin – wer hat denn dies zu verantworten?» Ob in E-Mails oder Online-Kommentaren – zu Hunderten gingen die Romands auf die Barrikaden und beschwerten sich über die «Arroganz» der «Suisse-totos» ennet des Röstigrabens.

Auch bei den welschen Politikern und Medien dominierte die Empörung. Man verwarf

amtliche Studien als «Klischees» und «leere Behauptungen» oder sorgte sich um «den Zusammenhalt der Schweiz» – selbst Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) schaltete sich in die Debatte ein («Wer solche Dinge schreibt, hat das Schweizer System nicht verstanden»). Andere wie der Neuenburger Ständerat Raphaël Comte (FDP) nahmen es mit Humor («In Neuenburg hatten wir gestern übrigens frei»). Und der Genfer Nationalrat Antonio Hodgers (Grüne) karikierte das Titelbild der letzten Ausgabe (siehe Seite 25) und löste damit eine Kampagne auf Facebook aus, in der die Romands sich selber auf die Schippe nahmen ([facebook.com/welschwoching](https://www.facebook.com/welschwoching)).

Auf die Fakten gingen die Angegriffenen kaum ein. Dabei waren es keine haltlosen Behauptungen, sondern Zahlen, Daten und Studien von Bundesämtern und Universitäten, mit denen die *Weltwoche* in ihrer letzten Aus-

gabe belegte, dass die Romands in praktisch allen ökonomischen Negativstatistiken vorne liegen. Die Arbeitslosigkeit ist seit Jahrzehnten bis doppelt so hoch, die Pensionskassen sind notorisch unterdeckt, viele Kantone sind hochverschuldet, in Genf lebt jeder Achte von der Sozialhilfe, 62 Prozent der Welschen halten einen Versicherungsbetrag für «vertretbar», und beim «chronisch risikoreichen» Alkoholkonsum werden sie nur von den Tessinern geschlagen. Fast endlos liesse sich die Liste verlängern – nirgends schneiden die Welschen wirklich besser ab als die Deutschschweizer. Sorry, aber es ist so.

Der Graben zwischen den Landesteilen ist eine Tatsache. Aber woher kommt er? Weshalb liegen die Romands zurück? Und: Warum funktioniert die Schweiz trotz diesen kulturellen Differenzen – ganz im Gegensatz zur EU?

Mediterran – im besten Sinn des Wortes

Die Spurensuche führt von Zürich aus über die Saane bei Freiburg, und noch auf der Autobahn wird der Deutschschweizer vom Charme der französischen Sprache erfasst. Heissen die Raststätten in der Heimat «Grauholz» oder «Gunzgen Süd», hält man bei Vully VD in der «Rose de la Broye». Die Verkäuferin zählt nicht bloss die Preise zusammen und reisst einem mit knolligen Fingern das Geld aus der Hand, sondern sie strahlt und sagt «Bonjour, monsieur», «Merci, monsieur», und «Bonne journée et au revoir, monsieur!».

In Lausanne-Ouchy ist Frühling, die Paare liegen auf den Wiesen oder promenieren dem Genfersee entlang. Das Ambiente ist mediterran – im besten Sinn des Wortes, und sicher ist es nur ein ärgerlicher Zufall, dass die Bedienung in der Brasserie «La Riviera» eine Viertelstunde auf sich warten lässt. Die Romands lassen sich ihre Laune an diesem sonnigen Wochenende nicht verderben. «Es ist heute tatsächlich wie in Griechenland hier», sagen sie und lachen. Für alles andere solle ich ins Stadtzentrum gehen, wo die Politiker gerade Wahlkampf betreiben würden.

Am 11. März wird im Kanton Waadt gewählt, und an der Rue St.-Laurent laufe ich direkt in den Stand der Partei «La Gauche» (Alternative Linke). Ein Mann mit Nickelbrille verteilt Broschüren, und auch er muss grinsen, als er das *Weltwoche*-Cover und den Griechen-Vergleich sieht. Als ich ihn nach den Gründen für den wirtschaftlichen Rückstand der Romands frage, hält er inne, fährt sich mit den Fingern

über die Lippen und sagt: «A dire vrai, je ne sais pas.» Dann beginnt er nach Ausreden zu suchen und verspricht Verbesserungen durch seine Partei. Dass die vielen welschen Arbeitslosen alles «arme Kerle» seien, die liebend gerne einen Job hätten, dass die Sozialwerke noch weiter ausgebaut werden müssten und die Deutschschweizer einfach «fanatische Kapitalisten» seien – um das sozialistische Manifest zu hören, bin ich nicht fast drei Stunden in die Romandie gefahren an diesem Frühlingstag.

Ich rufe Olivier Meuwly an, einen streitbaren waadtländischen Historiker und Publizisten. Er sagt: «Oh, Sie hatten leider schon ein bisschen recht mit Ihrem Befund.» Die Romands seien allerdings ein stolzes Volk und liessen sich nur ungern von den als «überheblich» empfundenen Deutschschweizern belehren. «Die Probleme tun uns weh, und wir wollen von euch nicht auch noch daran erinnert werden», sagt Meuwly. Vor allem jetzt, wo besonders die Waadtländer sich in den letzten Jahren grosse Mühe gegeben, wirtschaftlich enorm aufgeholt und sieben Milliarden Franken Schulden abgebaut hätten.

Freiheitliche Gedanken hätten es aber weiterhin schwer in der Romandie (siehe Abbildung rechts). «Es ist nicht einfach, die Leute von mehr Eigenverantwortung zu überzeugen.» Vor einigen Jahren habe sich der Kanton Waadt aber «redynamisiert», zahlreiche internationale Unternehmen hätten sich angesiedelt und die ganze Genfersee-Region in Aufbruchstimmung versetzt. «Ich kann Sie also beruhigen: Der welsche Patient ist auf dem Weg der Besserung!»

Meuwly ist der einzige welsche Experte oder Politiker, der den Mut hatte, sich selbstkritisch zitieren zu lassen. Andere beklagen sich über ihre Landsleute weit heftiger. Sie erzählen, dass die welsche Gemeinschaft top-down organisiert sei und ihr damit die Anspruchshaltung gegenüber dem Staat praktisch in die Wiege gelegt werde – während in der Deutschschweizer Bottom-up-Kultur bereits die Kinder zur Selbstverantwortung erzogen würden. Zudem hätten die Romands «ein Problem damit, sich auch mal den nötigen Tritt in den Hintern zu geben». Aber schreiben dürfe man dies unter ihrem Namen auf keinen Fall. «Monsieur, Sie wissen – c'est très délicat!»

«Superfête» in Villeneuve

Ich verlasse Lausanne in Richtung Villeneuve, einem malerischen Dörfchen am oberen Ende des Genfersees. Beim Bahnhof ist eine «superfête» in vollem Gang (ein Autoscooter, ein Zuckerwatte-Stand, ein Stofftier-Automat). In der «Rôtisserie Café de Paris» sitzen die Gäste am Stammtisch und trinken *vin blanc*. An den umliegenden Tischen wird erstaunlich viel Englisch gesprochen. Es sind keine Touristen, sondern Manager, die mit ihren Firmen ins

Welschland gezogen sind. Die Servicedame gibt sich Mühe, das radebrechend vorgebrachte Französisch bei den Bestellungen zu verstehen.

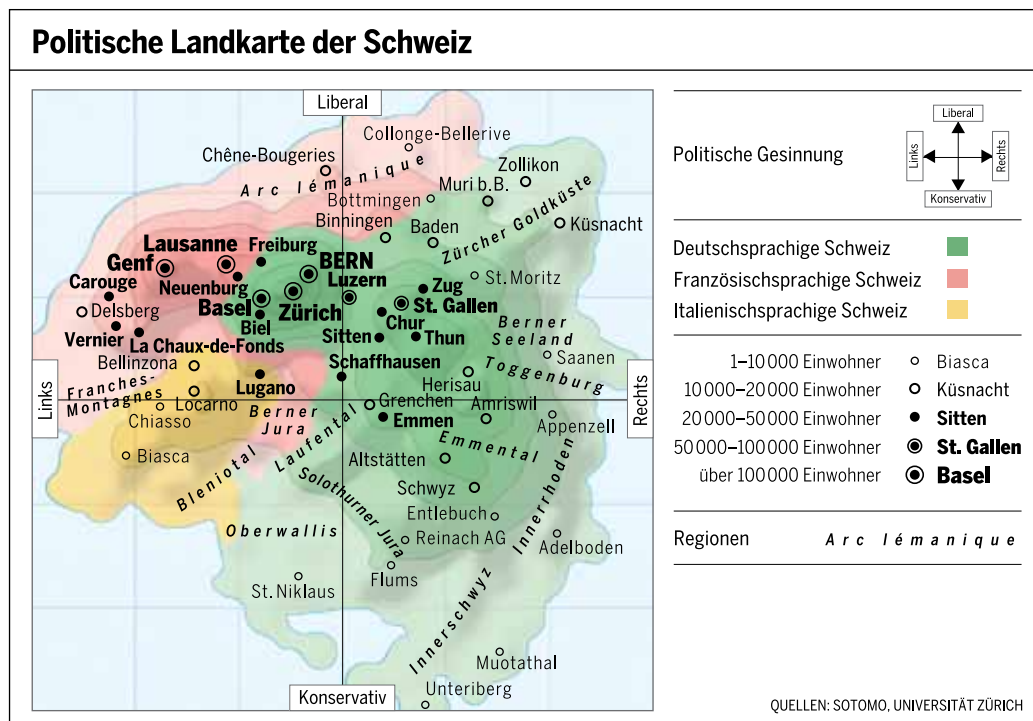
Am Stammtisch finden sie den Griechen-Vergleich, einmal mehr, «très drôle». «Ihr Deutschschweizer! Schon im Militär wart ihr so krampfhaft diszipliniert, dass ihr alles immer mehrfach wiederholen und laut herausschreien musstet – obwohl wir Welschen es längst verstanden hatten», sagt einer. Natürlich seien die Romands viel legerer, und auf den Staat könne man sich ja verlassen, weil dieser darauf angelegt sei, die Minderheiten im Land zu berücksichtigen. Sie finden das lustig und lachen; um die wohlige Runde ein bisschen zu provozieren, entgegne ich, dass dieser Absatz in der Bundesverfassung nicht dazu gedacht sei, die welsche Bequemlichkeit zu för-

Der Abend endete in grosser Harmonie, mit einigen leeren Flaschen Wein (teilweise bezahlt von der *Weltwoche*) und einem besseren Verständnis für die jeweils andere Kultur.

Eleganter französischer Singsang

Nach Gesprächen mit Politikern, Wirtschaftsexperten, Politologen und Bürgern auf der Strasse ist das Fazit klar: Die Romands mit ihrem eleganten französischen Singsang sind tatsächlich lässiger unterwegs – mit all den wirtschaftlichen Kollateralschäden. Das war aber nicht immer so. Vor dem Zweiten Weltkrieg beispielsweise waren die Welschen viel konservativer und militärischer eingestellt als die Deutschschweizer.

Die Landesteile stehen in ständiger Wechselwirkung: Sie driften ab, verändern sich und



Sorry, aber es stimmt: klare links-rote Färbung der Romandie.

dern. Das finden sie jetzt sogar sehr lustig, ihre Bäuche beben vor Lachen, einer der Männer sieht aus wie Verleihnix aus dem unbeugsamen Dorf der Gallier. Er sagt: «Calmez-vous, monsieur, das ist der berühmte Reichtum der Kulturen in der Schweiz!»

Offenbar sind die Romands gar nicht so empfindlich wie befürchtet, ich lege nach: «Aber gehören Arbeitslosigkeit oder Versicherungsbetrug wirklich zum Reichtum einer Kultur?» Jetzt sieht der Mann plötzlich noch viel mehr aus wie der streitbare Verleihnix, ich will zur Beruhigung schon eine Flasche Wein offerieren, als er sagt: «Eh bien, Suisse-toto, wollen Sie nicht gleich eine eurer typischen Power-Point-Präsentationen starten?» Sein Kollege ruft: «Seid ihr Deutschschweizer eigentlich alle so verkrampt wie euer Emil?» Diesmal bin ich es, der lachen muss, und, um alle welschen Leser präventiv zu beruhigen:

gleichens sich immer wieder von neuem an. In der Europa-Frage übernahmen die Romands die Haltung der Deutschschweizer, während es bei der Mutterschaftsversicherung andersrum verlief. Seit einigen Jahren sind die Welschen wirtschaftlich am Aufholen und orientieren sich wieder stärker an der Deutschschweiz als am lange bewunderten und heute kriselnden Frankreich.

Die Schweiz als Land der verschiedenen Kulturen funktioniert – ganz im Gegensatz zur EU, die aufgrund des Nord-Süd-Grabens auseinanderzubrechen droht. In der Eidgenossenschaft ist dank dem Föderalismus jeder Kanton letztlich für sich selber verantwortlich. Und dank der direkten Demokratie entscheiden die Schweizer selber über ihre Zukunft – und alle tragen die Entscheidungen mit. Sogar die widerspenstigsten Gallier in der Westschweiz. ○

«In Genf fühle ich mich freier»

Sie haben sich ennet des Röstigrabens niedergelassen, und sie bereuen es nicht. Au contraire! Bekannte Deutschschweizer singen ihr Loblied auf die Romandie.

Peter Rothenbühler (63), Direktionsmitglied Edipresse, geboren in Pruntrut JU, aufgewachsen in Frutigen und Biel, hat zwanzig Jahre in Zürich gelebt, seit 2002 in Lausanne.



«Ich habe als Zürcher immer davon geträumt, nach erfolgreicher Karriere mal an den Genfersee zu ziehen, weil dort das Klima so mild, die Landschaft so prächtig, die Leute so freundlich sind und der Wein vom Besten. Als 2002

der Ruf von Edipresse kam, die Chefredaktion von *Le Matin* und *Le Matin Dimanche* zu übernehmen, habe ich keine Sekunde gezögert, das Haus verkauft und Frau, Kinder und Katze nach Lausanne gezügelt. Diesen Entscheid

«Zürcher Kollegen fragen immer, wann ich zurückkomme – als ob das eine Frage wäre.»

habe ich noch keinen Tag bereut, obschon mich Zürcher Kollegen immer wieder fragen, wann ich wieder zurückkomme – als ob das eine Frage wäre. Damals konnte ich noch nicht wissen, dass die Genfersee-Region einen veritablen Boom erleben würde, was leider zur Folge hat, dass heute alle Reichen dieser Welt an den Genfersee ziehen wollen.»

Maria Roth-Bernasconi (56), Nationalrätin (Genf/SP), geboren in Zürich, aufgewachsen in Luzern, wohnt seit 1978 in Genf.



«Empfing ich in Zürich als junge Frau Gäste, witterten meine Nachbarn offenbar etwas Gespenstiges. Immer wieder meldeten sie dem Vermieter meine Besuche, vor allem, wenn es sich um Männer handelte. Die Szenerie spielte sich zwar

vor mehr als dreissig Jahren ab. Doch schon damals fühlte ich mich viel freier, als ich nach Genf gezogen war. Dort wühlten meine Nachbarn nicht im Sozialleben einer jungen Frau herum. Die Romands, die ich kenne, sind weltoffener als die Deutschschweizer. Genf ist eine

multikulturelle Stadt, in der viel weniger Fremdenfeindlichkeit herrscht. Und natürlich bin ich eine dieser «netten Linken», welche die fortschrittliche Sozialpolitik als Trumpf, als Vorteil empfinden. Schon vor dreissig Jahren besuchte mein Kind mit vier Jahren eine öffentliche Schule mit Mittagstisch. Eine Deutschschweizer Neidkultur, die sich etwa in *Weltwoche*-Artikeln über den Immobilienbesitz linker Politiker manifestiert, liegt den Romands fern.»

Martin Schubarth (69), alt Bundesrichter, geboren und aufgewachsen in Basel, vor seiner Wahl ins Bundesgericht Advokat in Basel und Universitätsprofessor in Deutschland, wohnt seit 1983 in Lausanne.



«Esprit – Eleganz – Flair, das sind Eigenschaften, die auffallen, wenn man aus einem alemannischen oder germanischen Umfeld nach Lausanne kommt. Und ein Bezug zum *terroir*, zu den Weinbergen und ein *ballon* Weisswein, ein guter

Chasselas, gehören deshalb zur Kultur des Lavaux wie die Mehlsuppe zur Basler Fasnacht. Deutschschweizer könnten einiges von den Romands lernen.»

Peter Knoepfel (62), aufgewachsen in Appenzell Ausserrhoden, Professor für Politologie an der Universität Lausanne, seit 1982 in Lausanne.



«Im Gegensatz zu Frankreich und manchen Kantonen der Deutschschweiz pflegen die Behörden hier einen unbürokratischen Umgang. Die Romands besitzen die Fähigkeit, Fehler einzugestehen und daraus zu lernen. Sie

schalten nicht immer stur auf Selbstverteidigung. Trotz mitunter recht spitzen Anmerkungen akzeptieren sie die Position der Minderheit in unserem Land. Gegenüber Ausländern sind sie tolerant. Meine Mitarbeiter überzeugen durch hohen Arbeitseinsatz und innovative Ideen. Die Feinheiten der fran-

zösischen Sprache vermittelt eine Nähe zu Frankreich, die ausgeprägter ist als jene der deutschen Schweiz zu Deutschland, wo ich ebenfalls sechs Jahre verbracht habe. Und natürlich bezaubern mich das milde Klima sowie die Westöffnung der wunderbaren Landschaft des Arc lémanique mit ihren herrlichen Sonnenuntergängen.»

Jean Ziegler (77), Vizepräsident des beratenden Ausschusses des Uno-Menschenrechtsrat, geboren in Thun, wohnt seit den 1960er Jahren in Genf.



«In Genf herrscht eine angenehme Korruption, man arrangiert sich permanent. Genf ist eine zutiefst menschliche Stadt. Und wunderschön dazu! Zuoberst auf der Prioritätenliste steht die Lebensqualität. Im Gegensatz zur

Deutschschweiz steckt man hier nicht in einem engen normativen Korsett. Ich mit meinen Büchern würde wahrscheinlich standrechtlich erschossen, wenn ich meinen Wohnsitz nach Bern zurückverlegte. Die französische Sprache ist die Sprache der Aufklärung, der Vernunft, des analytischen Denkens. Die Sprache ist das Element, das eine unerhört vielschichtige Romandie zusammenhält. Neuenburg ist obrigkeitgläubig, der preussische Einfluss wirkt nach. Das Unterwallis ist ein Kolonialstaat des Oberwallis, der Kanton Waadt ist savoyisch geprägt, der Kanton Freiburg katholisch-reaktionär, und Genf ist seit 1536 eine Republik mit einer komplexen Identität, die von den Hugenotten bis zu den italienischen Anarchisten immer wieder Tausende von Ausländern assimiliert hat. Genf ist eine glitzernde Welthauptstadt. Napoléons Aussenminister Talleyrand schreibt: «Es gibt fünf Kontinente – und dann noch Genf.»

«Mit meinen Büchern würde ich in Bern wahrscheinlich standrechtlich erschossen.»

tität, die von den Hugenotten bis zu den italienischen Anarchisten immer wieder Tausende von Ausländern assimiliert hat. Genf ist eine glitzernde Welthauptstadt. Napoléons Aussenminister Talleyrand schreibt: «Es gibt fünf Kontinente – und dann noch Genf.»

Aufgezeichnet von Kari Kälin.

Die Deutschschweizer sind neidisch

Die *Weltwoche* schreibt, die Romands seien die Griechen der Schweiz. Das stimmt nicht. Viel eher sind sie die Schweden der Schweiz.

Von Antonio Hodgers

Wie viele Romands habe ich sehr gelacht, als ich letzte Woche die Titelseite der *Weltwoche* entdeckte. Ein verführerischer Mann in lässiger Bekleidung, der guten Wein trinkt, die Frauen liebt, seine Arbeit auf die leichte Schulter nimmt, aber trotzdem wohlhabend genug ist, um Golf zu spielen: Ja, das ist der ideale Romand! Was uns Welsche komisch anmutet, ist, dass dieser Prototyp für den Deutschschweizer ein Beispiel ist, dem man nicht folgen soll.

Die *Weltwoche* geht noch weiter: Müssiggänger, Alkoholiker, Schuldenmacher, Schlaumeier, die auf Staatskosten leben und die – vor allem – von den Deutschschweizern finanziell getragen werden: So beschreibt der Autor die Romands. Doch dies ist falsch.

Die Romands werden von den Deutschschweizern finanziert. – Falsch. Der Artikel will die Lage der Romands gegenüber der Eidgenossenschaft mit derjenigen der Griechen gegenüber der EU vergleichen. Weil es der Föderalismus so will, bezahlen die welschen Kantone den Hauptteil ihrer Sozial- und Gesundheitsausgaben, die tatsächlich höher sind als diejenigen der deutschschweizerischen Kantone, aus der eigenen Kasse. Dies ist aber ein politischer Entscheid und kein Schlendrian. Vielleicht nehmen wir einfach die Bundesverfassung ein wenig ernster, die besagt, dass sich die Stärke der Gemeinschaft an ihren schwächsten Mitgliedern misst.

Die Romands sind sozial grosszügig, aber auch wirtschaftlich stark. Tatsächlich profitieren die Deutschschweizer seit zehn Jahren von der welschen Wirtschaftsdynamik mit einem BIP, das im nationalen Mittel 0,5 Prozent höher ist. Die starke Entwicklung des Genfersee-Gebiets bringt dem Bund wichtige Steuereinnahmen. Beispielsweise tragen die Genfer 30 Prozent mehr zur direkten Bundessteuer bei als die Zürcher.

Der nationale Finanzausgleich zeigt zudem, dass von den vier hundertprozentig französischsprachigen Kantonen zwei einen positiven Nettobeitrag leisten: Genf und die Waadt. Der Genfer «Müssiggänger» zahlt ungefähr 500 Franken, während das Zürcher «Arbeits-tier» nur etwa 350 Franken dazu beiträgt. Umgekehrt erhalten die «armen» Kantone Bern, St. Gallen und Luzern pro Einwohner beinahe 1000 Franken. Kurz: Was die Beiträge angeht, steht die Romandie den Deutschschweizer Kantonen in nichts nach. Alles in allem sind die Romands eher die Schweden der Schweiz. Die nordischen Modelle zeigen näm-

lich, dass man einen Staat mit sehr grosszügigen Sozialleistungen haben und gleichzeitig eine Wirtschafts- und Finanzpolitik führen kann, die gesund und wettbewerbsfähig ist.

Die Romands erwarten mehr vom Staat als die Deutschschweizer. – Falsch. Vom welschen Gesichtspunkt aus ist die Schweizer Armee mehr ein Teil der Deutschschweizer Folklore als ein Instrument der nationalen Verteidigung gegen die wahren Gefahren des 21. Jahrhunderts. Doch dieses «Spielzeug» kostet den Bund die Bagatelle von fünf Milliarden Franken im Jahr. Ginge es nach den Romands, hätte die Armee eine ganz andere Form und würde weniger kosten. Kurz: Die Romands verlangen vom Staat Sozialleistungen, die Deutschschweizer nationale Sicherheit.

Die Arbeit des Deutschschweizers ist verdienstvoller als diejenige des Romand. – Falsch. Arbeiten, um zu leben, oder leben, um zu arbeiten? Die *Weltwoche* freut sich, dass auf die Frage: «Würden Sie auch arbeiten, wenn Sie das Geld nicht benötigten?», 78 Prozent der Deutschschweizer mit Ja antworten, aber nur 50 Prozent der Romands. Wir allerdings finden dies idiotisch und traurig. Dies verrät die Einsamkeit und die funktionale Überbewertung des Individuums. Und dies erklärt

vielleicht auch eine Statistik, in der die deutschschweizerischen Kantone an der Spitze stehen: die Selbstmordrate. Und was ist das Ergebnis dieser Arbeitskultur? Die deutschschweizerische *Swissair* erlebte ein Grounding, und die welschen Steuerzahler mussten klaglos mithelfen, die Kassen aufzufüllen. Während die deutschschweizerische Führung der UBS die Schweiz in das Gestrüpp um das Bankgeheimnis verwickelte (und dabei natürlich nach Staatshilfe schrie), setzten die Romands auf Kühnheit und Innovation mit Alinghi, Piccard und der EPFL (ETH in Lausanne).

Das Geheimnis der Romands

Meiner Ansicht nach sind alle Schweizer – Deutschschweizer, Romands, Tessiner – gleich seriös. Die Wirtschaftsergebnisse zeigen es. Der Unterschied jedes Volksteils liegt eher in der Selbsteinschätzung. Die Deutschschweizer sehen sich selber gerne als arbeitsam und fleissig. Der Romand sieht sich als kreativer Lebewesen: «Ernst sein, aber sich selber nicht ernst nehmen» – dies ist die Lebenskunst der Welschen! Wie könnte man da als Deutschschweizer nicht neidisch werden?

Der Genfer Antonio Hodgers ist Nationalrat und Fraktionschef der Grünen und Unternehmer.

Aus dem Französischen von Hanspeter Born



Lebenskunst: Nationalrat Hodgers in *Weltwoche*-Pose.

Ernüchterung im Therapeutenstadl

Mit dem Verzicht auf die definitive Verwahrung von Daniel Hofmann setzte sich das Gericht über einen Volksentscheid hinweg. Der Fall steht sinnbildlich für eine abgehobene Justiz, die den Draht zum Volk verloren hat und sich nicht mehr erklären kann. *Von Alex Baur*



Rückfall nach Entlassung: Serien-Vergewaltiger Wenger.



Kaum therapierbar: Mörder Hofmann.

Daniel Hofmann liess seinen Opfern keine Chance. Gezielt führte er die jungen Frauen in einen Hinterhalt, wo er sie unvermittelt niederschlug. Es war reiner Zufall, dass sein erstes Opfer die Mordattacke überlebte. Trotzdem gewährte die Justiz dem damals noch jungen Täter eine Chance und schickte ihn statt ins Gefängnis in den Massnahmenvollzug. Obwohl sich Hofmann jeder «deliktorientierten Therapie» verweigerte, erhielt er eine weitere Chance und wurde 2008 entlassen. Wenige Monate später ermordete er Lucie.

Letzte Woche gab das Bezirksgericht Baden dem Lustmörder eine dritte Chance – eine ganz kleine zwar, aber immerhin. Es verurteilte Hofmann zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe. Und weil lebenslänglich in der Schweiz nur pro forma lebenslänglich heisst, verfügten die Richter zudem eine Verwahrung. Indem sie darauf verzichteten, die sichernde Massnahme für unwiderruflich zu erklären, liessen sie aber ein Türchen offen.

Das Gericht berief sich dabei auf die Gutachter Volker Dittmann und Thomas Knecht, zwei ausgewiesene Koryphäen. Übereinstimmend hatten diese eine Therapierung des brandgefährlichen Psychopathen Hofmann als zurzeit aussichtslos eingestuft. Für eine unbestimmte, ferne Zukunft mochten sie diese Option indes nicht kategorisch ausschlies-

sen. Die Wissenschaft, so legten sie überzeugend dar, sei gar nicht in der Lage, diese Frage abschliessend zu beantworten.

«Wen verwahren, wenn nicht Hofmann?»

Das muss sie allerdings auch nicht. Eben aus diesem Grund enthält das Gesetz nämlich eine Ausnahmeklausel, die eine Überprüfung einer definitiven Verwahrung zulässt, sofern neue wissenschaftliche Erkenntnisse vorliegen. Vor diesem Hintergrund überzeugt das Urteil im Fall Hofmann nicht. «Wen sollte man denn noch lebenslänglich verwahren», klagte Lucies Vater mit Fug, «wenn nicht Hofmann.»

Die Richter aus Baden befinden sich mit ihrer stillen Weigerung, die in der Verfassung verankerte unwiderrufliche Verwahrung umzusetzen, in bester Gesellschaft. Vier Jahre lang sträubten sich Parlament und Verwaltung, bis sie den vom Souverän 2004 beschlossenen Verwahrungsartikel ins Strafrecht aufnahmen. Zugleich entschärften sie die normale Verwahrung markant, was dem Geist der Vorlage diametral widersprach. Danach streikten die Richter. Sie haben die definitive Verwahrung bislang in einem einzigen Fall rechtskräftig umgesetzt.

Selten kam die Missachtung des Volkswillens, die auch mal in Verachtung umschlägt, so offen zum Ausdruck. Viele Juristen sind der

Meinung, das gemeine Volk sei nicht in der Lage, über derart diffizile Themen zu befinden. Aber nur wenige formulieren es so hochmütig wie der Zürcher Journalist Mathias Ninck. Zuerst in der *NZZ am Sonntag*, später im *Tages-Anzeiger* und im *Magazin* schrieb er mehrere engagierte Artikel gegen die Verwahrung. Für Ninck, der den Souverän auch mal mit dem «Mob» gleichsetzt, herrscht eine populistisch hochgeschaukelte «Verwahrungs-Hysterie».

Ins gleiche Horn stiess auch Dominique Strelbel vom *Beobachter* in einem anklagenden Artikel mit dem Titel «Einmal drin, immer drin», der in der Vermutung gipfelte, «dass mehr als die Hälfte der Täter zu Unrecht in der Verwahrung sitzen». Einzelfälle würden medial aufgebaut, doch kein Mensch kümmere sich um jene grosse Mehrheit entlassener Gewalttäter, die nicht rückfällig würden.

Ninck und Strelbel hatten sich allerdings ein denkbar schlechtes Beispiel ausgesucht, um ihre These von der angeblichen Pöbel-Justiz und der «psychischen Folter» zu illustrieren: den mehrfach vorbestraften und verwahrten Vergewaltiger Markus Wenger. Vielleicht wären die beiden etwas vorsichtiger gewesen, wenn sie sich Wengers gesammelte Vorakten zu Gemüte geführt hätten. Jedenfalls war weder in der *NZZ am Sonntag* noch im *Magazin*, noch im *Beobachter* zu lesen, dass

Wenger mehr als einen «grossen Fehler» im Leben gemacht, nämlich mindestens 26 Frauen vergewaltigt hatte.

Beide versäumten es auch, das Tatmuster des Serienvergewaltigers zu beschreiben, das von einem planmässig und skrupellos agierenden Täter zeugt. Wenger lockte seine Opfer jeweils mit Lügengeschichten in einen Hinterhalt und betäubte sie mit einem potenten Schlafmittel. In Anbetracht mehrerer Rückfälle musste selbst ein Laie erkennen: Von einem «Restrisiko» konnte hier kaum die Rede sein.

Die mediale Kampagne hat wohl dazu beigetragen, dass Wenger im letzten Oktober aus der Verwahrung entlassen wurde. Wie der *Blick* letzte Woche enthüllte, sitzt der vermeintlich geläuterte Vergewaltiger zwischenzeitlich wieder im Gefängnis. Er steht unter dem Verdacht, sich nach bekanntem Muster an Frauen vergangen zu haben. Der Sturm der Empörung schlug seine Wellen bis ins Bundeshaus.

Gleichwohl ist Vorsicht angebracht. Wir wissen nicht, was Wenger genau vorgeworfen wird. Noch liegt nicht einmal eine Anklage gegen ihn vor, noch ist seine Schuld nicht bewiesen. Vor allem aber ist Wenger nicht Hofmann. Eine Vergewaltigung ist ein schlimmes Verbrechen, aber sie ist kein Mord, und sie lässt auch nur eine zeitlich begrenzte Strafe zu. Genau hier liegt aber das Problem, welches die Justiz vor eine fast unlösbare Aufgabe stellt.

Obwohl Daniel Hofmann nicht definitiv verwahrt wurde, wird er kaum je einen Gutachter finden, der die Verantwortung für seine Freilassung übernimmt. Mörder seines Kalibers sind extrem gefährlich, aber auch sehr selten. Und sie lenken von der ungleich schwierigeren Frage ab: Wie geht man mit Gewalttätern um, die nicht zu lebenslänglichen Strafen verurteilt werden können? Wollte man sie alle für immer und ewig verwahren, müsste man nicht nur neue Hochsicherheitsknäste bauen. Man würde auch in Kauf nehmen, Menschen zu Unrecht wegzusperren. Schliesslich wird nicht jeder Gewalttäter rückfällig. Doch eine Prognose ist in solchen Fällen immer schwierig.

Psychopathen gelten als Musterhäftlinge

Der Freilassung des 1999 zu sieben Jahre Zuchthaus verurteilten und verwahrten Serienvergewaltigers Markus Wenger ging ein langer Disput unter Gutachtern und Juristen voran. Der Zürcher Psychiater Martin Kiese-wetter wagte 2006 die Prognose, ein Rückfall sei «eher nicht zu erwarten». Der Fachausschuss der Luzerner Justiz traute dem Befund nicht und gab beim Psychiater Elmar Habermeyer ein Zweitgutachten in Auftrag. Dieser diagnostizierte bei Markus Wenger eine sadistische Neigung und attestierte ihm ein «erhebliches Rückfallpotenzial».

2008 verfügte das Luzerner Verwaltungsgericht unter der Leitung von Fachrichter Hans Knüsel trotzdem die Freilassung des verwahr-

ten Vergewaltigers. Justizdirektorin Yvonne Schärli (SP) sträubte sich lange gegen die Umsetzung der Verfügung. Dabei wird doch klar, dass sich das Regime seit den 1990er Jahren, als selbst Serienmörder vom Schläge eines Erich Hauert noch bedenkenlos freigelassen wurden, massiv verändert und verschärft hat.

Dass selbst gestandene Fachleute auf den charmannten Markus Wenger mit seinem urchigen Haslital-Dialekt hereinfließen, ist wiederum typisch. Psychopathen gelten als Musterhäftlinge. Eine Studie aus Kanada hat gezeigt, dass sie statistisch die besten Aussichten auf eine frühzeitige Entlassung haben. Denn sie lernen von klein auf, die Abgründe in ihrer Seele zu verbergen. Das war bei Daniel Hofmann nicht anders.

Gemäss Gerichtsgutachter Thomas Knecht dürfte bei Daniel Hofmann eine multiple

Die Wärter von einst wurden durch Sozialarbeiter, Betreuer und Therapeuten ersetzt.

schwere Persönlichkeitsstörung vorliegen, die nach heutigem Wissensstand hauptsächlich genetisch bedingt ist. Doch geisteskrank im psychiatrischen Sinn ist der Mann nicht. Das macht nicht nur die Diagnose und Prognose so schwierig, sondern auch eine Therapieung.

Damit wird der andere grosse Haken der Verwahrung manifest: Sie ist nicht als Strafe ausgelegt, sondern als sichernde Massnahme, die einzig zum Ziel hat, die Gesellschaft vor gemeingefährlichen Tätern zu schützen. Folgerichtig rückt damit die Frage der Therapie in den Vordergrund. Die Strafe für die schwersten aller denkbaren Verbrechen wird derweil zur Nebensache. Es ist zu vermuten, dass die Initi-



Effektiv lebenslänglich: Kriminologe Killias.

anten der Verwahrungsvorlage kaum an diesen Aspekt dachten. Und erst recht nicht die Stimmbürger, als sie ihr Ja in die Urne legten.

Die sogenannte Resozialisierung des Täters ist seit 1937 als Priorität im Schweizer Strafrecht verwurzelt. Unsere Knäste muten heute eher wie Kliniken an. Die Wärter von einst wurden durch Sozialarbeiter, Betreuer und Therapeuten ersetzt. Dahinter steckt der weitverbreitete Glaube, Delinquenten seien lediglich das Produkt ungünstiger sozialer Umstände und liessen sich zu besseren Menschen umformen. Das Verbrechen wird damit zu einer Art Krankheit und der Verbrecher zum Patienten, der grundsätzlich heilbar ist, wenn man nur die richtige Therapie für ihn findet.

Neue Generation von Forensikern

Psychopathen wie Daniel Hofmann zeigen nicht nur die Grenzen dieses naiven Therapieglaubens brutal auf. Es wirkt auch extrem stossend, wenn bei einem praktisch voll zurechnungsfähigen Täter seines Schläges die Frage der Therapierbarkeit in den Vordergrund gerückt wird. So postuliert etwa der Kriminologe Martin Killias die Einführung einer effektiv lebenslänglichen Strafe, die der Richter in einem solchen Fall verhängen könnte.

Damit ist allerdings die Frage noch nicht gelöst, wie mit Triebtätern wie Markus Wenger umzugehen ist, über die neben einer zeitlich begrenzten Strafe die Verwahrung verhängt wurde. In solchen Fällen wird man immer auf die Befunde und vor allem die Prognosen der Psychiater angewiesen sein.

Eine Reihe skandalöser Fehlprognosen führte in den 1990er Jahren zu einem Umdenken bei der Justiz. In der Psychiatrie werden die verideologisierten «Achtundsechziger» allmählich durch eine neue Generation von pragmatischeren Forensikern abgelöst. Im Wissen darum, dass die Psychiatrie nie eine exakte Wissenschaft sein wird, wurden standardisierte Verfahren entwickelt, welche die Fehlerquote bei den Gefährlichkeitsprognosen verringern sollten.

Serienmörder wie Ferrari oder Hauert haben heute keine Aussicht mehr auf eine Freilassung, und auch Hofmann oder Wenger können sich diese Hoffnung wohl abschminken. Nur scheint es der Justiz nicht zu gelingen, dies dem Volk auch glaubhaft zu vermitteln.

Dieses Misstrauen hat sich die Justiz selber zuzuschreiben. Mit der Abschaffung der Schwurgerichte und dem Übergang zum Aktenprozess wurde die Öffentlichkeit über die Jahre systematisch aus dem Prozess verdrängt. Die Juristerei hat sich zusehends abgehoben und dem Volk entfremdet, in dessen Sold und Namen sie richtet – und das sich nun zu Wort meldet. Doch von «Hysterie» kann keine Rede sein. Bislang führte der Druck von der (imaginiären) Strasse vielmehr zu einer heilsamen Ernüchterung unter den Fachleuten und jenen, die sich dafür halten. ○

Die Frau in der vordersten Reihe

Die wahre Siegerin der TV-Sendung «Die grössten Schweizer Talente» steht bereits fest: Christa Rigozzi. Die strebsame Tessinerin ist mit Charme und Bescheidenheit zur wohl beliebtesten Frau im Land avanciert. *Von Rico Bandle*



«Viele schämen sich nach einigen Jahren dafür, eine Ex-Miss zu sein. Ich überhaupt nicht»: Moderatorin Rigozzi.

Nach jeder Sendung erhält Christa Rigozzi einen Stapel mit Fanpost. Die Briefe stammen mehrheitlich von Mädchen. Alle wollen so sein wie sie: schön, erfolgreich, schlagfertig. Die blonde Tessinerin verkörpert das Prinzessinnenideal: immer elegant, immer freundlich, immer gutgesinnt. In der Sendung schmeichelt sie den Kandidaten, bis sie erröten: Stehen halbwegs gutaussehende Männer auf der Bühne, findet sie Christa «so sexy!», jede zweite Nummer ist schlicht «unglaublich!», selbst nach einer gänzlich humorfreien Bauchredner-Darbietung sagt sie mit ihrem unwiderstehlichen Akzent: «Also mir hat die Nummer sehr gut gefallen!»

Christa Rigozzi ist die erfolgreichste Miss und Ex-Miss in der Geschichte des eidgenössischen Schönheitswettbewerbs. Keine verdient so viel Geld wie sie, keine ist so beliebt wie sie, keine macht ihre Arbeit so gewissenhaft wie sie. Was sie aber in erster Linie von all den vielen Ex-Misses unterscheidet, deren Namen man nur schwer einem Gesicht zuordnen kann: Sie weiss nicht nur genau, was ihre Aufgabe ist, sondern führt diese auch gerne aus – Einkaufszentren eröffnen, lächelnd vor Autos posieren, für Sponsoren Autogrammstunden geben. Nie ist Rigozzi dem üblichen Misses-Grössenwahn verfallen, der Titel befähigt zur Hollywood- oder Modelkarriere – um dann nach dem zwangsläufigen Scheitern zu behaupten, das schlechte Image des Miss-Titels stehe ihrem Talent im Weg. «Viele schämen sich nach einigen Jahren dafür, eine Ex-Miss zu sein. Ich überhaupt nicht.»

Ihr erster und einziger Mann

Christa Rigozzi ist intelligent genug, ihre Fähigkeiten und ihr Potenzial richtig einzuschätzen – und dann höchst erfolgreich zu vermarkten: Sie ist die sympathische Tessinerin, deren Charme sich kein Deutschschweizer entziehen kann. Ihr Terminkalender ist voll, mehr Aufträge könnte sie gar nicht annehmen. Sie spricht fließend fünf Sprachen, hat ihr Studium der Kommunikationswissenschaft und Kriminologie an der Universität Freiburg mit der Note 5,5 abgeschlossen, trotzdem ist sie sich für keinen Auftritt zu schade.

Im persönlichen Gespräch zeigt sich Rigozzi äusserst zuvorkommend. «Hallo, ich bin die Christa», sagt sie und drückt ihre Zigarette aus. «Bei Anlässen mit Kindern versteckte ich mich immer zum Rauchen», sagt sie lächelnd. Rigozzi ist als Werbe- und Fernsehfigur familientauglich; sie ist nicht das Sexsymbol, bei dem die Frauen ihren TV-schauenden Männern vorwurfsvolle Blicke zuwerfen, als würden sie allein bei dessen Anblick fremdgehen. Diese Rolle überlässt sie einer anderen Tessinerin: Xenia Tchoumitcheva, die bei der Miss-Schweiz-Wahl 2006 Rigozzi den Vortritt lassen musste. Und dennoch: Wird Rigozzi von jemandem angefeindet, dann von Frauen. So wie

bei den Märchenprinzessinnen, deren Widersacher auch nicht buhlende Männer sind, sondern neidische Stiefmütter und -schwwestern.

Schon lange bevor sie zur Miss Schweiz gekürt worden war, bestand ihr Freundeskreis vor allem aus Männern beziehungsweise Buben. Die schöne Christa gehörte immer zu den Besten in der Schule, war fleissig, sass selbst noch in der Uni immer in der vordersten Reihe. Und auch auf dem Pausenplatz war sie der Boss. Die Jungs lagen ihr zu Füssen: Sie war umgänglich, offen – und liess die Kollegen in der Schule auch mal abschreiben.

Bei den Mädchen kam das schlecht an: Auf der Mädchentoilette musste sie Schmierereien lesen wie «Christa ist eine Schlampe», obschon sie lange keinen Freund hatte – bis sie mit sechzehn Giovanni, ihren ersten und einzigen Freund, kennenlernte, mit dem sie heute ver-

«Männer sind Jäger, sie wollen nun mal einfach Sex.»

heiratet ist. Das habe schon weh getan, aber sie habe immer gekämpft. «Ich möchte eigentlich gerne, dass Frauen mehr zusammenarbeiten, damit wir Erfolg haben», sagt sie. Doch das funktioniert nicht: Durch den Konkurrenzkampf und den Neid behinderten sich die Frauen gegenseitig.

Christa und die Männer. Sie habe noch nie mit einem anderen Mann als mit Giovanni Sex gehabt, sagte sie kürzlich in einem Interview. Weder prinzipielle noch religiöse Gründe seien dafür verantwortlich. «Es hat sich so ergeben. Ich bin glücklich mit Giovanni, sehne mich nach nichts anderem.» Dabei wären der Versuchungen genug: Rigozzi geht oft an Partys, tanzt die ganze Nacht durch, trinkt auch mal ein Glas zu viel. Sie mag es, wenn ihr Männer Komplimente machen, flirtet und tanzt gerne mit ihnen, weist sie aber resolut zurück, wenn sie ihr zu nahe treten. «Ich musste in einem Klub auch schon die Security rufen», sagt sie. «Aber das ist normal, Männer sind Jäger, sie wollen nun mal einfach Sex.» Deshalb versteht sie sich so gut mit Schwulen. «Sie machen einem die schönsten Komplimente, mit ihnen kann man flirten, ohne dass sie dann etwas von einem wollen.»

Aufgewachsen ist Rigozzi im kleinen Tessiner Städtchen Monte Carasso, ihr Vater ist Jagdaufseher, die Mutter Hausfrau. «Meine Freunde warnten mich vor den engstirnigen Deutschschweizern. Als ich nach zehn Jahren zurückkam, musste ich ihnen sagen: «Ihr seid die Engstirnigen!» Rigozzi betont gerne ihre einfache Herkunft, allerdings musste sie nie auf etwas verzichten: Das Studium wurde von ihren Eltern finanziert, sie war in der komfortablen Situation, nebenher nicht arbeiten zu müssen. Dass sie sich mit 23 Jahren für die

Miss-Wahlen anmeldete, begründet sie mit der Routine: «Ich wollte endlich etwas Neues erleben, etwas Abwechslung zum Studium.» Seither gibt es kaum eine Woche «Glanz & Gloria» ohne Christa.

Heute wohnt Rigozzi mit Giovanni, einem Innendekorateur, wieder im Tessin. Viele erfolgreiche, gutverdienende Frauen müssen sich zu Hause kleinmachen, um ihre Männer nicht zu düpiieren. Für Rigozzi ist dies kein Thema. «Wenn man sich kleinmachen muss, dann hat man den falschen Mann.» Überhaupt, sie stehe nicht auf Machos, die sich dauernd aufplusterten. «Ein Mann muss auch weinen können, Emotionen zeigen.» Ihr Faible für Verbrechen und Verbrecher zeigt allerdings, dass harte Kerle durchaus eine Faszination auf sie ausüben. Nicht nur hat sie Kriminalistik im Nebenfach studiert, sie liest bevorzugt Thriller von Dan Brown oder Stieg Larsson und schaut Spionagefilme mit Morgan Freeman oder Nicolas Cage.

Schweizer Tugenden

Zwar war sie schon zuvor erfolgreich, doch erst mit ihrer Tätigkeit in «Die grössten Schweizer Talente» hat sie sich an die Spitze der Schweizer Unterhaltungsbranche gehievt. «Die Sendung ist perfekt für mich. Ich kann einfach mich selbst sein, muss nichts vorspielen», sagt Rigozzi. Dass da einmal eine singende Busfahrerin war, hat man schon fast vergessen, erst recht ihren Namen – Christa Rigozzi hingegen ist populär wie nie zuvor. Sie ist die vollkommene Verkörperung der Schweizer Tugenden: Sie verbindet Deutschschweizer Fleiss und Pflichtbewusstsein mit südländischer Lebensfreude, Sexiness mit Bodenständigkeit.

Was sie als Jurorin zu sagen hat, ob ihre Beurteilungen fachlich zutreffend sind oder nicht, ist nebensächlich. Hauptsache, Rigozzi ist temperamentvoll und ehrlich. Auch bei den Kandidaten ist das Können eher nebensächlich; viel wichtiger ist, Emotionen zu wecken. Berührte in der letzten Staffel eine Busfahrerin das Publikum am meisten, die mit Angstschweissflecken unter den Armen Opernhits sang, entspricht nun die Sängerin Andrea Sutter, eine achtzehnjährige Aushilfskraft im Lebensmittelgeschäft Volg, am ehesten dem Hässlichen-Entlein-Stereotyp.

Auch wenn Rigozzi sie lobt: «Du warst die Erste, die hat meine Hühnerhaut gemacht», Sutter wird nach der Sendung rasch in Vergessenheit geraten. Rigozzi hingegen dürfte noch nicht am Höhepunkt ihrer Karriere angelangt sein. Eben hat das Schweizer Fernsehen das Ende von «Benissimo» angekündigt, da man mehr Platz für Events schaffen wolle. Was mit grosser Wahrscheinlichkeit auch heisst: mehr Platz für Christa Rigozzi.

Die grössten Schweizer Talente: Samstag, 20.10 Uhr, SF1
Fernseh-Kritik Seite 57

Streitobjekt Babyklappe

Eine Stiftung will in der Schweiz flächendeckend sogenannte Babyfenster installieren, in denen überforderte Mütter ihre Neugeborenen anonym abgeben, gleichsam entsorgen können. Ist das sinnvoll? *Von Kari Kälin*



Unbürokratische Erledigung: Babyfenster mit Demonstrationspuppe.

Der Fall ist unappetitlich: Am 19. Februar dieses Jahres entdeckte ein Mann auf dem Entsorgungshof von Wimmis BE ein totes neugeborenes Mädchen. Nur einen Tag später wurde im Spital Einsiedeln ein kleines Mädchen ins Babyfenster gelegt. Das Babyfenster richtet sich ausdrücklich an Mütter «in einer ausweglosen Lage». Anstatt ihr Kind zu töten, sollen sie es anonym in sichere Hände legen.

Hätte das Drama von Wimmis verhindert werden können, wenn es in der Nähe ein Babyfenster gegeben hätte? Es bestehe «zumindest eine grosse Wahrscheinlichkeit», sagt Dominik Müggler, Präsident der Stiftung Schweizerische Hilfe für Mutter und Kind (SHMK). Die SHMK berät jedes Jahr mehr als eintausend Familien und Paare, die in Not geraten.

Seit dem 9. Mai 2001 betreibt die SHMK zusammen mit dem Spital Einsiedeln – einem Privatspital – das einzige Babyfenster der Schweiz. Bis jetzt wurden darin sieben Neugeborene abgegeben. Das mediale Echo fiel mehrheitlich positiv aus. Und gemäss einer Isopublic-Umfrage vom Mai 2011 stehen 87 Prozent der Schweizer hinter der Babyklappe.

Befeuert vom Echo, plant die SHMK jetzt eine Offensive. Insgesamt sollen in der Schweiz an öffentlichen und privaten Spitälern acht Babyfenster entstehen, das nächste bereits im kommenden Sommer im Spital Davos. Auf den ersten

Blick ergibt das Angebot Sinn, denn das Babyfenster «rettet Leben», behauptet die SHMK auf ihrer Homepage. Seit das Babyfenster existiere, habe die Zahl der in der Schweiz tot aufgefundenen Babys deutlich abgenommen. Die SHMK untermauert ihre Theorie mit einer eigens erstellten Statistik. Zwischen 1996 und 2000 wurden sieben Babys getötet oder tot aufgefunden. Von 2001 bis 2010, in einem doppelt so langen Zeitraum, waren es nur noch sechs. Seit 2001 legten dafür sieben Frauen ihr Kind ins Einsiedler Babyfenster. Müggler, Mitinitiator des Babyfensters, verweist zudem auf Hamburg, wo sich die Zahl der tot aufgefundenen und ausgesetzten Säuglinge dank zwei Babyklappen auf einem «historischen Tiefstand» bewege.

Allerdings: Vermindern sich Kindstötungen tatsächlich, wenn Spitäler im ganzen Land mit Babyklappen ausgestattet werden? Empirische Belege für diese Theorie gibt es keine. Und ein Blick nach Deutschland lässt Zweifel aufkeimen. Seit dem Jahr 2000 sind laut dem Verein Sternipark, der sich für anonyme Geburten starkmacht, mehr als neunzig Babyklappen eröffnet worden. Gemäss einer Erhebung des Kinderhilfswerks Terre des hommes Deutschland wurden im Jahr 2000 28 Säuglinge tot oder lebend aufgefunden. Bis und mit 2009 lag diese Zahl immer darüber. Erst 2010 sank die Zahl auf 16, bevor sie letztes Jahr wieder auf

25 stieg. Eine Trendwende hin zu weniger Kindstötungen kann man in Deutschland also trotz Babyfenster nicht beobachten.

Am Ursprung des Einsiedler Babyfensters stehen Medienberichte über die Eröffnung der ersten deutschen Babyklappe in Hamburg im Jahr 2000 und ein tragisches Ereignis. Am 6. Oktober 1999 entdeckte eine Spaziergängerin am Ufer des Sihlsees in Willerzell ein nacktes, totes Büblein. «Wie verzweifelt muss diese Mutter gewesen sein», kommentiert die SHMK den Fall von Willerzell.

Anreize für «Niemandskinder»

Dass jedoch jene Mütter, die ihre Neugeborenen aus purer Verzweiflung töten, eine Babyklappe nutzen würden, ist unwahrscheinlich. Laut Terre des hommes Deutschland begehen Frauen Kindstötungen, die unter einer Persönlichkeitsstörung leiden, ihre Schwangerschaft verdrängen und in einer Panik handeln. Für Marlène Hofstetter, Leiterin des Adoptionsdienstes von Terre des hommes mit Sitz in Lausanne, ist es denn auch «fraglich, ob eine Frau im Stress, in einer Notsituation wirklich ganz rational überlegen und nach Einsiedeln pilgern kann, um das Neugeborene in die Babyklappe zu legen».

Die Motive liegen nicht nur im Gefühl von Überforderung und Angst vor Verantwortung. Eine Ende 2011 veröffentlichte Untersuchung des deutschen Jugendinstituts offenbart, dass Frauen ihr Kind auch wegen Drucks der Familie, des Partners oder Schwierigkeiten in der Paarbeziehung anonym gebären und, vielleicht, loswerden wollen. Wecken Babyklappen daher nicht ein Bedürfnis, sich eines unerwünschten Kindes unbürokratisch zu entledigen? Der Bundesrat neigt zu dieser Auffassung. In einer Antwort auf einen Vorstoss äusserte er schon 2005 die Befürchtung, dass Frauen das Angebot nutzen, die ihr Kind gar nicht töten oder aussetzen würden. Man schaffe Anreize für «Niemandskinder», also Kinder, die nie in Erfahrung bringen können, wer ihre leiblichen Eltern sind – obwohl die Bundesverfassung das Recht auf Kenntnis der Abstammung garantiert. SHMK-Präsident Müggler kontert: «Im Fall von Einsiedeln stellen wir fest, dass die Mehrheit der Mütter sich im Nachhinein meldet und auch Informationen über die Umstände und Gründe der Kindsabgabe deponiert.» Hofstetter von Terre des hommes entgegnet: «Es ist nicht verboten, ein Kind zur Adoption freizugeben.» ○

Erfolg und ewige Zweifler

Die *Weltwoche* hat die Chiropraktik kürzlich als unsinnige, nicht wirksame, gar gefährliche Methode bezeichnet. Das ist Unsinn. Die Chiropraktik ist eine Erfolgsgeschichte in unserem Gesundheitswesen.

Von Marco Vogelsang



Sie leiden an zermürbenden Hüftgelenkschmerzen? Sie kommen kaum mehr die Treppe hoch? Leiden Sie weiter, und lassen Sie sich ja kein neues Hüftgelenk einsetzen! Denn der Chirurg könnte mit ungewaschenen Händen operieren, Ihr Bein absägen oder ein falsches Gelenk einzementieren. Und Sie könnten an der Operation sterben.

Ein unsinniger Rat? Ja. Zwar theoretisch grundsätzlich richtig, aber in der Praxis so hanebüchchen wie die Behauptung, die chiropraktische Behandlung führe zu Lähmungen und Schlaganfällen: Jede medizinische Behandlung kann unerwünschte Nebenwirkungen haben oder desaströs enden, auch kleinste und sogenannte Routineeingriffe. Meist aber verläuft sie wie gewünscht und gut. So ist dem Berufsverband in der Schweiz kein Fall bekannt, bei dem ein Patient wegen einer chiropraktischen Behandlung gravierende Komplikationen oder bleibende Schäden erlitten hätte, wie es gelegentlich als drohende Gefahr dargestellt wird.

Warum erscheint dann die Warnung in der *Weltwoche*? Es wird wohl die journalistisch wenig durchdachte Übernahme eines mittlerweile achtzig Jahre alten Gezeters sein. Damals, Ende der zwanziger Jahre, war der Aufbruch gross, als die ersten Chiropraktoren in der Schweiz ihre Praxen eröffneten. Wie immer, wenn etwas Neues erscheint und Erfolg hat.

Ausbildung dauert neun Jahre

Die abwehrenden Rufe sind weitgehend verstummt. Heute ist die Chiropraktik aus dem Gesundheitswesen der Schweiz nicht mehr wegzudenken: Jährlich werden einige zehntausend Patienten jeden Alters chiropraktisch wegen Beschwerden am Bewegungsapparat behandelt, die Aus- und Fortbildung ist hart und staatlich geregelt, die Qualitätskontrolle straff. Studien bezeugen Wirksamkeit und Sicherheit der Chiropraktik, die Behandlung ist kostengünstig. Seit einigen Jahren wird Chiropraktik an der Universität Zürich als eigenständiger Medizinalberuf gelehrt. Die Zusammenarbeit mit den anderen medizinischen Disziplinen ist ausgezeichnet, und die Berufsausübung ist gesetzlich klar geordnet.

Einigen reicht das natürlich immer noch nicht: Dass ewige Zweifler in ihrem persönlichen Vorgestern verharren, von dort aus jede

neue Erkenntnis verneinen, verbissen ihre Zweifel verbreiten und eine anerkannte Methode in Misskredit zu ziehen versuchen, ist bedauerlich. Die lautesten dieser Zweifler wären nämlich ausreichend wissenschaftlich gebildet, um es besser zu wissen. Doch Erfolg bringt eben Neider.

Zu denken geben sollte der zwar kleinen, aber lauten Zweiflerfraktion, dass Chiropraktik seit einigen Jahren an der medizinischen Fakultät der Universität Zürich gelehrt wird. Neun Jahre, ähnlich lange wie andere Medizi-



Straffe Qualitätskontrolle: Chiropraktorin.

ner, steckt ein Chiropraktor in der Ausbildung, bis er praktizieren darf. Es wird wohl niemand ernsthaft behaupten wollen, die Universität Zürich lehre «unsinnige» Methoden.

Bei der Grundausbildung bleibt es nie: Als einer der ersten Verbände hat die Schweizerische Chiropraktoren-Gesellschaft die ständige Fortbildung zur Pflicht gemacht. Dazu kommt heute eine systematische Qualitätskontrolle: Das Swiss Chiropractic Incident Reporting and Learning System (CIRLS), ein Berichts- und Lernsystem für Zwischenfälle, sammelt in den Praxen anonym Vorfälle, die besser hätten verlaufen sollen. Viel kommt nicht zusam-

men, denn Chiropraktik ist schon grundsätzlich sicher: Die Behandlung wird fein dosiert, es gibt keine Operationen, die schiefgehen könnten, keine Medikamente, die man vertauschen könnte.

Eher wird man vom Blitz getroffen

Haben Patienten Rückenschmerzen, nehmen sie häufig nichtrezeptpflichtige Medikamente ein. Längerer Medikamenteneinsatz dieser Art hat ein- bis zweihundert Todesfälle pro eine Million Behandlungen zur Folge. Dem gegenüber steht eine Komplikation auf eine bis fünf Millionen chiropraktischer Behandlungen. Kaum ein medizinischer Fachbereich weist eine so tiefe Komplikationsrate auf. Die Wahrscheinlichkeit, vom Blitz getroffen zu werden, ist deutlich grösser, als beim Chiropraktor Schaden davonzutragen.

Behörden, Versicherungen und Universitäten haben in den letzten Jahren zahlreiche aussagekräftige Studien in Auftrag gegeben, um mehr über die Wirksamkeit der chiropraktischen Behandlung zu erfahren. Die Resultate sind eindeutig: Chiropraktik wirkt bei Rückenschmerzen schneller und dauerhafter als andere Behandlungen.

Zu ähnlichen Resultaten kommen Erhebungen über die Kosten: Chiropraktik ist günstig – sie kommt ohne teure invasive Medizin, ohne Apparate und Medikamente aus. Zudem verringert sie die Dauer der Arbeitsunfähigkeit, wie weitere Studien zeigen.

Abgerundet wird dieses Bild durch eine Erhebung der Patientenzufriedenheit. Patienten sind gemäss einer Schweizer Studie mit Verlauf und Resultat der Behandlung beim Chiropraktor zufrieden.

Das Fazit ist ein erfreuliches: Wirksamkeit, Sicherheit und Wirtschaftlichkeit der Chiropraktik bei der Behandlung von Rückenbeschwerden sind erwiesen, der Berufsstand engagiert sich in der Prävention, die interdisziplinäre Kooperation funktioniert, der Nachwuchs ist heute ohne Abhängigkeit vom Ausland gesichert – kurz: Chiropraktik ist eine Erfolgsgeschichte im oft gebeutelten Schweizer Gesundheitswesen!

Dr. Marco Vogelsang ist Chiropraktor in Zürich und Chef der Kommunikation der Schweizerischen Chiropraktoren-Gesellschaft Chiro Suisse.

Hochgespielter «Super-GAU»

Das Atomunglück in Japan vor einem Jahr gilt als Katastrophe verheerenden Ausmasses. Zu Unrecht: Es gab keine Toten und keine Strahlenkranken. Die Spätfolgen werden gering sein. Die Rückkehr vieler Evakuierter ist absehbar. Von Alex Reichmuth und Walter Rüegg



Eher geringfügige Auswirkungen: Medienleute und Tepco-Arbeiter auf dem AKW-Gelände, 2012.

Es sind für viele Mitteleuropäer erstaunliche Aussagen, die Wolfgang Weiss vor kurzem machte. Weiss ist Vorsitzender des Uno-Wissenschaftskomitees zu den Auswirkungen atomarer Strahlung (UNSCEAR). Gemäss den heute zur Verfügung stehenden Informationen seien die gesundheitlichen Auswirkungen der Atomkatastrophe von Fukushima wohl gering, sagte Weiss. Vor allem wegen der zügigen Evakuierung seien die Radioaktivitätsdosen, die die Bevölkerung abbekommen habe, «sehr tief». Einige wenige Arbeiter im havarierten Werk hätten zwar hohe Dosen abbekommen. Es seien bis jetzt aber keine gesundheitlichen Probleme bei ihnen zu beobachten – insbesondere auch keine Strahlenkrankheiten, wie sie bei vielen Arbeitern nach der Atomkatastrophe 1986 in Tschernobyl auftraten.

Weiss' Aussagen kontrastieren mit dem Bild, das man sich in der Schweiz und in Deutschland von «Fukushima» macht. Das Unglück

gilt als «eine der grössten Technikkatastrophen aller Zeiten» (*Bild der Wissenschaft*). Zum Jahrestag sprechen die Medien von der «Strahlenhöhle» (*Tages-Anzeiger*), suggerieren verheerende Auswirkungen auf die Gesundheit der Bevölkerung und betonen unablässig, dass die Evakuierten wohl nie mehr in ihre Heimat zurückkehren könnten. Dass der Tsunami, der die Havarie auslöste, etwa 20 000 Menschen tötete, fast eine halbe Million Häuser zerstörte und etwa 500 Quadratkilometer Land verwüstete, trat in der hiesigen Berichterstattung rasch in den Hintergrund. Das Atomunglück war auch der Grund, dass die Schweiz und Deutschland kopfüber den Ausstieg aus der Atomenergie beschlossen. Wer sich hingegen auf Fakten stützt, muss zum Schluss kommen, dass Wolfgang Weiss richtigliegt. «Fukushima» war, verglichen mit anderen Katastrophen, nur ein Ereignis mittlerer Bedeutung. Das zeigen Recherchen der *Weltwoche*.



20 000 Opfer: Tsunami in Japan, März 2011.



Viel schlimmer: Giftunfall in Ungarn, 2010.

Nach der Atomkraftwerk-Havarie in Fukushima am 11. März letzten Jahres gelangte an radioaktivem Material grob geschätzt etwa ein Zehntel dessen in die Umwelt wie nach der Katastrophe in Tschernobyl 1986. Ein grosser Teil davon wurde Richtung Pazifik weggetragen und hat darum kaum Schaden angerichtet. Trotz düsterer Medienberichte waren freigesetztes Strontium und Plutonium nie ein Problem. Von Bedeutung bei den ausgestossenen radioaktiven Substanzen waren Iod, das mit einer Halbwertszeit von acht Tagen aber nur einige Wochen lang relevant war, und Cäsium. Mit einer Halbwertszeit von dreissig Jahren ist Cäsium hauptverantwortlich für die heute noch vorhandenen Belastungen um das AKW Fukushima.

Wegen der Radioaktivität infolge des Atomunglücks ist bis heute kein einziger Mensch ums Leben gekommen. Und die Chancen stehen gut, dass es auch in Zukunft kaum Opfer

geben wird. Die meisten Arbeiter, die nach der Havarie im AKW im Einsatz waren, haben eine Dosis unter 100 Millisievert (mSv) erhalten. Es gibt keine wissenschaftlichen Belege dafür, dass einmalige Radioaktivitätsdosen bis zu diesem Wert schädlich sind. Allerdings ist auch das Gegenteil nicht bewiesen. Darum gehen Präventivmediziner davon aus, dass es keine untere Schwelle der Schädlichkeit gibt. Sie rechnen die negativen gesundheitlichen Folgen, die man bei hohen Dosen beobachtet, linear auf tiefe Dosen herunter. Auch unter diesen Annahmen hat sich aber das Risiko, im Alter an Krebs zu erkranken, bei den Arbeitern mit einer Dosis bis 100 mSv um maximal ein halbes Prozent erhöht. Es gibt jedoch 110 Arbeiter, die stärker bestrahlt wurden, sechs davon mit mehr als 250 mSv (Spitzenwert 678 mSv). Ihr Risiko für Krebs in späteren Jahrzehnten ist aber gegenüber nichtbestrahlten Menschen höchstens um wenige Prozent gestiegen.

Dank der zügigen Evakuationen unmittelbar nach dem Unglück wurde die Bevölkerung gesundheitlich kaum beeinträchtigt. Etwa 100 000 Bewohner im Umfeld des AKW Fukushima müssen (auf die ganze Lebenszeit hochgerechnet) mit einer zusätzlichen Dosis von bis zu 50 mSv rechnen. Das ist wenig im Vergleich zur natürlichen Strahlung, die im weltweiten Schnitt für eine Lebensdosis von etwa 150 mSv sorgt. In einigen Gebieten der Welt beträgt die Belastung durch natürliche Radioaktivität sogar das Zwei-, Drei- bis Zehnfache dieses Durchschnittswerts. Dazu zählen viele Orte in den Alpen. Bis heute konnten an solchen Orten aber nie negative Auswirkungen der Strahlung auf die Gesundheit nachgewiesen werden. Doch selbst wenn man annimmt, dass auch tiefe Dosen schädlich sind, sind die Auswirkungen in Fukushima für die Bevölkerung gering. Die statistische Lebenszeitverkürzung bei einer zusätzlichen Dosis von 10 mSv beträgt etwa zweieinhalb Tage, bei 50 mSv knapp zwei Wochen. Im Vergleich zu anderen Lebensrisiken ist das fast vernachlässigbar.

Wie eine Zigarette alle acht Jahre

Auch die Belastung durch verstrahlte Lebensmittel kann als unbedeutend angenommen werden. In Japan wurde und wird die Bevölkerung konsequent vor belasteter Nahrung geschützt. Während im Mai noch bei fünf Prozent aller Lebensmittelproben die Grenzwerte überschritten wurden, waren es im Juli noch drei Prozent und im August weniger als zwei. Zudem stellt die Überschreitung eines Grenzwertes noch längst keine Gesundheitsgefahr dar. In der Regel liegen die Grenzwerte (in Japan und bei uns) um das Tausendfache unter den Dosen, die medizinisch relevant sind. Die Schweizer Medien bauschen die Gefahren aber auf. So berichtete der *Gesundheitstipp* im letzten

Oktober von angeblich verstrahltem Tee aus Japan in Schweizer Läden. Die maximal gemessene radioaktive Verstrahlung betrug dabei 6,1 Becquerel pro Kilogramm. Greenpeace warnte düster vor dem Konsum des Tees. In Wahrheit entspricht das Risiko – selbst wenn man dauerhaft täglich sechs Tassen dieses Tees trinken würde – lediglich dem Risiko einer Zigarette alle acht Jahre. Das zeigen Berechnungen der *Weltwoche*.

Viele Schlagzeilen erzeugte das Wasser, das in Fukushima zur Kühlung eingesetzt wurde und darum radioaktiv belastet war. Als im letzten April ein Teil dieses Wassers infolge von Lecks ins Meer floss, wurde in den Medien eine Verseuchung des Pazifiks suggeriert. Meerwasser ist aber ganz natürlich ebenfalls radioaktiv. Ein Kubikkilometer Wasser enthält im weltweiten Schnitt zum Beispiel drei Tonnen Uran. Die zusätzliche Radioaktivität, die ins Meer gelangte, entspricht der natürlich vorhandenen Radioaktivität einiger hundert Kubikkilometer Meerwasser. Das tönt nach viel, ist es aber nicht: Man kann davon ausgehen, dass das Kühlwasser innert kurzer Zeit stark verdünnt wurde und die Kontamination der entsprechenden Wasserschichten schon bald vernachlässigbar klein war. Ein Teil des radioaktiven Materials setzte sich zwar in Meeressedimenten fest, was jedoch höchstens lokal von Bedeu-

Die Chancen stehen gut, dass es auch in Zukunft kaum Opfer geben wird.

tung ist: Nimmt man an, dass etwa zehn Prozent des radioaktiven Materials in den Meerboden sickerte, und vergleicht man diese Menge mit der natürlichen Radioaktivität von Böden (oberster Meter), entspricht die zusätzliche Belastung derjenigen, die etwa hundert Quadratkilometer Meerboden ganz natürlich aufweisen – ein eher geringer Betrag.

Auch das Kühlwasser, das sich im Untergrund der Reaktoren gesammelt hat, stellt kein Problem mehr dar: Dessen maximale radioaktive Belastung entsprach im vergangenen Februar lediglich der von gewöhnlichem Regenwasser, wie Messungen zeigen. In manchen Gebieten der Welt ist Regenwasser sogar mehr als hundertfach höher belastet. Denn Regen wäscht natürlich vorhandene radioaktive Substanzen in der Luft aus.

Doch was ist mit den etwa 100 000 Menschen, die noch immer nicht in ihre Häuser zurückkehren können? Ist die Errichtung grossflächiger Sperrzonen von unbestimmter Dauer nicht der Beweis, dass die Produktion von Atomenergie unverantwortlich ist? Zum Jahrestag des Reaktorunglücks sind die Medien voll von berührenden Berichten über Menschen, die noch immer in Notunterkünften leben und alle Perspektiven verloren haben.

Eine Evakuierung unbestimmter Dauer ist tatsächlich eine gewaltige Belastung. Allerdings scheint es, dass statt der radioaktiven Strahlung vielmehr die übertriebene Angst vor ihr für solches Leid verantwortlich ist. «Weil Evakuierete Haus und Heimat, meist auch ihre Jobs und Zukunftsperspektiven verlieren, können Stress und Angst ihre Gesundheit viel stärker gefährden als niedrige Strahlendosen», sagte Maria Blettner von der deutschen Strahlenschutzkommission, deren Mitglieder vom Bundesumweltministerium berufen werden. Angesichts der Tatsache, dass die zu erwartende (zusätzliche) Lebensdosis in weiten Teilen der Sperrzone in Fukushima nicht höher liegt als in bekannten Kurorten der Welt, muss man sich fragen, ob eine Rückkehr nicht angezeigt ist. Bezüglich der Atomkatastrophe von Tschernobyl, die viel gravierender war, kam ein breit abgestütztes Wissenschaftsgremium unter Leitung der Uno zum Schluss, dass nicht die Strahlung, sondern die Beeinträchtigung der Psyche infolge von Stress und Angst das grösste Gesundheitsproblem war.

Eine Million Kubikmeter Giftschlamm

Tatsächlich können in Japan viele Evakuierete mit einer Rückkehr in ihre Häuser rechnen, denn die Entgiftung der belasteten Gebiete schreitet voran. Die Regierung hat diese Gebiete in drei Zonen eingeteilt. Für etwa 300 km², in denen die Belastung unter 20 mSv pro Jahr liegt, soll die Rückkehr der Bevölkerung in einigen Monaten beginnen und bis März 2014 abgeschlossen sein. Weitere zirka 600 km², wo die Belastung heute zwischen 20 und 50 mSv beträgt, sollen so weit dekontaminiert werden, dass eine Rückkehr ebenfalls bis März 2014 möglich ist. Nur etwa 150 km², wo die Belastung über 50 mSv pro Jahr liegt, bleiben für die nächsten fünf Jahre evakuiert.

Eher geringfügig sind die Auswirkungen von «Fukushima» auch dann, wenn man mit anderen Umweltkatastrophen vergleicht. Im Oktober 2010 brach im ungarischen Kolontár ein Rückhaltebecken zur Lagerung von Rotschlamm, der bei der Aluminiumproduktion anfällt. Etwa eine Million Kubikmeter Giftschlamm ergossen sich über 40 km² Fläche. Zehn Menschen starben. Der Schlamm enthielt unter anderem ungefähr fünfzig Tonnen hochgiftiges Arsen. Die ausgestossene Menge an Gift, gemessen in potenziell tödlichen Dosen, war beim Schlammunglück in Ungarn etwa zehnmal grösser als beim Reaktorunglück in Fukushima. All das zeigt, dass der Bruch des Rückhaltebeckens viel gravierendere Auswirkungen für Mensch und Umwelt hatte als das AKW-Unglück in Japan. Während aber nach der Atomhavarie der Ausstieg aus der Kernenergie sofort zum Thema wurde, verlangte nach dem Unglück in Ungarn niemand den Verzicht auf die Produktion von Aluminium. ○

Teure Luftschlösser

Die Stiftung für Konsumentenschutz gibt vor, die Interessen der Konsumenten zu vertreten. Statt für tiefe Preise kämpft sie lieber für rote und grüne Anliegen.

Von Christoph Landolt



«Wir geben nicht jedem Thema das gleiche Gewicht»: Konsumentenschützerin Stalder.

Sara Stalder fehlte. «Wir hätten es gerne gesehen, wenn sie an der Abstimmungs-«Arena» teilgenommen hätte», sagt Dani Landolf vom Buchhändler- und Verlegerverband. Die Geschäftsleiterin der Stiftung für Konsumentenschutz (SKS) hätte vor den TV-Kameras erklären sollen, warum die Buchpreisbindung im Interesse der Konsumenten sein soll. Auch die Gegner des Buchkartells, zu denen die Präsidentin des konkurrierenden Konsumentenforums (KF) zählt, rechneten fest mit dem Erscheinen der SKS-Chefin.

Über die Gründe ihres Fernbleibens befragt, weicht Stalder aus: «Wir geben nicht jedem Thema das gleiche Gewicht.» Die Buchpreisbindung, erklärt die SKS-Chefin, sei «nicht Teil der Jahresplanung». Obwohl die SKS im Schnitt zweimal pro Woche eine Medienmitteilung verschickt und nie um eine Stellungnahme zu einem aktuellen Thema verlegen ist, blieb sie in der Debatte um die Buchpreisbindung auffällig stumm. Geschäftsführerin Stalder widmete dem Thema einzig einen Blogeintrag. Der Titel: «Chance zur Korrektur der Buchpreise». Bücher in der Buchhandlung würden mit Preisbindung billiger, da der Preisüberwacher die Tarife festlegen könne, argumentiert Stalder.

Den Verlegern, die für die Wiedereinführung der Buchpreisbindung kämpfen, geht es jedoch um das Gegenteil. Sie wollen einheitliche,

höhere Preise durchsetzen. Der Wettbewerb um das günstigere Angebot wird unterbunden. Auch ausländische Online-Händler wie Amazon sollen dem Preisdiktat unterworfen werden. Doch die Buchpreisbindung, die das Portemonnaie von Tausenden Kunden belastet, wird von der SKS nicht nur nicht bekämpft, sondern gar gefördert. Wie konsumentenfreundlich ist der Konsumentenschutz wirklich?

Kein einmaliger Ausrutscher

Ein Gespräch über die Positionen der SKS lehnt Stalder ab. Antworten liefert die 45-jährige dafür in ihrem Blog und in den offiziellen Stellungnahmen der SKS. Dabei zeigt sich, dass die konsumentenfeindliche Position bei der Buchpreisbindung kein einmaliger Ausrutscher ist:

– Der Verzicht auf Atomstrom kommt die Konsumenten teuer zu stehen. ETH-Professor Lino Guzzella rechnet damit, dass jährliche Mehrkosten von rund zweitausend Franken auf die Haushalte zukommen. Anstatt die drohenden Preiserhöhungen zu kritisieren, wurde der Ausstiegsbeschluss des Bundesrats im SKS-Büro bejubelt. Stalder feierte: «Ich freue mich darauf, im 2034 erneut auf die atomkraftfreie Schweiz anstossen zu können.» Damit die Schweiz zu einer 2000-Watt-Gesellschaft wird, fordert Stalder auch eine

höhere CO₂-Abgabe und Strafsteuern für Geländewagenfahrer.

– Regelmässig stellt die SKS die Importeure von Markenartikeln an den Pranger. Weil sie Währungsgewinne nicht weitergeben würden, seien sie schuld an der Hochpreisinsel Schweiz. Falsch ist das nicht, es ist aber nur die halbe Wahrheit. Ungleich stärker werden die Haushalte nämlich von überteuerten Nahrungsmitteln belastet, die hochsubventionierte Schweizer Bauern liefern. «Lebensmittel aus guter, ethisch und ökologisch korrekter Produktion sollen auch einen guten Preis haben», schreibt die Konsumentenschützerin Stalder. «Da wollen wir das Preisdumping nicht forcieren.»

– Kein Verständnis hat die SKS, die von zwei Lehrerinnen geleitet wird, für die Konsumgewohnheiten der jüngeren Generation. Werbung für Energy-Shots (Koffein in konzentrierter Form) gehört gemäss SKS verboten. Ein Verbot fordert Stalder auch für gewisse Games: «Bei diesen Killerspielen gibt es weder einen kulturellen noch einen gesellschaftlichen Wert.»

– Schlicht kein Thema ist für die SKS das Kundenärger Nummer eins: die rigiden Ladenöffnungszeiten. Konsumenten, die nicht während der staatlich verordneten Zeiten einkaufen können oder wollen, zählen für die SKS weniger als die Gewerkschaften mit ihren Partikularinteressen, die jegliche Liberalisierung als asozialen Akt bekämpfen.

Für die SKS ist Konsumentenschutz nur ein Ziel unter vielen. Obwohl in der Gründungsurkunde der SKS festgehalten ist, dass die Stiftung «ohne Rücksicht auf bestimmte Unternehmungen, Organisationen oder Richtungen» handelt, ist ihre Haltung weitgehend identisch mit jener der artverwandten Verbände, die im SKS-Stiftungsrat vertreten sind: Gewerkschaftsbund, VCS, Kleinbauernvereinigung, Mieterverband, Hausverein.

Es ist davon auszugehen, dass sich die SKS in Zukunft noch stärker als Gralshüterin der Konsumenteninteressen in Szene setzen wird. Der Bundesrat erhöht per 2012 die Subventionen für die Konsumentenorganisationen von jährlich 750 000 Franken auf eine Million. Das liberalere Konsumentenforum geht davon aus, dass die zusätzlichen Gelder ausschliesslich an die SKS sowie die Organisationen aus der Romandie und dem Tessin gehen. Beim Volkswirtschaftsdepartement heisst es, es sei noch nichts entschieden. ○

BAUWERK

NACHHALTIGES BAUEN UND ARCHITEKTUR

MÄRZ 2012

Urban Mining

Die City als Rohstoffquelle

smartmedia

Gebäudevernetzung

*Mit Siebenmeilenstiefeln
in ein schlaues Zuhause*

Hochhäuser

Faszination von oben und von unten

Kees Christiaanse

*Ein gutes Stück Stadt ist immer eine
Mischung zwischen Freiheit und Gebundenheit*

Energie

2000 Watt müssen reichen

Ausbildung

Auf diese kann man bauen

Nachhaltigkeit

In die Zukunft bauen

Anzeige

baumag

BERN-LAUSANNE-NYON-LUGANO



www.baumag.com

**SIE WISSEN, WAS SIE WOLLEN.
WIR WISSEN, WAS ES BRAUCHT.**

Bedürfnisse bestimmen Lebenswerte.
Wir planen, entwickeln und bauen für Sie – nachhaltig,
ökologisch und ökonomisch sinnvoll.

Sorge tragen zum Bauwerk Schweiz

Das Bauwerk Schweiz hat eine grosse Bedeutung. So ist die Bauwirtschaft eine zentrale Stütze der Gesamtwirtschaft. Ausserdem stellt die umfassende Infrastruktur einen wichtigen Standortvorteil für die Schweiz dar.



Nationalrat Hans Killer
Präsident Bauenschweiz

Es freut und ehrt mich als Präsident von Bauenschweiz, der Dachorganisation der Schweizer Bauwirtschaft, dass sich die vorliegende Themenzeitung mit dem Bauwerk Schweiz auseinandersetzt und ich im Rahmen des Editorials ein paar Gedanken anbringen darf.

Das Bauwerk hat eine grosse Bedeutung für unser Land, sowohl aus wirtschaftlicher wie auch aus gesellschaftlicher Optik. Mit insgesamt über 500 000 Arbeitnehmenden und einem Umsatz von über 50 Milliarden Franken jährlich, was immerhin einem Zehntel des gesamten Bruttoinlandproduktes entspricht, stellt die Bauwirtschaft einen wichtigen Pfeiler der hiesigen Gesamtwirtschaft dar. Sie hat sich in letzter Zeit zudem immer wieder als eigentliche Konjunkturstütze entpuppt, auch in sonst für andere Wirtschaftszweige äusserst schwierigen und turbulenten Zeiten. Gerade gegenwärtig zeigt sich in den meisten Wirtschaftssektoren eine abflachende oder gar rückläufige Geschäftslage. Es

deutet einiges darauf hin, dass die Schweizer Wirtschaft weiter an Schwung verloren hat, wobei hier die Baubranche einmal mehr die Ausnahme der Regel zu sein scheint.

» Die Bauwirtschaft stellt sowohl volkswirtschaftlich wie auch gesellschaftlich einen wichtigen Pfeiler für unser Land dar.

Hans Killer

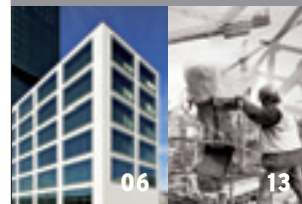
Aber nicht nur wertmässig ist die Bautätigkeit bedeutsam. Da ist einmal unser weitreichendes und gut erschlossenes Verkehrsnetz, welches auch im internationalen Kontext einen herausragenden Standortvorteil unseres Landes darstellt. Die Erneuerung, der ziel-

gerichtete Ausbau dieses Netzes und die Beseitigung von Engpässen dürften zu den grossen Herausforderungen der kommenden Jahre und Jahrzehnte zählen.

Aber auch im Hochbau zeichnet sich unsere Branche einerseits für die öffentlichen Bauten verantwortlich; man denke an die unzähligen Schulhäuser, Spitäler oder Verwaltungsgebäude. Andererseits deckt die Bauwirtschaft auch die Nachfrage nach privaten Gebäuden. Seit Jahren kommen beispielsweise jährlich rund 40 000 neue Wohnobjekte dazu. Den älteren Bestand des Gebäudeparks gilt es zudem zu erneuern und energetisch zu sanieren und auch hier ist unsere Branche gefragt und zeigt sich zukunftsorientiert und innovativ.

Der Baubranche obliegen äusserst wichtige Aufgaben, wie meine kurzen Ausführungen darzulegen versuchten. Unsere Branche nimmt sich mit grosser Verantwortung, viel Engagement und vollem Einsatz diesen Aufgaben stets von Neuem gerne an.

LESEN SIE MEHR...



- 04** Vom Umgang mit der Energie
- 05** Ausbildungen, auf die man bauen kann
- 06** Mit Siebenmeilenstiefeln in ein schlaues Zuhause
- 08** Die Europaallee schreibt ein Stück Stadtgeschichte
- 10** Faszination von oben und von unten
- 11** In die Zukunft bauen
- 12** Ein politisch korrektes Gate
- 13** Die City als Rohstoffquelle
- 14** «2000 Watt müssen für alle reichen»

BAUWERK

Projektleiterin: Rebecca Routschka, rebecca.routschka@smartmediapublishing.com
Produktionsleiterin: Sarah Brandenberger, sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com
Text: Rauol Abea, Melanie Kollbrunner, Werner Müller **Foto Titelseite:** Ari Versluis
Produktion: Smart Media Publishing Schweiz GmbH
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG
 Veröffentlicht mit der Weltwoche im März 2012.

Für mehr Informationen, Fragen oder Inserate, Charlotte von Knorring, charlotte.vk@smartmediapublishing.com, Smart Media Publishing Schweiz GmbH, Tel. 044 258 86 00

ÜBER SMART MEDIA

Smart Media entwickelt, produziert und veröffentlicht themenspezifische Zeitungen, die gemeinsam mit führenden Medien auf dem jeweiligen Markt vertrieben werden. Dank unseren kreativen Medienlösungen helfen wir unseren Kunden, Aufmerksamkeit zu erzeugen, Marken zu stärken und Interesse sowie Wissensstand über die Unternehmen in ihrem jeweiligen Geschäftsbereich zu erhöhen. Unsere Veröffentlichungen zeichnen sich durch hohe Qualität und inspirierende redaktionelle Inhalte aus.

Follow us:



smartmedia

Anzeige

Mehr Transparenz und Fairness Mehr Qualität und Nachhaltigkeit für Bauherren Mehr zukunftsorientierte Aus- und Weiterbildung

Der Verband Schweizerischer Generalunternehmer (VSGU) wurde 1970 als gesamtschweizerisch anerkannter Wirtschaftsverband gegründet. Er bezweckt den Zusammenschluss von General- und Totalunternehmungen der schweizerischen Bauwirtschaft zwecks Wahrung und Förderung der gemeinsamen Berufs- und Standesinteressen im In- und Ausland. Diese Firmen gewähren den Bauherren bei der Erfüllung von werkvertraglichen Leistungen umfassende Garantien bezüglich Termin, Qualität und Preis eines Bauwerks.

Mit dem VSGU/SQS-Qualitätslabel positionieren und differenzieren sich die im VSGU zusammengeschlossenen Generalunternehmen (GU) als korrekt arbeitende GU und seriöse Partner gegenüber nicht zertifizierten Unternehmungen. Die Träger des, zusammen mit der Schweizerischen Vereinigung für Qualitäts- und Managementsysteme (SQS) entwickelten, VSGU/SQS-Label bieten Gewähr, dass sie korrekt und nach festgelegten, überprüfbaren Kriterien arbeiten. Dazu gehören unter anderem ein kaufmännisch wie technisch ein-

wandfreies Verhalten sowie ein Qualitätsmanagement- und ein Qualitätssicherungssystem, welches eine bessere Erfüllung der Kundenerwartungen und die Verbesserung der Rechtssicherheit und Nachweisbarkeit bringt. Um das Qualitätsdenken und die Innovation der Mitglieder bzw. der gesamten Branche zu stärken, bietet der VSGU gemeinsam mit der Hochschule Luzern seit Jahren erfolgreiche Aus- und Weiterbildungsprogramme an. Insbesondere der VSGU-Kurs Projektleiter/in Bauindustrie sowie der CAS-Projektmanager/in Bau erfreuen

sich grosser Beliebtheit. Weitere Infos zum VSGU oder dem Aus- und Weiterbildungsprogramm finden Sie unter www.vsgu.ch bzw. info@vsgu.ch.

Kontakt

VSGU
Verband Schweizerischer
Generalunternehmer
www.vsgu.ch
info@vsgu.ch
Tel. +41 31 382 93 82



«Die Energiesparpotenziale in Gebäuden werden bei weitem nicht ausgeschöpft»

Herr Bauer, Sie leiten das weltweite Produkt- und Systemgeschäft der Siemens Building Technologies Division in Zug. Geben Sie uns Ihren Blick auf die derzeitige Energie- und Nachhaltigkeitsdebatte?

Gebäude verbrauchen rund 40 Prozent der weltweit erzeugten Energie und stossen 21 Prozent der CO₂-Emissionen aus. Angesichts des Erdölpreises, der diese Tage Höchststände erreicht hat, finde ich die Energie- und Nachhaltigkeitsdebatte deshalb mehr als berechtigt. Hinzukommt, dass nicht nur die Weltbevölkerung, sondern vor allem der Energiebedarf in den nächsten Jahren enorm steigen wird. So rechnet die Internationale Energieagentur von 2009 bis 2030 mit einem Wachstum der Weltbevölkerung um rund 30 Prozent, gleichzeitig verdoppelt sich im gleichen Zeitraum der Strombedarf nahezu. Dies bedeutet einen um fast 40 Prozent höheren Bedarf an Primärenergie. Die Debatte muss also möglichst rasch in konkrete Handlungen münden, einerseits um alternative Energiequellen zu forcieren, andererseits um Energie einzusparen. Fakt ist leider nämlich auch, dass wir die möglichen Energiesparpotenziale in Gebäuden bei weitem noch nicht in der vollen Breite ausschöpfen.

Was beschäftigt Gebäudebesitzer oder -betreiber in näherer Zukunft besonders?

Die grosse Herausforderung für sie ist es, die Energieeffizienz im Gebäude zu erhöhen, ein CO₂-neutrales Gebäude zu betreiben und gleichzeitig Komfort und Sicherheit zu bieten. Das sind unterschiedliche Themen mit einem gemeinsamen Ziel. Handelt es sich um einen Neubau, muss dieser so geplant und gebaut werden, dass er über die gesamte Lebensdauer – also von der Planung bis hin zum Abriss – energieeffizient betrieben werden kann. Diese Betrachtung über die Lebensdauer eines Gebäudes ist ganz zentral, denn 80 Prozent der Kosten eines Gebäudes entstehen nach der Fertigstellung, also während des Betriebs. 40 Prozent dieser Kosten sind Energiekosten.

Bei bestehenden Gebäuden liegt ein hohes Energiesparpotenzial in der Modernisierung der Gebäudetechnologie. Für den Gebäudebesitzer oder -investor ist aber auch entscheidend, wie schnell er das investierte Kapital über Energieeinsparungen zurückgewinnen kann. Sofern es gesetzliche Vorgaben zum CO₂-Ausstoss gibt, geht es sicherlich auch darum, diese Auflagen zu erfüllen.

Welches sind die grössten Hebel, um in Gebäuden Energie einzusparen?

Die effektivste Möglichkeit Energie einzusparen, bietet die Gebäudeautomation der Heizung, Lüftung, Klimatisierung, Beleuchtung und Beschattung. Eine dem individuellen Gebäude angepasste Optimierung bringt eine sofortige Einsparung von 15 bis 30 Prozent, je nach Gebäudetyp und Lage. Dabei sind Return-on-Investment-Zeiten von drei bis sechs Jahren erreichbar. Ein Beispiel: In geschäftlich

genutzten Gebäuden oder Produktionseinheiten ist es energieeffizienter, an einem heissen Sonntag die Jalousien herunterzufahren und schrägzustellen und die Beleuchtung im Raum einzuschalten. Die Energieeinsparung entsteht dann dadurch, dass sich der Raum nicht so stark durch die Sonne aufheizt und damit die Kühlung bzw. Klimatisierung weniger leisten muss. Durch eine intelligente Verknüpfung von Sensorik und Software lässt sich das Zusammenspiel der Gebäudetechnik automatisieren, um Beleuchtung und Beschattung, Heizung und Kühlung so auszusteuern, dass es in Bezug auf Energieeffizienz und Nutzerkomfort optimal ist. Ein ganzheitlicher Ansatz in der Gebäuderegulation und -automation ist deshalb zentral. Die Gebäudetechnik lässt sich heute über zentrale Management-Stationen regeln.

In diese lassen sich aber auch sicherheitsbezogene Funktionen wie Brandschutz, Zutrittskontrolle, Videoüberwachung und Einbruchmeldung integrieren, denn Komfort und Sicherheit sollten Hand in Hand gehen.

Welche Vorteile kann man mit einer ganzheitlichen Vorgehensweise realisieren?

Zum einen kann man die Investitionen in Energieeffizienz rasch durch die gesenkten Energiekosten amortisieren. Nachhaltigkeit und Energieeffizienz von Gebäuden führen auch zu einer Wertsteigerung, sowohl bei der Vermietung, als auch beim Verkauf. Auch bei der Wartung rechnet sich der Einsatz einer Management-Station, da die Wartungskosten durch Fernüberwachung reduziert werden können und Fehlermeldungen darauf hinweisen, wenn ein Element wie beispielsweise eine Klimaanlage nicht richtig funktioniert. Ein energieoptimiertes Gebäude liefert darüber hinaus seinen Nutzern und Kunden den Nachweis über den verantwortungsvollen Umgang mit Energie. Das wird immer wichtiger. Das Gebäudeautomationssystem erlaubt eine zentrale Überwachung und optimiert die Regelung von Anlagen und Aktivitäten, die viel Energie verbrauchen. Einsatzfelder sind beispielsweise Flughäfen, Bürogebäude oder Gebäudekomplexe wie der Campus einer Universität oder eines Unternehmens. Durch ein gutes Zusammenspiel der verschiedenen Systeme in der Gebäudetechnik gelingt es, hohe Energieeinsparungen zu realisieren.

Management-Station, Vernetzung der Gebäuderegulation – welche Eigenschaften hat ein solches «intelligentes» Gebäude?

Ein intelligentes Gebäude hat einen optimierten Energieverbrauch und wird durch eine Management-Station kontinuierlich energetisch überwacht. Es kann Energie erzeugen und speichern und führt Energie von aussen zu, wenn diese am günstigsten ist. Durch «Smart Consumption» – den intelligenten Verbrauch – ist ein solches Gebäude ein aktiver Bestandteil des intelligenten Netzes, des Smart Grid.



Interview mit Stephan Bauer, CEO der Business Unit Control Products and Systems, Siemens Building Technologies Division, Zug

Wie sehen Sie die gesetzgeberischen Rahmenbedingungen, um bezüglich Energieeffizienz und Nachhaltigkeit von Gebäuden weiterzukommen?

Mein Wunsch wäre, dass ein energieeffizientes Gebäude nicht nur bei der Erstellung optimiert, sondern auch regelmässig überwacht und rezertifiziert würde – ähnlich wie wir es bei der Motorfahrzeugkontrolle der Autos heute schon kennen. Der Grund liegt darin, dass die voreingestellten Sollwerte im Gebäude bei fehlender Überwachung über die Zeit nicht mehr eingehalten werden können. Dies führt dazu, dass Gebäude wieder in den ineffizienten Verbrauch rutschen und der Energieverbrauch mittel- bis langfristig ansteigt.

Siemens Schweiz AG
Infrastructure & Cities Sector
Building Technologies Division
International Headquarters
Gubelstrasse 22
6301 Zug
Schweiz
Tel. +41 41 724 24 24
www.siemens.com/infrastructure-cities
www.siemens.com/buildingtechnologies



»Energie ist genug da.

Prof. Dr. Hansjürg Leibundgut

Turbokompressor für ölfreie Wärmepumpe mit 200000 Umdrehungen pro Minute

Vom Umgang mit der Energie

Die Energiewende soll kommen, umdenken ist angesagt. Die Gebäude in der Schweiz müssen energieeffizienter werden - hierin ist sich die Forschung einig. In der Umsetzung allerdings scheiden sich die Geister.

TEXT MELANIE KOLLBRUNNER

Das Qualitätslabel Minergie setzt sich als Nachhaltigkeitsiegel durch und findet eine breite Anerkennung in Politik und Gesellschaft. Gebäude werden mit Solarkollektoren versorgt und mit bis zu 30 Zentimeter dicken Isolationsschichten eingehüllt. Diese behalten im Winter die Wärme im Haus und hindern diese im Sommer am Eindringen.

Nachhaltigkeit wird sichergestellt, indem von der Planung bis zum Abriss der Gebäude die gesamte Lebensdauer mitgedacht wird. Zeitgemässe Konstruktionslösungen und eine durchdachte Wahl im Bereich der Baustoffe ermöglichen eine we-

sentliche Reduktion von Energie. 80 Prozent der Kosten entstehen nach der Bauphase, 40 Prozent davon sind Energiekosten. Hebel zur Senkung dieser Kosten gibt es verschiedene. Eine effiziente Möglichkeit ist die Gebäudeautomatisierung, die Belüftung, Klimatisierung, Beleuchtung und Beschattung steuert. Eine Optimierung des Verbrauchs auf diese Weise bringt laut Experten 15 bis 30 Prozent Einsparung je nach Gebäude.

Hansjürg Leibundgut, Professor für Gebäudetechnik an der ETH Zürich hat eine andere Vision. Er sagt: «Energie ist genug da.» Es sei ein Umdenken bezüglich der Leistung, kein eigentliches Energiesparen sei nötig. Seine Ziel ist das CO₂-freie Gebäude, das auf Brennstoffe verzichtet.

KOLLEKTOREN FÜR STROM UND WARMES WASSER

Anhand von Hybridkollektoren und einer Wärmepumpe will er Energie sammeln, um sie an kalten Tagen zu nutzen. Er sieht einen Wärmedämmputz von gerade einmal

sieben bis acht Zentimetern vor. So sammelt er im Sommer Hitze und führt diese mittels einer Sonde tief in die Erde, wo sie gespeichert wird. Das hat zwei Vorteile: Bei dem Vorgang wird das Gebäude klimatisiert. Im Winter wird die gespeicherte Wärme verwertet: Eine Solaranlage mit Hybridkollektoren auf dem Dach transformiert die Erdwärme in Heizwärme. Sonnenkollektoren hatten bisher den Nachteil, dass entweder Energie für die Heizung in thermischen Solaranlagen oder Strom in Photovoltaikanlagen erzeugt wurde. Hybridkollektoren generieren gleichzeitig Strom als auch warmes Wasser.

NOCH NICHT ZUM UMDENKEN BEREIT

Diese Kollektoren sind derzeit noch kostspielig. Wenn man allerdings davon ausgeht, dass der Ölpreis steigt und die Kollektoren ein Massenprodukt wären, dann könnten sich die Preise angleichen. «Die Tragbarkeit ist immer eine Frage der Alternativen», so

Leibundgut. «Solange die Gesellschaft glaubt, sich auf andere Art zu versorgen, wird sie meine Ideen für nicht tragbar erachten.»

Die Technik ist bereits weit fortgeschritten und wird als Argument gegen die Vision des Forschers kleiner. Schon wird eine Pumpe geprüft, die einen Durchbruch verspricht. Hansjürg Leibundgut ist der Meinung, die Gesellschaft sei ganz einfach noch nicht zum Umdenken bereit: «Es wird einen weiteren Schock nach Fukushima brauchen.»

Derzeit testet er seine Ideen im eigenen Wohnhaus. Seine eigenen Kosten setzt er in ein Verhältnis zu anderen Ausgaben: Das obligatorische Liftservice-Abo für sein Haus kostete knapp 4000 Franken für sechs Kontrollgänge einer Person, die etwa 20 Minuten lang vor Ort arbeite. Der Lift versorge gerade einmal drei Wohnungen. «Niemand fragt, ob der Lift und das Abo finanziell tragbar sind. Meine Stromkosten für Wärmepumpe und Lüftung sind maximal halb so hoch wie das Lift-Abo.»

Anzeige

ARMSTRONG **gema**CLIMA - FÜR DAS IDEALE RAUMKLIMA.

Eine akustisch wirksame Deckenlösung in Metall, raffiniert mit einer Klimälösung vereint.

Weitere Informationen liefert Ihnen unsere KLIMADECKEN Broschüre.

gema
Metalldecken von **Armstrong**

Tel.: +41 (0) 71 313 63 63
gema@armstrong.com

Ausbildungen, auf die man bauen kann

Studien belegen, dass derzeit ein akuter Mangel an Fachkräften im Bauwesen besteht – das bedeutet gute Aussichten für Absolventen von technischen Lehrgängen. Über Berufsbilder und ihre Weiterbildungsmöglichkeiten.

TEXT RAOUL ABEA

Derzeit herrscht ein akuter Mangel an MINT-Fachkräften. MINT steht für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Der Mangel ist auch im Bauwesen zu spüren. Was für die Schweizer Wirtschaft bedenklich, ist für den Absolventen eines baurelevanten Lehrgangs erfreulich, hat doch die Expertenverknappung freie Stellen und bessere Löhne zur Folge. Eine technische Ausbildung lohnt sich – besonders für Frauen, wie man am Beispiel des Bauingenieurberufes sieht.

EIN WEITES BETÄTIGUNGSFELD

Bauingenieure planen und gestalten nachhaltige Lösungen, um die Bedürfnisse unserer Gesellschaft zu befriedigen. Dabei kann es um Brücken, Talsperren, Strassen, Wasserkraftanlagen oder Wohn- und Bürobauten gehen. Eine Anstellung findet er beispielsweise bei Bundesämtern, Bauunternehmern oder Energieversorgern.

Das mögliche Betätigungsfeld ist sehr breit. Frauen haben einen Bonus, da sie in dieser männerlastigen Branche in grossen Ingenieurbüros und auch Ausbildungsinstitutionen auf Förderprogramme zählen dürfen. Nach einigen Jahren Berufspraxis bieten sich interessante Weiterbildungen an, wie etwa ein CAS in Erdbebensicherheit oder der MAS in nachhaltigem Bauen.

MIT ODER OHNE BACHELOR

Auch Architekten werden gesucht. Nach dem Abschluss an einer Fachhochschule stehen

diesen ebenfalls interessante Weiterbildungsmöglichkeiten offen. Beispielsweise ein CAS in professioneller Lichtplanung. Wer auf ein Hochschulstudium verzichten möchte, kommt auch mit weniger Theorie in die Baupraxis. Bauzeichner beziehungsweise Zeichner EFZ beispielsweise arbeiten sehr eng

»Eine technische Ausbildung lohnt sich.



Guten Chancen in MINT-Berufen

mit Architekten, Bauingenieuren und Raumplanern zusammen und sind bereits nach einer vierjährigen Lehre berufstauglich. Sie zeichnen und konstruieren nach Entwürfen der eben genannten Fachleute Pläne, Skizzen und Baupläne für Bauprojekte und erstellen mit CAD-Programmen oder von Hand perspektivische Ansichten sowie 3-D-Darstellungen. Wem das zu eintönig wird, kann sich vom Zeichner EFZ über eine höhere Fachprüfung zum diplomierten Bauleiter im Hoch- und Tiefbau weiterbilden lassen.

NACH DEM BAU

Wer dem Bauprozess nicht so viel abgewinnen kann, engagiert sich vielleicht lieber nach dem Bauen im Gebäude. Für diese Vorliebe bietet sich der Beruf des Facility-Managers an. Dieser ist für das ganzheitliche Management der Anlagen, Einrichtungen und Dienstleistungen zur Unterstützung des Kerngeschäftes eines Unternehmens tätig. So vielseitig wie die Tätigkeit ist das vorgängige Studium. Wirtschafts-, Human-, Sozial-, Architektur und Ingenieurwissenschaften gehören genauso dazu wie Haushalt- und Ernährungswissenschaften. Klingt abwechslungsreich und anspruchsvoll? Ist es auch. Genau das richtige für Menschen, die sich schnell langweilen.



Infothek

Weiterführende Informationen über Berufe, Aus- und Weiterbildungen im Bauwesen findet man unter berufsberatung.ch. Von der Lehre zum Architekturmodellbauer bis hin zum Hochschulstudium Verkehrsingenieur findet man alle nur denkbaren Berufsbilder aus dem Baugewerbe. Weitere Links führen zu den entsprechenden Institutionen.



MINT-Fachkräfte gesucht!

Die Verknappung an MINT-Fachkräften bedeutet für die Schweiz einen jährlichen Wertschöpfungsverlust von zwei bis drei Millionen Franken. Um diesem entgegenzuwirken, sind vom Bund verschiedene Massnahmen geplant wie Frauenförderung, familienfreundliche Stellenanpassungen und Subventionierung der technischen Fach- und Hochschulen.

Anzeige

Master of Science in Facility Management

Facility Management (FM) boomt, ist „heimlicher Riese“. In Deutschland ist die FM-Branche grösser als die Automobilindustrie oder die Bauwirtschaft. In der Schweiz ist FM ähnlich stark und es besteht ebenfalls ein grosser Bedarf an professionell ausgebildeten Facility Managerinnen und Managern.

Ausgangspunkt für den Einstieg in das Facility Management kann ein Bachelor in FM sein. Aber auch wenn Sie in einer anderen Fachdisziplin verankert sind, bietet FM ein weites Feld, in welchem Sie Ihre eigene Persönlichkeit profilieren können. Das Institut für Facility Management der ZHAW bietet Ihnen den einzigen konsekutiven Master in FM in der Schweiz an.

Sie sind Architekt und haben gleichzeitig den Wunsch, sehr viel für eine nachhaltige Umwelt zu bewirken? Ihr Sinn für Gestaltung und architektonische Möglichkeiten nützt Ihnen im FM-Studium. Das Lernen über die Betriebsphase einer Immobilie und das Verhalten der darin auftretenden Nutzer schafft die Voraussetzung dafür, dass Sie langfristig und nachhaltig CO₂-Ausstoss sowie Energieverbrauch (beides wird wesentlich durch Gebäude verursacht) massiv beeinflussen können.

Sie sind Ingenieur und interessieren sich für die Anwendung und Nutzung der Technik durch die Menschen? Es hilft Ihnen, dass Sie auf ihre Kenntnisse etwa in Bau- oder Gebäudetechnik zurückgreifen können. Im FM-Studium erlernen Sie zudem, konsequent die Optik des Kunden und des Nutzers in all Ihre Überlegungen einzubeziehen, damit das Kerngeschäft optimal unterstützt werden kann.

Sie können sich bei uns im FM-Studium im gleichen Kursraum wiederfinden.

Persönlichkeiten mit verschiedensten Hintergründen sind in unserem Studiengang kein Störfaktor, sondern Programm. Die jetzige Masterklasse mit Teilnehmenden aus sieben Ländern und drei Kontinenten zeigt, wie bereichernd dieser erweiterte Blick für die Entwicklung der FM-Themen und die eigene Entwicklung ist.

Konsekutiver MSc in Facility Management

3 Semester Vollzeit / 5 Semester Teilzeit, Start im September, 90 ECTS, Unterricht in Englisch, international ausgerichtet.

Info-Anlass in Wädenswil

17. April 2012, 17.00h, Campus Grüental

mscfm.lsfm@zhaw.ch
www.ifm.zhaw.ch/master





Einsparungen von bis zu 10 Prozent werden dank neuer Technologien erwartet

Mit Siebenmeilenstiefeln in ein schlaues Zuhause

Digitale Strommessgeräte entwickeln sich rasant weiter. Sie eröffnen neue Möglichkeiten im Umgang mit Strom. Ihr Hauptzweck sind aber Massnahmen, mit denen sich der Energieverbrauch besser steuern lässt umso der Zukunft der Energie gerecht zu werden.

TEXT MELANIE KOLLBRUNNER

Über 50 Prozent aller Energie wird in Gebäuden verbraucht. Kein Wunder, wird in diesem Bereich fleissig geforscht. Die Hochschule Luzern beispielsweise hat eine Denkfabrik errichtet, ein Forschungszentrum für Intelligentes Wohnen – das so genannte «iHomeLab». Ein Bereich, in dem sich das Zentrum engagiert, ist die Gebäudeautomation.

In aller Munde sind die Smart Meter. Digitale Stromzähler sollen die Energieeffizienz verbessern, indem sie dem Verbraucher den Stand der Dinge vor Augen führen. Smart Meter messen wie herkömmliche Zähler, können den aktuellen Stand aber kom-

munizieren. Ziel ist es, die einzelnen Verbrauchsquellen mittels Erkennungsträger einzeln zu lokalisieren. So wird transparent, welche Geräte sich als Energiefresser entlarven.

STROMANGEBOTE FLEXIBEL NUTZEN

Zudem können Nutzer abhängig vom Tarifprofil auf Angebote eingehen. «Der Verbraucher wird dank der Submetering-Infrastruktur seine Stromkosten gezielt optimieren können», so Prof. Alexander Klapproth, Leiter des iHomeLabs. «Sobald AKW und fossile Kraftwerke zurückgehen, wird auch eine dynamischere Tarifentwicklung kommen.» Einsparungen von bis zu 10 Prozent werden dank neuer Technologien erwartet. Derzeit sind es laut verschiedener Pilotversuche erst etwa 3 Prozent. Umfassende Tests hat die Central Schweizerische Kraftwerke AG (CKW) durchgeführt. Dass die Ergebnisse nicht höher ausfallen, erstaunt Simona Gambini, Leiterin Corporate Communications bei den CKW, nicht. «Transparenz und Visua-

lisierung des Verbrauchs helfen den Kunden, ihre Stromsparpotenziale zu ermitteln und bewusster zu handeln. Hohe Einsparungen haben wir nicht erwartet.» Sie zieht den Vergleich

»Der Verbraucher wird dank der Submetering-Infrastruktur seine Stromkosten gezielt optimieren können

Prof. Alexander Klapproth

zum Auto: «Bloss weil wir auf einer Anzeige sehen, wie viel Benzin wir brauchen, verzichten wir nicht auf ein Überholmanöver.»

STROM SPAREN ALS SCHÖNER NEBENEFFEKT

Die Möglichkeiten der digitalen Zähler gehen aber über Visualisierungsmöglichkeiten und lastabhängige Stromtarifierung weit hinaus. Hauptziel sind Massnah-

men, mit denen sich der Energieverbrauch besser steuern lässt. Diese Perspektiven sind bereits weit entwickelt und stossen auf breite Akzeptanz. Natürlich gibt es auch kritische Stimmen. So ergibt etwa eine Studie der Fachhochschule Münster heikle Resultate bezüglich der Gewährleistung von Datenschutz: Angeblich soll es durch Smart Meters möglich sein, Rückschlüsse auf Fernsehsendungen zu ziehen, die sich der Verbraucher anschaut.

Eine zweite Befürchtung bezieht sich auf mögliche Gefahren. Ähnlich wie beim Internet könnten Smart Grids als zentrale Infrastruktur Hackern ausgesetzt sein. Gewisse Ängste sind aber auch eine Messlatte für den Fortschritt, der sich vollzieht: Wie alle grossen Innovationen rufen auch Neuerungen in der Stromversorgung nicht nur freudige Neugier sondern eben auch Ängste hervor.

+ Smart Facts

Weitere Informationen:

www.ihomelab.ch
www.its.fh-muenster.de

Die Zukunft hat begonnen

Vollautomatische Räume sind keine Zukunftsmusik mehr. Die passende Raumtemperatur, ideale Lichtverhältnisse und gute Luftqualität können aus einer Hand geregelt werden. Beleuchtung, abhängig vom einfallenden Tageslicht, Rolläden an den Lichteinfall gekoppelt, Beschattung wenn es zu warm wird, Klimaanlagen nach Bedarf - alles Möglichkeiten, den Energieverbrauch einzuschränken. Energieoptimiertes Benutzerverhalten kann bis zu 25 Prozent Energie sparen. Siemens hat im Zuge solcher Gesamtkonzepte für eine optimale Energienutzung ein System entwickelt, das den aktuellen Zustand im Raum anzeigt: Anhand einer so genannten «Green Leaf»-Anzeige kann der energieeffiziente Betrieb durch den Raumnutzer einfach wiederhergestellt werden.

Digitalstrom im Vormarsch

Mit einem Handgriff alles ein- oder auszuschalten, ist nur der Anfang. Klick: Es herrschen die Lichtverhältnisse zum Abendessen - gedimmtes Licht, Musik an. Fernsehen? Klick: Stimmung nach Mass. Rolläden runter bedeutet gleichzeitig Licht an und so fort. Digitalstrom heisst, mit Elektrizität nach individuellen Vorstellungen umzugehen. Auch, wenn es darum geht, weitere Geräte flexibel ins System einzubauen. Und: Digitalstrom regt dazu an, bewusst mit Energie umzugehen, weil ein einfacher Überblick zeigt, wo wieviel Strom verbraucht wird.

Anzeige

Bauen Wohnen

19. – 22.4.12 Tägi Wettingen

modernisieren bauen

30.8. – 2.9.12 Messe Zürich

Bauen Wohnen

4. – 7.10.12 Messe Luzern

MINERGIE expo

7. – 10.3.13 Messe Luzern

Urban mining – das Gebot der Stunde.

Mehr dazu unter www.urbanmining.ch

Eberhard

EBERHARD

EBIOX

WEIACHER

DETZELN

Pioniere in Bau, Altlastsanierung, Recycling und Baustoffen

Wohnen im Zeichen der Zeit

Zwei aktuelle Beispiele zeigen, wie schön es sich nachhaltig wohnen lässt: Eines in Rorschach, das andere in Rheinfelden. Beide verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen und zeigen auf, wie wir in Zukunft alle wohnen könnten.

Langfristiges Denken lohnt sich. Nachhaltigkeit zahlt sich gleich doppelt aus, wenn es um Arbeits- und Wohnumgebungen geht: Sie schafft Räume, die lange Freude machen und zugleich finanzielle Vorteile mit sich bringen. Investitionen sollen schliesslich von Beginn an, aber auch weit in die Zukunft greifen: von der Idee über die Fertigstellung bis in die Nutzungsphase. Die Kenntnis der kompletten Lebenszykluskosten einer Immobilie verhindert kurzfristiges Handeln und schafft Wert - nachhaltig gesunden, komfortablen Lebensraum.

Zwei sehr aktuelle Projekte illustrieren diesen Anspruch: Eines steht an zentralster Lage am Marktplatz in Rorschach, ein anderes in Rheinfelden, optimal angeschlossen an neue erschlossene öffentliche Verkehrsmittel, Schulen, Kindergärten und Einkaufsmöglichkeiten. Die beiden Beispiele decken unterschiedliche Bedürfnisse ab, haben aber eine bedeutende Gemeinsamkeit: Sie sind nachhaltig.

Die Überbauung in Rorschach, genannt „trischli's“, beherbergt neben 52 Wohnungen in den Obergeschossen eine neu eröffnete Filiale der Migros im Erdgeschoss auf gut 3500 Quadratmetern und eine Tiefgarage mit 242



Parkplätzen, die von der Stadt Rorschach betrieben wird. Abgesehen von letzteren ist ein Fond für nachhaltig gebaute Immobilien Eigentümer der Anlage.

Das Projekt entspricht dem Minergie-Standard, die Wohnungen sind sogar Minergie ECO-zertifiziert. Zudem entspricht der Bau dem Gütesiegel greenproperty. Gerade steht die Bauübergabe der Wohnungen an: die erste bereits nächsten Monat, weitere im Juli. 21/2- bis 41/2-Zimmerwohnungen auf 65 bis 120 Quadratmetern stehen zur Verfügung, urban durchmischt mit teils jungen, aber auch älteren Bewohnern. Ein Teil der Wohnungen

bietet sogar Seesicht. Alle Mieter profitieren neben dem selten vergebenen Minergie ECO-Standard von zeitgemässen Infrastrukturen und der sehr zentralen Lage: Vor der Haustüre liegen nicht nur Einkaufsmöglichkeiten, Post, Banken und Bahnhof, sondern auch eine eigens errichtete Bushaltestelle.

Ebenfalls ideal an den öffentlichen Verkehr und das umliegende Angebot an Schulen und Kindergärten angeschlossen ist das Areal „Weierfeld Mitte III“ in Rheinfelden. Einkaufsmöglichkeiten und Freizeitanlagen befinden sich in Gehdistanz. Es deckt, verglichen mit dem „trischli's“, we-

niger den Wunsch nach Urbanität als jenen nach Ruhe und Erholungsraum ab. Dennoch liegt die Anlage verkehrstechnisch günstig zur Autobahn A3 und liegt in nur 17km-Distanz zu Basel, mit der Bahn in einer Viertelstunde zu erreichen. Busse führen ins historische Zentrum von Rheinfelden, das wie der Name es verspricht, am Rhein liegt und mit einer Brücke zum gleichnamigen Ort in Deutschland verbunden ist. Ein Park umschliesst die Anlage. Drei fünfgeschossige Wohngebäude sind durch einen zentralen Innenhof verbunden, der leicht erhöht auf einer Plattform liegt, darunter sind Parkmöglichkeiten verborgen. Alle der insgesamt 105 Wohnungen verfügen über einen grosszügigen, offenen Grundriss und sind als 21/2- bis 41/2-Wohnungen erhältlich. Fernwärme-Fussbodenheizungen und kontrollierte Wohnungslüftungen und andere Kriterien garantieren nachhaltiges Wohnen nach dem Minergie-Standard. Die Bauübergabe der ersten Etappe findet im November dieses Jahres statt

Priora Generalunternehmung AG
www.priora.ch

www.trischlis.ch
www.rheinfelden-weierfeld.ch

Die Europaallee schreibt ein Stück Stadtgeschichte

Kees Christiaanse konzentriert sich neben seiner Tätigkeit als Architekt auf Aufgaben in komplexen, städtebaulichen Situationen und auf die Leitung von urbanen Prozessen. Er ist als Berater für mehrere Flughäfen tätig und gilt als Experte im Bereich Hochschulcampus und der Wiederbelebung von vormaligen Industrie-, Bahn- und Hafengebieten. So hat er auch städtebauliche Projekte in den Hafenvierteln von Rotterdam, Amsterdam, Hamburg und London realisiert. Ein Interview mit dem Masterplaner der Europaallee.

TEXT WERNER MÜLLER FOTOS ARI VERSLUIS & SBB AG

Mit der Europaallee erhält die Zürcher Innenstadt ein neues Gesicht von städtebaulicher Bedeutung. Das Bauprojekt umfasst aber nicht nur die Gestaltung eines neuen Stadtteils, sondern auch ein Ort, wo neue Ideen und Konzepte zum Tragen kommen.

Die Europaallee ist städtebaulich eine riesige Herausforderung. Was genau ist Ihre Aufgabe bei diesem Megaprojekt?

Ich bin mit der Masterplanung für die Europaallee beauftragt. Diese Aufgabe umfasst die Klärung aller Fragen in städtebaulicher Hinsicht. Dazu gehören die Festlegung der Strassenmuster, die Definition der einzelnen Gebäudeblöcke und des öffentlichen Raums. Das umfasst viele Regelungen und Definitionen für die Architekten, welche dann an den einzelnen Objekten arbeiten. Die Erstellung eines Masterplanes in dieser Dimension bedeutet aber auch die Weiterverfolgung der künftigen Ausführungsarbeiten.

Welche Bedeutung hat ein Masterplan bei einem Projekt in dieser Gröszenordnung?

Die nächsten Aufgaben bestehen darin, als Supervisor die ganze räumliche Architektur zu begleiten. Für jedes

Baulos werden separate Architekturwettbewerbe ausgeschrieben und durchgeführt. Dabei sitze ich nicht bloss in der Jury, sondern arbeite aktiv mit und bringe meine Vorstellungen ein. Wenn ein Architekturbüro einen Wettbewerb gewonnen hat, begleite ich die Ausführung. Auch die Gestaltung in der Landschaftsarchitektur liegt mir sehr am Her-

» Ich betreue ein Grossprojekt, dafür dieses über zehn und mehr Jahre.

Kees Christiaanse

zen, denn sie rundet das städtebauliche Gestalten eines Projektes wie der Europaallee ab. Die meisten Bauprojekte sind nun definiert. Ein letztes Baufeld ist derzeit noch nicht ausgeschrieben und soll noch gestaltet werden.

Wieviele Personen arbeiten von Ihrer Seite aus an dieser Masterplanung?

Die ersten zwei Jahre war die Erstellung des Masterplanes ein grosses Stück Arbeit. Insbesondere die Arbeit der Ingenieure für Kanalisation, Bodenbeschaffenheit und Statik darf nicht unterschätzt werden. Da waren viele Fachleute involviert. Zum jetzigen Zeitpunkt umfasst meine Aufgabe im Wesentlichen die Begleitung der laufenden Bauprojekte.

Städtebauliche Planungsaufträge haben immer etwas mit Langfristigkeit zu tun. Ist dieser Aspekt für Ihre Planung von besonderer Bedeutung?

Ein solches Projekt hat natürlich eine grosse Bedeutung für eine Stadt. Liefern wir keine gute Arbeit ab, hätte Zürich über Jahrzehnte mit Bausünden oder Fehlplanungen zu leben. International gesehen gibt es viele Beispiele. Wir setzen aber alles daran, dass dies in der Europaallee nicht passiert.

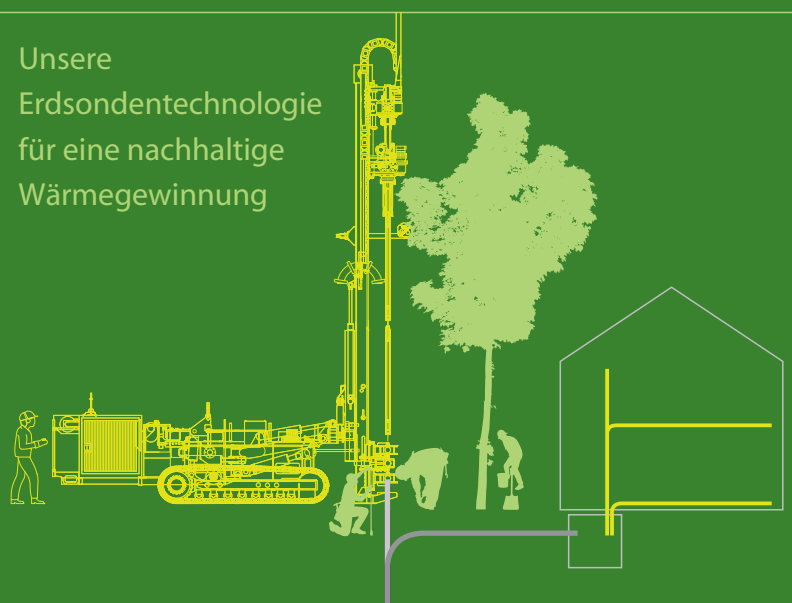
Das Projekt Europaallee ist in Etappen mit teils unterschiedlichen Bauherrschaften und Nutzern, verschiedenen Planungsbüros und einer Bauzeit bis 2020 aufgeteilt. Wie lässt sich trotzdem ein einheitliches Erscheinungsbild realisieren?



Kees Christiaanse liegt auch die Landschaftsarchitektur

Anzeige

Unsere
Erdsondentechnologie
für eine nachhaltige
Wärmegewinnung



Die Rahmenbedingungen der Energieversorgung haben sich in den letzten Jahren stark verändert. Fossile Brennstoffe stehen nicht länger kostengünstig und im Überfluss zur Verfügung. Erdwärmegewinnung mittels einer Erdsondenanlage ist ein Beitrag an den nachhaltigen Umgang mit Ressourcen und eine bewährte Technologie für eine kostenbewusste und wartungsfreie Heizung. Spross bietet Ihnen hierzu Technologie und Dienstleistungen aus einer Hand – von den Vorbereitungsarbeiten über die Bohrungen bis hin zur Wiederherstellung der Umgebung.

 **Spross**

Garten- und Landschaftsbau
www.spross.com

Giardina ZÜRICH Besuchen Sie uns an der Giardina Zürich
vom 14.–18. März 2012 | Halle 1 Stand B25

» Die Erstellung eines Masterplanes in dieser Dimension bedeutet aber auch die Weiterverfolgung der künftigen Ausführungsarbeiten

Kees Christiaanse

Ein gutes Stück Stadt ist immer eine Mischung zwischen Freiheit und Gebundenheit. Baugesetze, Finanzen und äussere Gegebenheiten setzen uns die Grenzen. Nun gilt es für die Planer, die Freiheiten zu nutzen und in gute Lösungen umzusetzen. Eine gute, innovative Stadt wie Zürich, lässt solche Lösungen auch zu. So entsteht eine interessante Spannung zwischen Individualismus und Verbindlichkeit.

Bei so vielen verschiedenen Interessen; wer entscheidet schlussendlich «So wird's gemacht»?

Es geht selten um Machtentscheidungen. Mehrheitlich sind es gemeinsam entwickelte Teamentscheidungen. Ich arbeite lieber im Konsens.

Und wann ist die Arbeit des Masterplaners abgeschlossen?

Mit der Planung und Gestaltung der einzelnen Gebäude bin ich voraussichtlich noch zwei Jahre beschäftigt. Dann folgt die Nachbearbeitung und Begleitung der Bauausführung.

Sie sind ein international bekannter Architekt und Städteplaner und haben schon zahlreiche Projekte in dieser Dimension realisiert. Was waren für Sie die wirklich grossen Herausforderungen?

Städteplanung ist schon grundsätzlich eine etwas andere Aufgabe. Ein klassischer Architekt gestaltet einzelne Bauten in einer zeitlich begrenzten Abfolge. Ich betreue ein Grossprojekt, dafür dieses über zehn und mehr Jahre. So kommen bei der Masterplanung auch nicht eine ganze Liste von realisierten Bauten zusammen, sondern einzelne aber sehr komplexe Aufgaben wie die Hafenprojekte in London und Rotterdam, die Hafencity in Hamburg oder eben die Europaallee in Zürich.

Sie sind auch als Professor an der ETH Zürich tätig. Wie oft sehen Sie Ihre Studenten?

Ich bin jede Woche mit meinen Studenten im Kontakt. Die Elektronik macht glücklicherweise vieles möglich, selbst wenn ich einmal nicht in Zürich bin. Zurzeit bin ich als Programmleiter des Future Cities Laboratory in Singapur für eine Zusammenarbeit zwischen ETH und National Research Foundation vor Ort, in Singapur. Daran arbe-

ten etwa 100 Personen. Am 16. März wird dieses neue Labor in Singapur offiziell eröffnet.

Wie beurteilen Sie die Architekturszene in der Schweiz?

Die Architektur- und Bauszene in der Schweiz ist hoch entwickelt. Die Schweiz hat eine einzigartige Baukultur. Das kommt daher, dass der Wert und die Langlebigkeit der Bauten sehr hoch ist. Dies erlaubt nachhaltiges Bauen und einen hohen Ausbaustandard mit den besten Materialien, das ist ziemlich einzigartig. Die Schweizer Architektur hat weltweit einen enorm hohen Stellenwert.

Kees Christiaanse, besten Dank für das interessante Gespräch.

+ Smart Facts

Prof. Ir. Kees Christiaanse

Kees Christiaanse, geboren 1953 in Amsterdam, studierte Architektur und Stadtplanung. 1989 gründete er sein eigenes Unternehmen, ir. Kees Christiaanse Architects & Planners in Rotterdam, seit 2002 als KCAP bekannt. Zwischen 1996 und 2003 unterrichtete er Architektur und Stadtplanung an der TU Berlin. Seit 2003 ist er Professor an der ETH in Zürich.



Architektur besonders am Herzen

Anzeige



Symbiose zwischen Natur und Architektur

Die Eigentumswohnungen der Überbauung „FOREsight“ liegen an erhöhter Lage direkt am Dorfbach und dem Waldrand in der steuergünstigen Gemeinde Winkel.

Die grosszügigen 3,5 und 4,5-Zimmer- Garten-, Etagen- oder Attika- Wohnungen überzeugen durch ihre moderne Architektur und den grossen Fensterfronten. Die Gebäudeisolation und die Produktion der Energie für Heizung und Warmwasser die mittels erdsondenbetriebenen Wärmepumpen erfolgt, entsprechen den neusten oekologischen und energietechnischen Erkenntnissen und erfüllen die hohen Anforderungen des Minergiestandards.

Ein Preis-Leistungsverhältnis an schöner und bevorzugter Wohnlage, das auch Sie überzeugt. Gerne erteilen wir Ihnen weitere Auskünfte und freuen uns auf Ihren Anruf.



Architekturbüro Oskar Meier AG
Kasernenstrasse 19 8180 Bülach Tel. 043 377 17 77 www.omag.ch





Mit 126 Meter das höchste Haus der Schweiz: der Prime Tower in Zürich

Faszination von oben und von unten

International gesehen sind bekannte Städte wie New York, Chicago, Hongkong, Singapur aber auch London und Frankfurt Zentren der Hochhausarchitektur. Weltweit sind Hochhauschluchten beliebte Postkarten-Sujets.

TEXT WERNER MÜLLER

Extrembauten in Rekordhöhen wurden selbst in der Wüste von Dubai erschaffen mit dem Hotel Burj al-Arab und dem Burj Khalifa, mit 830 Metern derzeit das höchste Bauwerk weltweit. Ein Hochhaus in der aktuellen Zeit muss aber mehr als nur hoch sein. Bei der sinnvollen Energienutzung, Nachhaltigkeit beim Bau und Betrieb und der Erfüllung der aktuellen Minergie-Standards wird heute die Messlatte angelegt. Vergleicht man die Bautechnik von 1920

mit der heutigen Zeit, so haben sich die Leistungen der Ingenieure und Bauarbeiter grundsätzlich verändert. Die heutigen Systeme ermöglichen einen Baufortschritt von einem Stockwerk pro Arbeitstag. Mit dem Bau eines Hochhauses entsteht aber nicht bloss ein Gebäude, sondern vielmehr ein eigentliches Kraftwerk. Dabei sollen alle baulichen Elemente wie Fassade, Gebäudehülle, Energieversorgung aber auch die komplexe Haustechnik optimal aufeinander abgestimmt werden. Der Drang zum Bauen in die Höhe ist aber auch eine Folge der Bodenknappheit, hohen Grundstückpreisen und dem allgemeinen Trend zur Verdichtung beim Bauen. Lassen es die Baurichtlinien zu, kann der Bau von spektakulären Hochhäusern jedoch auch städtebaulich interessant sein. Mega-Citys auf dem ganzen Globus verteilt verkörpern mit ihren Hochhausquartieren diesen Baustil.

HOCHHÄUSER IN DER SCHWEIZ

Die Hochhausarchitektur in der Schweiz verzeichnete in den vergangenen 60er- und 70er-Jahren eine erste Erfolgswelle. Lochergut, Hardgut und Bullinger-Hochhäuser in Zürich waren klassische Vertreter dieser Zeit. In Aarau waren es die Telli-Hochhäuser und in Bern das Tscharnergut, um nur einzelne Beispiele von Hochhausbauten aus dieser Zeit zu nennen. Sie alle wurden entweder geliebt oder gehasst. Geliebt wurden sie vor allem von den Bewohnern in den oberen Stockwerken, denn die Aussicht ist immer wieder faszinierend. Gehasst vor allem von Gegnern der urbanen Bauweise. In den folgenden zwei Jahrzehnten wurden keine aussergewöhnlichen Hochbauten mehr bewilligt. Ab dem Jahr 2000 erlebte die Hochhausarchitektur bei uns eine neue Blütezeit. Zürich war mit den Bauten Mobimo-Tower und Prime-Tower

einmal mehr Vorreiter. Diese markanten Bauwerke, nach Minergie-P-Standard erbaut und mit verschiedenen Gütesiegeln ausgezeichnet, wurden beide 2011 eröffnet. Weitere Hochhausprojekte in verschiedenen grösseren Schweizer Städten folgten. In Zug ist es das Uptown mit seiner eigenen, abgeschrägten Form, in Chur sind es die Twin Towers im Quartier City West. Private Investoren stellten eine Sportarena und zwei Wohntürme - 77 und 88 Meter hoch - auf die Luzerner Allmend. Die Schweiz erlebt eine Renaissance des Hochhauses. Verschiedene Objekte befinden sich derzeit noch im Bau, werden aber in wenigen Monaten ihrer Bestimmung übergeben, weitere sind geplant und warten auf die Baubewilligung oder mutige Investoren. Eines ist klar: Ob nun als Arbeitsplatz oder als Wohnraum, Hochhäuser faszinieren immer wieder.

Anzeige



Seit 1942
Leistung am Bau

Piller Hoch- und Tiefbau AG

Baslerpark • Mürtschenstrasse 25 • 8048 Zürich • Telefon: 044/ 404 23 23 • Telefax: 044/ 404 23 24

Homepage: www.piller.ch • eMail: info@piller.ch

Umbauten

Fassadenarbeiten

Sanierungen

Kundendienst

Denkmalgeschützte Objekte

Gipserarbeiten

Betonsanierungen

Bauberatungen

In die Zukunft bauen

Nachhaltigkeit wird bei Bauprojekten gross geschrieben. Damit kann man nicht nur die Welt retten, sondern auch den Wert der Immobilie steigern. Über die drei Dimensionen der Nachhaltigkeit.

TEXT RAOUL ABEA

Ob ein Umbau, Neubau oder eine Sanierung geplant ist: Um die Nachhaltigkeit eines Bauprojekts kommt man kaum herum, wenn man möchte, dass sich die Immobilie auch in Zukunft rentiert. «Eine Entwicklung ist nachhaltig, wenn sie erlaubt, die Bedürfnisse der heutigen Generation zu befriedigen, ohne die Möglichkeit künftiger Generationen zur Befriedigung deren Bedürfnisse zu schmälern.» So wurde 1987 der Begriff der nachhaltigen Entwicklung durch die Weltkommission für Umwelt und Entwicklung definiert. Heutige Ansätze und Konzepte basieren auf diesem Grundsatz. Man unterscheidet drei Dimensionen, die berücksichtigt werden müssen: Gesellschaft, Wirtschaft und Umwelt. Entsprechend vielschichtig gestaltet sich die Arbeit der Bauherren, Architekten und Ingenieure bei der Umsetzung nachhaltiger Bauprojekte.

DIE DREI DIMENSIONEN

Will man nachhaltig (um)bauen, bedingt das die Berücksichtigung

vieler Faktoren. Für jede Dimension gibt es viele Nachhaltigkeitsziele, die nach Möglichkeit erreicht werden sollen. Das Gebäude sollte den neusten Standards entsprechen. Dazu gehören umweltfreundliche Standards wie Minergie-Systeme. Die Stabilität des Standortes ist wichtig, damit die Nachhaltigkeitsaspekte auch in Zukunft nicht gefährdet werden. Eine geplante Chemiefabrik auf dem Nachbargelände etwa könnte sich nachteilig auf den Wert des Gebäudes auswirken – geschweige denn auf die Gesundheit der Bewohner. Schliesslich ist die gesellschaftliche Ebene relevant:



Ob bei Neubau oder Umbau: Nachhaltigkeit lohnt sich für alle

Unter Umständen kann man mit der Art des Baus zur Lösung eines gesellschaftlichen Problems oder zur Erreichung eines gesellschaftlichen Ziels beitragen. Das könnte eine gute altersmässige und kulturelle Durchmischung

» Für jede Dimension gibt es viele Nachhaltigkeitsziele, die nach Möglichkeit erreicht werden sollen.

sein, oder die Unterstützung benachteiligter Personen. Globale Einflussfaktoren wie gesellschaftlicher Wandel, Rohstoffverknappung, Klimawandel und gesetzliche Rahmenbedingungen müssen in die Planung miteinbezogen werden.

DIE WELT RETTEN UND DARAN VERDIENEN

Bei der Berücksichtigung von Nachhaltigkeitszielen kommt der Eigentümer oder Investor nicht zu kurz. Zwar mag sich dadurch der Bauprozess komplexer gestalten – dafür ist der Wert der Immobilie gesichert oder steigt sogar. Ist der Wohnblock etwa kompatibel mit gesellschaftlichen Entwicklungen wie neuen Wohn- und Familienmodellen steigen die Chancen, auch in Zukunft Mieter zu finden. Aus Studien der Zürcher Kantonalbank und des «Center for Corporate Responsibility and Sustainability» der Universität Zürich geht hervor, dass das Minergie Label zum Beispiel im Durchschnitt zu 6 Prozent höheren Mieten bei neuen Wohnungen führt. Ein solches Ergebnis zeigt, dass die Nachfrage nach nachhaltigen Immobilien kein kurzlebiger Trend ist, sondern Anzeichen für ein sich wandelndes Bewusstsein. Und das Beste daran: Es ist eine Win-win-win-Situation für Umwelt, Gesellschaft und Eigentümer oder Investor.



Nicht im Eimer

Nach dem Bundesamt für Umwelt produziert jeder Schweizer täglich 700 Kilo Abfall im Jahr. Davon werden circa 340 Kilo umweltverträglich verbrannt, wobei Strom und Wärme gewonnen wird. Zudem gewinnt der schonende Umgang mit erneuerbaren Ressourcen wie Metalle und Kies an Bedeutung – wir bessern uns.



Urban Mining

Auf den ersten Blick mag ein Müllberg wertlos sein, auf den zweiten jedoch eine lukrative Rohstoffmine. Aus Klärschlamm kann Phosphor gewonnen werden, aus KVA-Schlacke Aluminium und Eisen, aus Abbruchobjekten unzählige Sekundärbaustoffe wie Kies und Sand. Rohstoffe, die mit modernen Recyclingverfahren problemlos zurückgewonnen werden können.

Anzeige

LED
statt AKW



NOSERLIGHT
www.noserlight.ch



Dock B: Spezialwissen zu verschiedensten Themen war beim Bau gefragt

Ein politisch korrektes Gate

Seit dem 1. Dezember 2011 ist es in Betrieb: Das Dock B am Flughafen Zürich. Dieses ist nicht nur schön, sondern auch Schengen- und Nicht-Schengen-kompatibel. Über ein komplexes Bauprojekt und dessen Nutzung.

TEXT RAOUL ABEA

Am 1. Dezember 2011 war es so weit: Das neue Dock B des Flughafens Zürich wurde eingeweiht – unter anderen von Doris Leuthard. Das Fingerdock ist 250 Meter lang, 45 Meter breit, zwei Stockwerke hoch und hat eine Fläche von 35 000 Quadratmetern. Insgesamt bietet es Platz für neun Dockstandplätze und acht Busgates. Zudem sind Passkontrollen eingerichtet worden, welche die strengen Schengen-Auflagen erfüllen. Mit dem Neubau hat Zürich nun ein Dock, das auf zwei Ebenen eine

flexible Abfertigung von Schengen- und Nicht-Schengen-Flügen ermöglicht.

EIN KOMPLEXES KONSTRUKT

Das 430 Millionen schwere Bauprojekt hatte es in sich: In nur 18 Monaten sollte ein neues Gebäude aus dem Boden gestampft werden. Mit dem Projekt stellte die Flughafen Zürich AG als Bauherrin die Architekten der Burckhardt + Partner AG vor eine grosse Herausforderung, ebenso wie die zum Totalunternehmen ernannte HRS Real Estate AG. Im 2009 wurde das alte Dock bis auf die Stahlkonstruktion abgerissen und anschliessend neu bebaut. Spezialwissen zu verschiedensten Themen war gefragt. Nicht nur die Schengen-Auflagen sollten erfüllt werden, sondern auch Sicherheitsvorschriften wie die des Brandschutzes. Der Passagierprozess wurde auf den neusten Stand der Technik gebracht.

»Seit dem 1. Dezember haben über 63 000 Besucher die Aussichtsplattform genutzt – trotz des garstigen Winterwetters

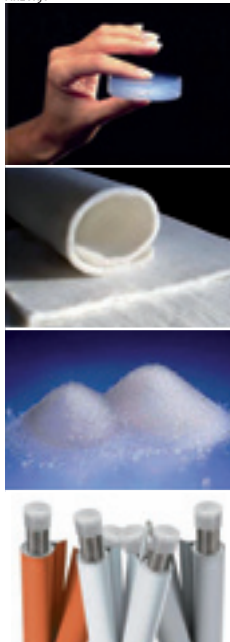
Sonja Zöchling

Ein Beispiel dafür sind die Self-Boarding-Gates. Besonders für das Totalunternehmen war das Management des Bauvorhabens mit der vertraglich festgehaltenen Kosten- und Termingarantie ein Mammutprojekt, das nur mit Erfahrung und guter Kommunikation gemeistert werden konnte – mit Erfolg: «Die neue zentralisierte Sicherheitskontrolle und das Dock B haben sich im Betrieb bewährt. Alles funktioniert bestens», sagt Sonja Zöchling, Kommunikationschefin der Flughafen Zürich AG.

SOUVERÄNER BAU

Die vielschichtige Planung sowie die komplizierte Umsetzung des Projektes sieht man dem Bau nicht an. Er wirkt ruhig, klar strukturiert, funktional und doch ästhetisch. Viel Glas, polierte Steinböden, weisse Orientierungshilfen auf schwarzen Tafeln und die seitlichen Fensterfronten dominieren die Räumlichkeiten. Ein Dock, das höchsten – auch internationalen – Ansprüchen genügt. Wer sich selbst davon überzeugen möchte, braucht nicht zwingend ein Flugticket. Auf dem Dach des umgestalteten Docks können Besucher ohne Reisepass Flughafenluft schnuppern und etwa den Airbus A380 beim Starten bestaunen. «Seit dem 1. Dezember haben über 63 000 Besucher die Aussichtsplattform genutzt – trotz des garstigen Winterwetters», sagt Zöchling. Wer etwas vom Flughafen sehen möchte, sollte also noch vor dem Frühling die Gelegenheit nutzen.

Anzeige



AEROGEL — Effiziente Dämmösungen

AEROGEL Hochleistungswärmedämmstoffe, der Quantensprung im Wärmedämmen! Erhältlich in Vlies-, Platten- oder Granulatform.

AGITEC SPACELOFT ($\lambda = 0.013 \text{ W/mK}$)

Schlanke, effiziente Aufbauten bei Renovationen und Wärmebrücken. Mit 3 cm kann der bestehende U-Wert bereits um 80% verbessert werden! Auch ideal als homogene Turbo-Schicht kombinierbar mit herkömmlichen Wärmedämmssystemen, um schlankere Aufbauten realisieren zu können.

Anwendungsbeispiele:

- Steildach über oder unter Sparren
- Dachfenster, Lukarnen, Estrichaufstieg
- Terrassen bei geringer Aufbauhöhe, enge Eingangsnischen
- Kellendecke, Innenwände und Treppenunterseite von Kellertreppen
- in Kombination mit hinterlüfteten oder verputzten Aussenwand-Systemen
- extrem schlanke Aussenfassade mit Steinleibungen, engen Terrassen und Balkonen, bei Einschränkungen durch die Baubehörde, etc.
- Innendämmung, Bad, Radiatorennischen, Rolladenkasten, etc.
- Kern- und Hohlraumdämmung
- Solarleitungen, Fernwärmeleitungen, Haustechnik und Industrieanlagen.

AGITEC AG, das Kompetenzzentrum für AEROGEL in der Schweiz

AGITEC AG | Langwiesenstrasse 6 | CH-8108 Dällikon | Tel. +41 44 316 63 73 | www.agitec.ch | info@agitec.ch



Die City als Rohstoffquelle

Während Jahrhunderten wurden kostbare Bodenschätze in unseren Städten verbaut. Ob Metallträger, Kupferrohre oder Stein- und Betonschichten. In vielen Gebäuden schlummern wertvolle Werkstoffe.

TEXT WERNER MÜLLER

«Urban Mining» umschreibt ein Konzept, das die Stadt als Recyclingquelle erkennt. Heute wird ja beinahe alles gesammelt und wiederverwertet. Der öffentliche und private Raum ist somit voll von «neuen» Rohstoffen. Kanalisation und alte Mülldeponien eingeschlossen. Wertstoffe aus Rückbauten sollen für Neubauten wiederverwendet werden.

QUALITÄTSBAUSTOFFE VON DER ABBRUCHHALDE

Jedes Gebäude hat einen eigenen Lebenszyklus. Endlose Renovierungen machen irgendwann keinen Sinn mehr. Vielmehr gilt es dann eine neue Überbauung nach heutigen Energie- und Komfortstandards zu errichten. Dazu sind nicht nur neue Rohstoffe notwendig, auch Recyclingbeton kann ein durchaus geeigneter Baustoff für ein neues Bauprojekt sein. Verschiedene Bauunternehmen – bisher hauptsächlich im Abbruch und Kiesabbau tätig

– haben sich heute auf diese Arbeiten und Dienstleistungen spezialisiert. So wurde bereits im Jahre 1983 in Rümlang die erste professionelle Recyclinganlage für Beton in Betrieb genommen. Nicht mehr das Besitzen von möglichst viel Kiesland und Kiesabbauverträgen war das Ziel, sondern aus dem Rückbau von Gebäuden und Infrastrukturbauten gewonnener Bauschutt. Daraus nicht bloss minderwertigen Steinbruch sondern Qualitäts-Recyclingbaustoffe herzustellen war damals schon eine grosse Herausforderung. Recyclingbeton wird heute für anspruchsvollste Bauten im Hoch- und Tiefbau eingesetzt.

So beginnt sich der Baustoffkreislauf zu schliessen.

«Urban Mining» bedeutet Baustoffgewinnung aus vorhandener Bausubstanz.

» Ausgediente Bauten werden abgebrochen, die Materialien nach strengen Regeln getrennt, zerkleinert und wieder zu Baustoffen gemischt.



Recycling-Baustoffe werden immer beliebter

Ausgediente Bauten werden abgebrochen, die Materialien nach strengen Regeln getrennt, zerkleinert und wieder zu Baustoffen gemischt. RC-Baustoffe sind qualitätsgeprüft und entsprechen den höchsten Anforderungen beim Betonieren. Sie sind, nicht zuletzt in qualitativer Hinsicht, mit Primärprodukten durchaus vergleichbar, berücksichtigen aber auch noch die Umweltperspektive, die heute immer bedeutender wird. RC-Baustoffe erfreuen sich einer immer grösseren Beliebtheit bei Bauherren, Architekten und Bauunternehmern. Nachhaltigkeit hat eben ganz unterschiedliche Facetten.

+ Smart Facts

Kaltrecycling im Strassenbau ist ein umweltschonendes Verfahren bei welchem der alte Belag nicht einer Deponie zugeführt werden muss. Es umfasst das Fräsen, Aufnehmen und Mischen sowie Einbauen von bituminösen Strassenbefestigungen. Als Bindemittel kommt entweder Zement, Bitumenemulsion oder Schaumbitumen zum Einsatz. Im Gegensatz zur Verarbeitung bei hohen Temperaturen verflüchtigen sich keine Schadstoffe.



Intelligente Lösungen für die Bauwirtschaft

Die Hochschule Luzern HSLU - Departement Technik und Architektur - pflegt im Bereich Bautechnik einen engen Kontakt zu Partnern aus der Bauwirtschaft. Die beiden Kompetenzzentren Konstruktiver Ingenieurbau (KI) und Fassaden- und Metallbau (FM) führen Forschungs- und Dienstleistungsprojekte durch, die den Transfer von aktuellem Know-how in die Industrie gewährleisten. Während die Unternehmen vom innovativen Geist und der hochstehenden Infrastruktur an der HSLU profitieren, wird den Studierenden ein praxisbezogenes Studium ermöglicht. Die Partner stammen aus verschiedenen Bereichen der Baubranche. Diese reichen vom international tätigen Bauteilproduzenten bis zum lokalen Gerüstbauer. Beide Kompetenzzentren gelten auch als Materialprüfstelle für Baustoffe.

www.hslu.ch/technik-architektur

Anzeige



Ein gutes Gefühl,
wenn Natur
und Energie im
Einklang sind

Für das Klima und die Natur

naturemade
star!
ökologische Energie

naturemade star zeichnet besonders umweltschonende Energie aus und bürgt für die Einhaltung strenger Kriterien wie naturnahe Flüsse und Landschaften.

naturemade
basic!
erneuerbare Energie

naturemade basic zeichnet klimaschonende Energie aus und fördert neue Anlagen.

Kaufen Sie erneuerbare Energie mit Qualität

Unterstützt durch





In der Schweiz werden heute rund 6000 Watt an Energie pro Einwohner verbraucht

«2000 Watt müssen für alle reichen»

In der Schweiz benötigt jede Person dreimal so viel Energie, wie die weltweiten Reserven es zulassen würden. Die Einführung der 2000-Watt-Gesellschaft soll dazu beitragen, den Energieverbrauch weltweit einzudämmen.

TEXT WERNER MÜLLER

Ein hehres Ziel, von dem die meisten Staaten noch weit entfernt sind, wie die Klimakonferenzen in Kopenhagen 2009 und Durban 2011 aufzeigten. Einigkeit bei der Durchsetzung von Klimazielen, wie in Kyoto beschlossen, gibt es keine. Die Schweiz nimmt in der Diskussion und Realisierung der 2000-Watt-Gesellschaft eine bedeutende Rolle wahr. Als kleiner Staat soll die Erreichbarkeit der Klimaziele demonstriert werden. Mit gutem Beispiel will die heutige Energiepolitik des Bundes vorangehen. Dementsprechend werden die Umweltziele, wo immer möglich, in die neuen Gesetze integriert. Die 2000-Watt-Gesellschaft ist ein langfristiges Ziel – eine Aufgabe über mehrere Generationen. Wenn das Ziel tatsächlich erreicht werden soll, müssen heute konkrete und zielführende Massnahmen umgesetzt werden. Ein Teilziel wäre bereits erreicht, wenn die Menschheit zum Umdenken angeregt würde.

VIELE WEGE FÜHREN ZUR 2000-WATT-GESELLSCHAFT

In der Schweiz werden heute rund 6000 Watt an Energie pro Einwohner verbraucht. Geht man bis ins Jahr 1990 zurück, stellt man einen Energieverbrauch um die 2000 Watt fest. Das ist lange her und die Nutzung von mehr Energie ist für uns alle selbstverständlich geworden. Also gilt es für die Einsparung von Energie bei der Optimierung der Technologien anzusetzen. Wer will denn schon auf warmes Wasser in der Dusche, eine gut ausgerüstete Küche, betriebsbereite Kommunikationsmittel und immerwährende Mobilität verzichten? Gemäss den Spezialisten der ETH Zürich ist es möglich, mittelfristig ohne wesentliche Komforteinbussen auf den Wert von 2000 Watt zurückzukehren. Dies soll vor allem durch die Erhöhung der Energieeffizienz an Gebäuden, Geräten und Fahrzeugen geschehen, aber auch durch die Entwicklung und Optimierung neuer Technologien. Es ist jedoch der konkrete Wille der Politik nötig, um eine solche Entwicklung verbindlich zu machen. Dies zeigen auch die Rechenmodelle zur Energieverfügbarkeit 2035 und 2050. Hausbauprojekte im Standard «Minergie Eco», «Minergie P» oder «Passivhaus» verfolgen das Ziel einer 2000-Watt-Gesellschaft. Autos

»Die 2000-Watt-Gesellschaft ist ein langfristiges Ziel – eine Aufgabe über mehrere Generationen

werden immer effizienter im Verbrauch und neue Waschmaschinen haben standardmässig das Label AAA+. Tatsächlich liegt der durchschnittliche Energiebedarf weltweit derzeit auf dem Niveau von etwas über 2000 Watt. Jedoch sind die Unterschiede zwischen den Staaten und Kontinenten extrem unterschiedlich. Während es in den Entwicklungsländern einige hundert Watt sind, haben Industrieländer einen sechs bis sieben Mal höheren Verbrauch als die angestrebten 2000 Watt. Das nachhaltige Energieverbrauchsmodell soll den jährlichen Ausstoss von Treibhausgasen senken. Nach diesem Modell sollen 500 Watt pro Kopf aus fossilen Energien und zusätzliche 1500 Watt pro Kopf aus erneuerbaren Energien stammen.

ENERGIESTÄDTE SIND EIN MÖGLICHER WEG

Eine weltweite 2000-Watt-Gesellschaft ist nicht von heute auf morgen realisierbar. Sie hat aber grossen Einfluss

auf das Leben künftiger Generationen. Folgende Meilensteine wurden an verschiedenen Klimakonferenzen gesetzt: Bis zum Jahr 2050 muss der Gesamtenergiebedarf von 6500 Watt auf 3500 Watt gesenkt und der fossile Anteil soll massiv gesenkt werden. Ab Mitte dieses Jahrhunderts wird ein Energiebedarf von 2000 Watt Dauerleistung pro Kopf definitiv ausreichen, um der Weltbevölkerung ein Leben im Wohlstand zu sichern. Ein Vergleich: 2000 Watt entsprechen der kontinuierlichen Leistung von zwanzig 100 Watt Glühlampen, von zehn Kühlschränken oder dem Energieinhalt von elf Barrel oder 1750 Liter Erdöl pro Jahr.

Zu den prominenten Antreibern der 2000-Watt-Gesellschaft gehören die über 276 Energiestädte in der Schweiz. Mit Massnahmen wie freiwilligen Gebäudestandards und öffentlichen Kampagnen setzen diese Gemeinden den 2000-Watt-Pfad um. In Vorbereitung ist zudem eine 2000 Watt kompatible Ergänzung zum bestehenden Label «Energiestadt». Die Auszeichnung wird von Energie Schweiz für Gemeinden und Städte verliehen. Die Stadt Zürich beispielsweise hat in einer Volksabstimmung 2008 beschlossen bis 2035 die Ziele der 2000-Watt-Gesellschaft einzuhalten.

Anzeige

Für Bau- und Energiefachleute, Investoren

PLANUNGSSEMINARE

MINERGIE-P® | MINERGIE-A® | PLUSENERGIE-GEBÄUDE

Kurs 1 22. bis 23. März 2012, Wil

Kurs 2 7. bis 8. Mai 2012, Sursee

Kurs 3 6. bis 7. September 2012, Biel

Jetzt anmelden: www.hausbaumesse.ch!

DIE NATUR GAB UNS RÄUME. WIR KÜMMERN UNS UM DEREN FORTSETZUNG.

Wir Schweizer sind gesegnet mit wunderbaren Naturräumen. Für uns sind das Standorte, die mit besonderer Verantwortung beplant, bebaut und benutzt werden sollten. Da ist auch die Realisierung eine spezielle Herausforderung. Als HRS übernehmen wir die Gesamtleistung am Bau, inklusive Garantien für Termine, Kosten und Qualität. Mehr darüber unter www.hrs.ch



Bahnbrechende Entwicklungen in der Energie- und Gebäudetechnik

Innovationen setzen sich in der Gebäude- und Energietechnik nur sehr zögerlich durch. Eigentlich wird noch immer gebaut wie vor 40 Jahren. Das soll sich ändern. Im newtechClub – Zentrum für nachhaltige Energie- und Gebäudetechnik werden bahnbrechende Konzepte und Technologien entwickelt und auf den Markt gebracht.

Der newtechClub – Zentrum für nachhaltige Energie- und Gebäudetechnik ist domiziliert im aufstrebenden Stadtteil am Rietpark in Schlieren und beherbergt heute bereits vier junge, innovative Unternehmen. Der newtechClub versteht sich als Plattform zur Vernetzung von Wirtschaft, Wissenschaft und Politik – ein Ort an dem neue Technologien erlebbar gemacht werden und regelmässig Netzwerk-, Schulungs- und Informationsveranstaltungen stattfinden.

www.newtechclub.ch

newtechClub

aizo ag

aizo ist die Erfinderin von digitalSTROM, dem neuen Standard für elektrische Installationen in Gebäuden. Intuitiv in der Anwendung und einfach einzubauen kommuniziert der neue Strom über die bestehenden Stromleitungen und vernetzt so elektrische Geräte im Haushalt zum Smart Home. Eine neue Qualität des Wohnens entsteht, denn der neue Strom kann mehr. Er macht Wohnen bequemer, schöner, energieeffizienter und ein-

facher. digitalSTROM ist das neue Lebensgefühl für Zuhause. Durch die gelungene Miniaturisierung und seine digitale Intelligenz eignet sich digitalSTROM sowohl zur Nachrüstung als auch zur Installation in Neubauten und ist jederzeit erweiterbar. digitalSTROM kann über bestehende Schalter, über das Internet oder das Smartphone genutzt werden.

www.digitalstrom.com




digitalSTROM

BS2

BS2 steht für ein Gebäude mit hohen Ansprüchen: Zero Emission ohne Aufpreis, keine Kompromisse in der Architektur und hoher Komfort. Ausgehend von einer systemischen Betrachtung des Gebäudes und seiner Umgebung optimiert BS2 mit seinen Komponenten die Energieflüsse nach dem LowEx-Konzept. Energie wird

„geerntet“, wenn sie im Überfluss vorhanden ist, und im Erdreich gespeichert, um sie im Bedarfsfall wieder zu nutzen.

www.bs2.com

BS2

Building Systems & Solutions

Mivune

Mivune bietet die gleichnamige Software, das Betriebssystem fürs Gebäude. Die vielen technischen Einzelsysteme eines Eigenheims oder Arbeitsplatzes lassen sich mit derselben Software integral planen, organisieren und steuern – unabhängig von Hardware und Hersteller. Auf intuitiven Programmier- und Bedienoberflächen sind alle Anlagen für Licht, Temperatur, Lüftung und Beschattung sowie Multimediageräte und andere Verbraucher steuer- und regelbar. So sorgt Mivune für ein optimales Lebens- und Arbeitsumfeld.

www.mivune.com



Casacom

Casacom bietet die einfach zu installierende, umfassende und preiswerte Netzwerklösung für private und geschäftliche Anwendungen. Die Multimedia-Dosen bilden ein raumbezogenes Netzwerk basierend auf Kunststoff-Lichtwellenleiter und schaffen die Voraussetzung zur Anbindung (drahtgebunden/drahtlos-Wi-Fi) beliebiger Endgeräte (PCs, Drucker). Dies ermöglicht den Nutzern internetbasierte Dienste wie Telefonie, TV und Video-on-Demand beim Anbieter ihrer Wahl zu beziehen.

www.casacom.ch



Der newtechClub ist entstanden auf Initiative von:

halter
www.halter-unternehmungen.ch



**Stadt
Schlieren**



**Kanton Zürich
Volkswirtschaftsdirektion
Standortförderung**

Schwule sind gute Eltern

Mit journalistischen Hirngespinsten und Vorurteilen macht die *Weltwoche* Stimmung gegen die Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Paare. Der Gesetzgeber sollte den Fehldiagnosen nicht folgen.
 Von Uwe Splittdorf



Jeden Morgen das gleiche Chaos: Die vierzehnjährige Jolanka ärgert ihren zwei Jahre jüngeren Bruder Boris, weil der in seiner Unordnung wieder einmal die richtigen Socken nicht fand und zwei verschiedene angezogen hat. Der wiederum schmeisst seiner Schwester «dumme Ziege» ins Gesicht und blockiert unsäglich lange das Badezimmer, bis Jolanka mit den Fäusten gegen die Tür trommelt.

Jetzt reicht es Karl, er unterbricht das Streichen der Frühstücksbrote, beruhigt routiniert Jolanka und fordert mit klarer Stimme Boris auf, das Badezimmer freizugeben. Der kommt maulend der Aufforderung nach, setzt sich an den Frühstückstisch, wo Roli, der Partner von Karl, inzwischen die Brote fertiggestrichen hat. Bald erscheint auch Jolanka wieder, rasch wird das Frühstück heruntergeschlenzt, denn eigentlich sind beide schon zu spät dran und sollten längst auf dem Schulweg sein. Der 43-jährige Karl und sein 47-jähriger Roli trinken noch rasch einen Kaffee, organisieren den Tag (wer geht einkaufen, wer bereitet das Abendessen zu, und was gibt es?) und machen sich dann auch auf den Weg zur Arbeit.

So kann (und muss) man sich den Alltag in einem Haushalt vorstellen, in dem zwei Männer mit ihren zwei halbwüchsigen Kindern leben. Doch diese Realität ist dem freien Journalisten Beni Frenkel zu banal. Er lässt seiner wilden Fantasie freien Lauf. Und so lesen wir dann in der *Weltwoche* vom 1. März von einer morgendlichen wilden dreiviertelstündigen Orgie der sextollen Roli und Karl: «Bis die Wohnung zittert ob des Stöhnens und Jaulens, und die Nachbarin hämmert beim Höhepunkt häufig an die ringhörige Wand.» Die beiden armen Teenager Jolanka und Boris aus Weissrussland müssen das immer wieder ertragen und miterleben, «wie ihr Vater Roli den Po von Vater Karl tätschelt und ihm versonnen <Du kleiner Rammler> ins Ohrchen flüstert». Kein Wunder, werden sich, immer nach Frenkel, die beiden Kinder in der Pubertät für ihre (männlichen) Eltern schämen.

Der Artikel von Frenkel ist ein reines Fantasiegebilde, Journalismus bar jeder Realität. Lesben und Schwule sind genauso wenig Sexmonster, die es jeden Morgen in voller Lautstärke eine Dreiviertelstunde treiben, wie heterosexuelle Paare. Und Kinder, die bei schwulen oder lesbischen Paaren aufwachsen,

werden genauso wenig in einer übersexualisierten Welt gross wie Kinder, die im Haushalt der Grosseltern erzogen werden. Untersuchungen belegen, dass Lesben und Schwule engagierte Eltern sind und die Kinder keinerlei Schaden nehmen, im Gegenteil: Besonders im Bereich Sozialkompetenz profitieren sie davon, zwei Mütter oder zwei Väter zu haben.

Die Erfahrung zeigt, dass lesbische oder schwule Paare die gleichen Höhen und Tiefen einer Beziehung erleben wie heterosexuelle Paare. Worauf der *Weltwoche*-Autor seine völlig

tiert werden. Dies ist vor allem im Interesse der Kinder. Stirbt nämlich der leibliche Vater oder die leibliche Mutter, so hat der andere Vater oder die andere Mutter heute keinerlei Rechte: Die Kinder werden womöglich fremdplatziert und von ihrer bisherigen zweiten Bezugsperson getrennt. Diese Haltung ist einfach nachzuvollziehen. Einzig Beni Frenkel kann dieser Argumentation nicht folgen und schwafelt davon, dass dies nur verstehe, «wer einen Doktor in Logik hat». Klar versteht man die Argumentation der Ständeräte oder des Bundesrates nicht, wenn man in Schwulen nur abartige übersexualisierte Wesen erkennen kann.

Dass Lesben und Schwule sich dafür einsetzen, auch Kinder adoptieren zu können, ist ihr legitimes Recht. Längst sind die Zeiten vorbei – wenn es sie denn je gab –, wo die Mehrheit der Kinder in stabilen Kleinfamilien aufwuchs. Die Familienverhältnisse in unserer Gesellschaft sind so bunt wie der Regenbogen. Vom alleinerziehenden Vater bis zur Patchwork-Grossfamilie gibt es alles. Entscheidend ist aber nicht so sehr, wie die Familienstruktur im Einzelnen aussieht, entscheidend ist doch, dass sie dem Kind ein stabiles Umfeld bietet, in dem es aufwachsen kann. Wer sagt denn, dass die traditionelle Kleinfamilie die beste Form ist, um Kindern eine glückliche Kindheit zu ermöglichen? Liesse nicht gerade der Umstand, dass Jugendliche heute oft Schwierigkeiten haben, sich in der Gesellschaft zu orientieren, darauf schliessen, dass dies nicht der Fall ist?

Oft hört man das Argument, die Kinder eines schwulen Paares würden in einem zu männerlastigen Umfeld aufwachsen. Das ist falsch. Auch diese Kinder haben beispielsweise Grossmütter oder Lehrerinnen. Der Kauf von Pro-Juventute-Briefmarken, wie das Beni Frenkel allen Ernstes vorschlägt, kann keine Alternative zur Forderung sein, dass der Gesetzgeber den gesellschaftlichen Realitäten des 21. Jahrhunderts Rechnung trägt und die Adoption von Kindern für alle Familienformen öffnet, auch für eingetragene Partnerschaften. Immerhin muss sogar Beni Frenkel zugeben: «Natürlich werden aus den Kindern gleichgeschlechtlicher Paare nicht automatisch Monster.» Da sind wir aber froh.

Uwe Splittdorf ist Geschäftsleiter der Schwulenorganisation Pink Cross.



Stabiles Umfeld: Schwules Paar mit Kind.

verzerrte Darstellung des Alltags stützt, ist nicht nachvollziehbar. Der Artikel entbehrt jeder Seriosität, er ist lediglich darauf ausgerichtet, Vorurteile zu bedienen.

Mythos der intakten Kleinfamilie

Hintergrund der Stimmungsmache ist der Umstand, dass der Bundesrat der Rechtskommission des Ständerates gefolgt ist und sich nun auch für die Stiefkindadoption starkmacht. Das heisst, wenn in einer eingetragenen Partnerschaft ein Elternteil Kinder aus einer früheren Beziehung hat, können diese Kinder in Zukunft vom neuen Partner adop-

Goldene Zeiten

Starker Franken, hohe Löhne, Krise in der EU: Von all dem zeigt sich die Schweizer Uhrenindustrie unbeeindruckt. Im Gegenteil. Ihr geht es so gut wie nie zuvor. Was macht sie richtig?

Von Pierre Heumann und Florian Schwab



«Uhren» und «Schweiz» gelten als Synonyme: asiatische Kundschaft in Luzern.

Die Baselworld, welche diese Woche ihre Tore öffnet, ist die weltweit wichtigste Fachmesse für Uhren. Schon letztes Jahr platzte sie vor lauter Aussteller-Andrang aus allen Nähten. Dieses Jahr bescheiden die Verantwortlichen knapp: Man könne gar nicht mehr wachsen, da die Räumlichkeiten der Mustermesse Basel nicht genügend Platz böten.

Für die Schweizer Aussteller und ihre Produkte existieren keine solchen Wachstumsgrenzen. Um 15,5 Prozent haben die Uhrenexporte aus der Schweiz zugenommen (Januar 2012, im Vergleich zum Vorjahresmonat). Der wachsende Markt für Luxusuhren wird global von Schweizer Uhrenfirmen dominiert. Sie teilen sich praktisch das ganze Geschäft. Die Platzhirsche im Segment der teuersten Uhren sind laut Angaben des World Watch Report, der von der Genfer Marktforschungsunternehmung Digital Luxury Group (DLG) herausge-

geben wird, die Firmen IWC, Patek Philippe und Zenith. Wie ist es den Marketingexperten gelungen, aus der Uhr mehr als eine reine Zeitmessmaschine zu machen?

1 — Status und Ansehen

Der praktische Nutzen einer Uhr ist bescheiden. Über die Uhrzeit halten neben dem Handy unzählige öffentliche Uhren auf dem Laufenden. Es muss also andere Gründe geben, weswegen viele Personen bereit sind, mehrere tausend oder zehntausend Franken für eine Luxusuhr auszugeben. Für Männer ist die Uhr das einzige Schmuckstück, welches auf einen Blick den Status des Trägers offenbart. In den aufstrebenden Schwellenländern sind die Begriffe Uhr und Schweiz untrennbar miteinander verbunden. In China verstehe man die Worte Uhr und Schweiz als Synonyme, sagt ein Produktmanager in der Uhrenme-



Zwang zur Innovation: Swatch-Chef Hayek.



Konsequent: Audemars-Piguet-CEO Merk.



Stabile Werte: Zenith-Chef Dufour.

tropole Biel. Die Schweizer können heute von einer nur durch wenige Krisen unterbrochenen Erfolgsgeschichte profitieren, von der die deutsche Redensart «präzise wie ein Schweizer Uhrwerk» zeugt. Die Anfänge der Industrie gehen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Schon damals verkauften Genfer Uhrmacher ihre präzisen Zeitmesser in die ganze Welt. Solche Tradition lässt sich hervorragend vermarkten in Zeiten, wo Handwerkskunst und seltene Materialien zum Inbegriff von Prunk werden.

Die zum Luxusprodukt gestylten Uhren made in Switzerland verleihen ihren Besitzern Ansehen. Je teurer die Uhr, desto höher der Status, den das Produkt dem Besitzer vermittelt. Uhrenmanager können auf diese Weise praktisch jeden Preis am Markt durchsetzen, meint Christoph Kuhn vom Wirtschaftsforschungsinstitut Bakbasel: «Käufer lassen sich in Asien auch bei steigenden Preisen finden.»

«Es ist das Verdienst der Uhrenindustrie, mit Hilfe der Uhr Träume erwecken zu können», sagt Jean-Claude Biver, VR-Präsident von Hublot. Gleichzeitig sei es den Marketingstrategen gelungen, «die Uhr als Kommunikationsinstrument der Persönlichkeit einzusetzen». Die Zeitangabe tritt dabei in den Hintergrund.

Für das Prestige einer Schweizer Uhr weiben weltweit Markenbotschafter. Am konsequentesten auf diese Art des Marketings setzt der Schweizer Uhrenhersteller Audemars Piguet. Dessen Modell «Royal Oak» (Preis je nach Ausführung zwischen 20 000 und 90 000 Franken) gehört zu den gefragtesten Uhren der Welt: Wie die Erhebung von DLG zeigt, ist es die im Internet am häufigsten gesuchte Uhr. Das Unternehmen hat ein Heer von hochkarätigen Markenbotschaftern unter Vertrag, welche in verschiedenen Regionen mit dem Gewicht ihrer Person für den Status der Marke einstehen: Neben Grössen wie Formel-1-Star Michael Schumacher und Musiker Quincy Jones im Westen bedient der indische Cricket-Star Sachin Tendulkar den südostasiatischen Raum und die argentinische Fussballlegende Lionel Messi die lateinamerikanischen Märkte.

2 — Wachstumsmarkt

Die Schweizer Uhrenindustrie profitiert von dem globalen Phänomen, dass Luxusgüter mit einer möglichst traditionsreichen und klangvollen Marke in den bevölkerungsreichen

men, wo 60 000 Superreiche mit einem Durchschnittsvermögen von umgerechnet mindestens 140 Millionen Franken leben. Zu ihrem Standard gehört in der Regel der Besitz von drei Immobilien, vier Autos – und fünf Luxusuhren.

Der reiche Chinese gehört mittlerweile zu den besten Kunden der Schweizer Uhrenhersteller. Der chinesische Luxusgütermarkt ist laut Schätzungen der World Luxury Association mit zwölf Milliarden US-Dollar bereits der grösste der Welt. Die Wachstumsraten sind seit Jahren zweistellig.

Zudem kauft der reiche Chinese die *Swiss watch* nicht nur in seinem Land, sondern ebenso in Hongkong oder auf seinen Reisen nach Europa. Dadurch entgeht er erstens den hohen Importzöllen, welche viele Schwellenländer auf Luxusprodukten erheben, und ist zweitens sicher, keiner Fälschung aufzusitzen.

3 — Sammlerobjekt

Der Wert von Luxusuhren nimmt mit der Zeit sogar zu. Sie werden zu begehrten Sammlerobjekten, wie exklusive Oldtimer und gute Bordeaux-Tropfen. Was zählt, ist Exklusivität, sagt Andrea Csiki, Marketing-Managerin der Uhren-Manufaktur Zenith im neuenburgischen Le Locle: «Den grössten Wert haben Uhrenmarken, die ihre Werke noch selber herstellen und nicht einkaufen.» In Zeiten, wo die Notenbanken die Welt mit Liquidität über-

Luxusuhr ist weltweit so gut eingeführt und verankert, dass die Nachfrage nicht nervös auf Preisänderungen reagiert. Steigt der Frankenkurs, lässt sich ein ansehnlicher Teil der Preissteigerungen auf die Kundschaft überwälzen.

Schweizer Unternehmer müssen seit je mit einer starken Währung kalkulieren. Was auf den ersten Blick als Nachteil erscheint, ist ein Vorteil. Denn der hochbewertete Franken zwingt zu Innovationen. «Diese sind notwendig, damit die Schweizer Uhrenindustrie ihre marktbeherrschende Stellung bei den Luxusuhren behalten kann», sagt René Weber, Finanzanalyst bei der Privatbank Vontobel. Zu den Innovationen gehören etwa die ölfreie Siliziumspirale, die Verwendung neuer Materialien beim Gehäuse, höhere Gangreserven bei automatischen Uhren, oder Touch-Technologien an der Armbanduhr.

Was andere lernen können

Dank Erfindungen kann die Industrie auch zu Zeiten des starken Frankens wachsen. Gefährlich sei es zwar, wenn die Aufwertung so schnell vor sich gehe, dass die Unternehmer zu wenig Zeit hätten, um sich anzupassen, sagt UBS-Chefökonom Andreas Höfert. Aber viele Exportprodukte seien preisresistent. Selbst wenn der Kurs des Frankens zum Euro in den nächsten Jahren 1:1 betragen sollte, «wird die Industrie überleben», ist Höfert überzeugt. Er erachtet eine starke Währung als Vorteil für die

Der Liebe darf man ruhig ein paar Steine in den Weg legen

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

Schwellenländern gefragt sind. Der entsprechende Markt für Luxusgüter (inklusive Luxusuhren) ist nach Schätzung der Beratungsunternehmung Bain & Company im Jahr 2011 um acht Prozent gewachsen. Die Schweizer Uhrenexporte haben fast zweimal so stark zugelegt.

Die erfolgreichen Chronometer-Hersteller haben konsequenter als andere Branchen auf die Wachstumsmärkte im Fernen Osten gesetzt. Wertmässig gehen mehr als fünfzig Prozent der Schweizer Uhrenaushufen mittlerweile nach Asien, und nur 29 Prozent werden in der EU verkauft. Im Segment der teuersten Uhren (Haute Horlogerie) hat China im vergangenen Jahr die USA als grösster Markt überholt.

Besonders stark in China sind Vacherin Constantin, Patek Philippe und IWC. Rechtzeitig haben die Uhrenmanager vor allem den boomenden Markt in China in Angriff genom-

schwemmen und damit die Angst vor Inflation anheizen, ist das Versprechen stabiler Werte verlockend. Wie begehrt Uhren als Wertanlage sind, zeigt die Tatsache, dass viele unversteuerte Bankguthaben derzeit nebst in Immobilien auch in Uhren umgewandelt werden. Besonders italienische Kunden von Schweizer Banken tauschen das unsichere Papiergeld, das im Fokus der italienischen Regierung steht, in wertbeständige Sachwerte um, wie aus St. Moritz und Lugano zu hören ist.

4 — Innovationen

In jahrzehntelanger Marketing-Anstrengung hat die Schweizer Uhrenbranche die «Swiss made»-Uhr zu einem unverwechselbaren und somit konkurrenzlosen Luxusgut gemacht. Zeitmesser von Richemont, Rolex oder der Swatch Group haben kaum Wettbewerber aus anderen Ländern zu fürchten. Die Schweizer

Industrie. In den vergangenen zehn Jahren hat der Franken um zwanzig Prozent zugelegt. Dieser Kostenschub konnte auf den ausländischen Absatzmärkten aufgefangen werden – durch Produktivitätsgewinne, die Erschliessung neuer Märkte und durch die Entwicklung neuer Produkte.

Das bestätigen auch Praktiker: Die Uhrenfirma Zenith würde bei einer Wiederaufwertung des Frankens zwar mit negativen Auswirkungen auf dem europäischen Markt rechnen, ist aber gleichzeitig überzeugt, dass der Preisanstieg in Asien folgenlos bliebe und somit «langfristig gesehen wieder eine Stabilität eintreten würde». Ein leichter Druck auf unsere Währung sei nicht nur negativ, gab vor zwei Jahren auch Nick Hayek zu Protokoll: «Das zwingt uns, konkurrenzfähige Lösungen zu finden und innovativ zu bleiben.» Bis jetzt geht die Rechnung auf. ○



«Die Früchte fundamentalistischen Gedankenguts»: Beerdigung eines ermordeten koptischen Christen in Kairo, Oktober 2011.

Verschwörung des Schweigens

Christen sind die weltweit am stärksten unterdrückte Religionsgemeinschaft. In weiten Teilen der muslimischen Welt werden sie wegen ihres Glaubens diskriminiert, verfolgt und ermordet. Das Unheimlichste am Phänomen ist die globale Stille darüber. *Von Urs Gehriger*

In wenigen Wochen werden sich die Blicke wieder auf die Stufen der Petersbasilika richten. Wie jedes Jahr wird dort Papst Benedikt XVI. in seiner Osterbotschaft das Ende von Kriegen fordern und Solidarität mit Flüchtlingen anmahnen, bevor er schliesslich den Segen «urbi et orbi» spendet. Rund um den Erdbereich haben die Christen aller Schattierungen die Heilsbotschaft nötiger denn je. Während Medien, Ethikräte und Religionsinspektoren nicht müde werden, den Westen wegen mangelnder Sensibilität im Umgang mit Muslimen zu kritisieren, erleiden Millionen von Christen ein Schicksal, das die Grenzen «mangelnder Toleranz» bei weitem übersteigt. Sie werden diskriminiert, verfolgt, ermordet, einzig wegen ihres Glaubens.

«Es ist ein wachsender Genozid im Gang», schrieb die Frauenrechtlerin Ayaan Hirsi Ali jüngst in einem Essay für das US-Magazin

Newsweek. In den vergangenen Jahren sei die gewaltsame Unterdrückung von Christen zur Norm geworden, allen voran in muslimischen Ländern. Die globale Ignoranz gegenüber dieser religiösen Intoleranz bezeichnete Ali als «Verschwörung des Schweigens» und sorgte damit in der angelsächsischen Welt für Aufsehen.

Ungekannnte Dimension erreicht

Hirsi Ali ist die erste prominente Persönlichkeit, die in ungeschminkten Worten auf die wachsende Christenverfolgung aufmerksam macht. Hätte ein christlicher Politiker oder Kulturschaffender diese Lanze für unterdrückte Christen gebrochen, hätte er im Westen Kopfschütteln ausgelöst und unter Muslimen einen Sturm der Entrüstung provoziert. Nicht so Hirsi Ali. Das mag an ihrer Biografie liegen. Die 42-Jährige wurde in Somalia gebo-

ren und streng islamisch erzogen, musste sich einer Beschneidung unterziehen, ging eine arrangierte Ehe ein, revoltierte gegen ihren Koranlehrer, der ihr den Schädel brach, und floh 1992 schliesslich nach Europa, wo sie sich einen Namen als unerschrockene Kritikerin des Islam machte. (Ali realisierte den Kurzfilm «Submission» – Unterwerfung – zusammen mit dem Regisseur Theo van Gogh, der deswegen ermordet wurde.) Die Christenverfolgung habe eine ungekannnte Dimension erreicht, konstatiert Ali, die sich als Atheistin bezeichnet. «Nichts weniger als das Schicksal der Christenheit – und letztlich von allen religiösen Minderheiten – in der islamischen Welt steht auf dem Spiel.»

Diverse Organisationen weisen seit geraumer Zeit auf diese Entwicklung hin. So kam das Center for Religious Freedom des Washingtoner Hudson Institute in zahlreichen Studien zum

Schluss, dass die gewalttätige Unterdrückung von christlichen Minoritäten in islamischen Staaten, frappant zugenommen hat. Die United States Commission on International Religious Freedom, ein unabhängiges Aufsichtsorgan, das zuhause des Kongresses und der Regierung die Religionsfreiheit global untersucht, erstellt jährlich eine Liste von Countries of Particular Concern (Staaten die besondere Besorgnis erregen), in welchen die freie Ausübung des individuellen Glaubens «in besonders schwerwiegender Weise» verletzt wird.

Neben China, Nordkorea und Burma figurieren auf der aktuellen Liste fast ausschliesslich muslimisch geprägte Staaten. Die Kommission kommt zum Schluss, in Afghanistan, Ägypten, Eritrea, im Iran, Irak, in Nigeria, Pakistan, Saudi-Arabien, im Sudan, in Somalia, Turkmenistan und Usbekistan werde die freie Religionsausübung durch «systematische, andauernde, brutale Methoden inklusive Folter, Langzeithaft ohne Anklage, Verschwindenlassen» unterdrückt.

Ihre Bilanz deckt sich weitgehend mit Studien christlicher Organisationen. Das Hilfswerk Open Doors veröffentlicht jährlich einen «Weltverfolgungsindex» der fünfzig Länder, in welchen Christen wegen ihres Bekenntnisses zu Jesus Christus bespitzelt, misshandelt, verhaftet oder umgebracht werden. Zuoberst auf der schwarzen Liste figurieren hinter Spitzenreiter Nordkorea neun Länder, die islamisch geprägt sind, angeführt von Afghanistan und Saudi-Arabien, Somalia und dem Iran (siehe Grafik auf der nächsten Seite).

«Nicht wir tun dies alles, sondern Gott»

Dass es sich bei der Christenverfolgung nicht um eine selektive Wahrnehmung einzelner Regierungen oder christlicher Organisationen handelt, zeigt der Befund der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), der auch die Schweiz angehört. «Alle fünf Minuten wird ein Christ ermordet», erklärte deren Vertreter für den Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Diskriminierung, der Soziologe Massimo Introvigne, letztes Jahr. Bei dieser schockierenden Aussage berief sich der OSZE-Funktionär auf wegweisende akademische Studien, wonach jährlich «mehr als 100 000 Christen» wegen ihres Glaubens Opfer eines Gewaltdelikts werden (siehe Seite 40).

Während die Zahlen je nach Organisation und Datenerhebung differieren, decken sich sämtliche Studien in zwei Kernaussagen. Erstens: Die Christen sind heute die global am stärksten verfolgte religiöse Gruppierung. Zweitens: In muslimischen Staaten ist die Situation der christlichen Bürger mit Abstand am desolatesten. Die Formen der Unterdrückung reichen von Blasphemie-Gesetzen über Brandanschläge auf Gotteshäuser bis zu Verstümmelung und Totschlag.



Symbolische Verbrennung des Papstes in Pakistan.



Anschlag auf eine christliche Kirche im Irak.

In einigen Ländern sind es Regierungen und ihre Agenten, die Kirchen niederbrennen und Gläubige gefangen nehmen liessen. In anderen sind es Rebellengruppen und Aufständische, welche das Gesetz in die eigenen Hände genommen haben, Christen ermorden und sie aus ihrer Heimat vertreiben, wo sie seit Jahrhunderten gelebt haben.

Dass sich die westliche Gesellschaft dieser Erscheinungen kaum bewusst ist, erstaunt wenig, wenn man sich vor Augen führt, dass die Verfolgung weitgehend unter Ausschluss

Die Unterdrückung reicht von Blasphemie-Gesetzen bis zu Brandstiftung und Totschlag.

der Öffentlichkeit stattfindet. Zwar berichten die Medien aus einzelnen Konfliktzonen über Anschläge auf Christen. Doch die Tragweite des Phänomens blieb bisher weitgehend unterbelichtet.

Die häufigsten Schlagzeilen der letzten Monate generierte die Christenverfolgung in Nigeria. Die Agitatoren der jüngsten Christenverfolgung nennen sich Boko Haram, wörtlich übersetzt: nichtislamische Erziehung ist verboten. Der Name ist Programm. Die Sekte, die

vor zehn Jahren gegründet wurde, will in Nordnigeria ein Kalifat aufbauen. Boko Haram hat verkündet, sie würde zu diesem Zweck alle Christen im Land töten. Allein im Monat Januar war Boko Haram verantwortlich für 54 Morde. 2011 töteten ihre Mitglieder mindestens 510 Menschen und brannten 350 Kirchen im Norden Nigerias nieder. «Nicht wir tun dies alles, sondern Gott», sagt Boko-Haram-Anführer Imam Abubakar Schekau, er selbst sei Allahs Werkzeug – und gibt den Hüter des reinen Islam.

Wesentlich zum Negativtrend beigetragen hat der arabische Winter, welcher nach dem vermeintlichen Frühling islamistische Gruppierungen an die Macht beförderte. In Ägypten verschlechterte sich die Lage der Kopten dramatisch. Zahlreiche ihrer Kirchen wurden Ziel von Angriffen, es kam zu Massakern an demonstrierenden Gläubigen. Bereits unter Präsident Mubarak fühlten sich die Kopten als Bürger zweiter Klasse, genossen jedoch physische Sicherheit. Seit den revolutionären Umwälzungen ist dieser Schutz kaum mehr gewährleistet. Gemäss Berichten verschiedener Menschenrechtsgruppen sind bis Ende letzten Jahres 100 000 Kopten aus Angst vor Angriffen aus ihren Wohngebieten geflüchtet. Nach den landesweiten Wahlen, in welchen Islamisten zwei Drittel der Parlamentssitze gewonnen haben, ist ihre Verunsicherung grösser als je zuvor.

Im Irak, dem Geburtsort Abrahams, dezimierte sich die christliche Gemeinde von gut einer Million auf weniger als 500 000. Viele irakische Christen sind Richtung Syrien geflüchtet, wo ihre Sicherheit nun abermals gefährdet ist. Die Aufstände gegen das Regime von Baschar al-Assad seit fast einem Jahr haben die Christen in Syrien in eine desolate Lage versetzt. Mit rund 1,9 Millionen Gläubigen bilden sie die zweitgrösste christliche Minderheit im Nahen Osten (nach Ägypten). Bislang waren sie etablierter Teil der Gesellschaft. Die herrschenden Alawiten, selbst eine kleine islamische Minderheit im Land, gewährten ihnen Religionsfreiheit. Im Gegenzug erwarteten sie deren Loyalität. Folglich fürchten die Christen, im Fall eines Umsturzes als Erste ins Visier der Islamisten zu geraten.

Saudi Arabien, eine eigene Kategorie

Was den Christen im biblischen Kerngebiet seit neuestem droht, ist in anderen islamischen Staaten längst Alltag. In Pakistan wurde vor einem Jahr Shahbaz Bhatti, der einzige Christ in der Regierung, auf offener Strasse erschossen. Nicht nur Terroristen, auch der Staat stellt für Christen eine Bedrohung dar. Die sogenannten Blasphemie-Gesetze, die angebliche Lästerungen gegen den Islam oder den Propheten Mohammed unter schwere Strafen stellen, werden immer wieder willkürlich gegen Christen eingesetzt. Allein die Offenba-

«Alle fünf Minuten wird ein Christ getötet»

Was ist Verfolgung? Wie viele Christen sind betroffen? Je subtiler die Unterdrückung, desto weniger vernimmt man davon.

Letztes Jahr schockierte der OSZE-Vertreter für den Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit, Rassismus und Diskriminierung, der Soziologe Massimo Introvigne, mit der Aussage: «Alle fünf Minuten wird ein Christ ermordet.» Dabei stützte er sich auf die Studien des amerikanischen Center for the Study of Global Christianity. Das von David B. Barrett geleitete Zentrum veröffentlicht die «World Christian Encyclopedia» und den «Atlas of Global Christianity». Die Arbeiten Barretts gehören zu den meistzitierten Untersuchungen im akademischen Bereich.

Aufsehen erregte Barrett 2001, als er die Gesamtzahl der christlichen Märtyrer seit der Stiftung der Kirche durch Jesus Christus 30 n. Chr. zu eruieren versuchte. Dabei kam er zum Schluss, dass es in den zweitausend Jahren rund sieben Millionen christliche Märtyrer gab, von denen 45 Millionen allein im 20. Jahrhundert umgebracht wurden. Als christliche Märtyrer bezeichnete er «gläubige Christen, die ihr Leben vorzeitig durch menschlichen Feindschaft wegen ihres Glaubens verloren haben» («World Christian Trends»; William Carey Library, Pasadena, 2001).

Zweifel an Statistik

Seit 2001 aktualisiert Barrett die Statistik jedes Jahr. Als Durchschnittswert nennt er eine Zahl von «mindestens 100 000 christlichen Märtyrern». Gemäss dem OSZE-Repräsentanten Introvigne ist dies eine «vorsichtige» Schätzung. In der Tat nennen andere Studien deutlich höhere Zahlen. So etwa die beiden amerikanischen Soziologen Brian J. Grim und Roger Finke. In ihrer Studie «The Price of Freedom Denied» (Cambridge University Press, Cambridge 2011) kommen sie auf die schier unfassbare Zahl von 130 000 bis 170 000 ermordeten Christen.

Obwohl diese Zahlen in akademischen Studien oft verwendet werden, sind sie unter Experten umstritten. Kritiker monieren, es sei nicht genau ersichtlich, woher die Autoren ihre Daten beziehen. Auch die Berechnungsmethoden und der genaue Messungszeitraum seien nicht klar. Eine präzise Zählung sei schon deshalb nicht möglich, da nicht jeder Mord an einem Christ einzeln verifiziert werden könne. Zwar äussert das Gros der christlichen Or-

ganisationen Wertschätzung für die genannten Akademiker, weist aber darauf hin, dass übertriebene Statistiken kontraproduktiv seien. Sie führten dazu, dass die Verfolgung von Christen in der Öffentlichkeit als Marginale abgetan werde. Aus diesem Grund verzichten die meisten Experten auf eine Totenstatistik. Die Christenunterdrückung habe eine viel grössere Dimension als Mord und Totschlag, sagt Frans Veerman, der bei Open Doors für den «Verfolgungsindex» zuständig ist. «Die erfolgreichste Verfolgung ist diejenige, die keine Vorfälle generiert.»

Konservative Schätzung

Der Weltverfolgungsindex von Open Doors (siehe Grafik rechts) erscheint seit 1993 und ist der älteste seiner Art. Das überkonfessionelle christliche Hilfswerk orientiert sich an einem weiten Verständnis des Begriffs Christenverfolgung. Danach herrscht Verfolgung nicht nur, wenn der Staat Christen wegen ihres Glaubens einsperrt, verletzt, foltert oder tötet. Verfolgung herrscht auch dann, wenn Christen aufgrund ihres Glaubens ihre Arbeit oder ihre Lebensgrundlage verlieren, keine oder schlechte Schulbildung bekommen oder aus ihren angestammten Wohngebieten vertrieben werden.

Die Gesamtzahl der weltweit verfolgten Christen beziffert Open Doors mit 100 Millionen. Die Zahl sei eine «konservative» Schätzung, sagt Veerman. Die Berechnung basiere auf drei Pfeilern: 1. Veröffentlichte Berichte im Berichtszeitraum. 2. Informationen aus erster Hand durch Befragung mittels eigener Mitarbeiter vor Ort. 3. Einschätzungen von Experten.

«Die Platzierung eines Landes ergibt sich nicht nur aus bekanntgewordenen Übergriffen auf Christen», so Veerman. Der Index spiegle vielmehr den grundsätzlichen Grad der Religionsfreiheit für Christen im jeweiligen Land wider. Wenn Informationen aus einem Land nicht erhältlich oder unsicher seien, wirke sich das in der Platzierung zugunsten des Landes aus – selbst wenn der tatsächliche Grad der Verfolgung höher liege. *Urs Gehrig*

Die Links zu den im Artikel erwähnten Studien auf: www.weltwoche.ch/christenverfolgung

Verfolgungsindex

Wo Christen weltweit am meisten leiden

Global werden 100 Millionen Christen aufgrund ihres Glaubens verfolgt. Dieses Fazit zieht das überkonfessionelle christliche Hilfswerk Open Doors, das jährlich einen Weltverfolgungsindex erstellt. Dabei handelt es sich um eine Aufstellung von 50 Ländern, in welchen Christen am stärksten unterdrückt werden. Die Grafik bezieht sich auf den Index 2012. Untersuchter Zeitraum: November 2010 bis Oktober 2011 (Details zur Grafik im Kasten links).



1. Nordkorea (2011: 1)

Noch vor hundert Jahren galt Nordkoreas Hauptstadt Pjöngjang mit hundert Kirchen als «Jerusalem des Ostens». Unter Kim Il Sung verschwanden über 2000 Gemeinden. Heute können sich die bis zu 400 000 Christen im kommunistischen Staat nur im Untergrund versammeln. Ihnen droht Gefängnis, Folter, Arbeitslager oder die Hinrichtung. Trotzdem wächst die christliche Gemeinde.



2. Afghanistan (3)

Zehn Jahre nach Ende der Taliban-Herrschaft ist die Lage der Christen desolat. Die Regierung hat sich zwar international verpflichtet, die Religionsfreiheit zu schützen, setzt dies jedoch nicht um. Christen halten ihren Glauben geheim. Die Taliban sagten allen Christen im Land im Oktober 2011 den Vernichtungskampf an.



3. Saudi-Arabien (4)

Das wahhabitische Königreich gestattet seinen Bürgern nur, einer Religion anzugehören: dem Islam. Auf den Abfall vom Islam steht die Todesstrafe. Nichtmuslime dürfen privat Gottesdienste abhalten, die öffentliche Ausübung ist untersagt – es drohen Verhaftung, Auspeitschung, Abschiebung, Folter oder «Ehrenmorde».



4. Somalia (5)

Die Lage der Christen hat sich seit dem Abzug der äthiopischen Streitkräfte verschlimmert. Das Parlament führte 2009 die Scharia ein. Christen stehen unter

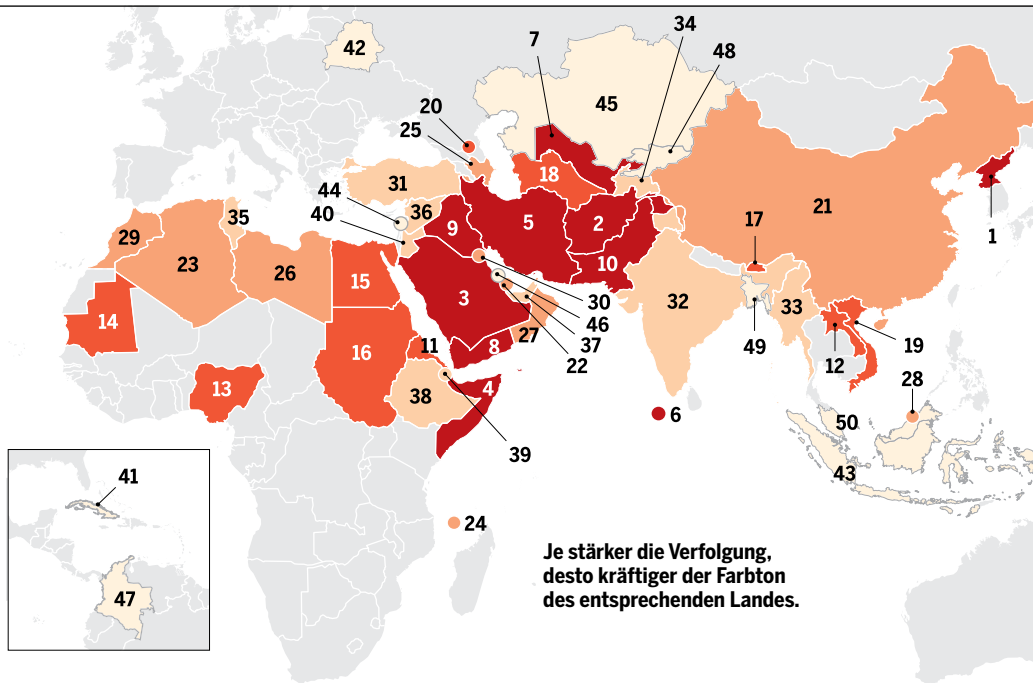
«Es ist ein wachsender Genozid im Gang»:

Die christliche Dreifaltigkeit zu glauben, wird als Blasphemie angesehen, da sie der theologischen Doktrin der muslimischen Bevölkerungsmehrheit widerspricht.

Saudi-Arabien verdient eine eigene Kategorie. Trotz der Tatsache, dass mehr als eine Million Christen als Fremdarbeiter im Land leben, sind Kirchen, Taufen, Krankensalbung und sogar private Treffen zur Verrichtung des christlichen Gebets verboten. Selbst das Ein- oder Mitführen der Bibel sowie christlicher Symbole wie des Kreuzifixes gilt als Straftat.

Christen als Schweine, Juden als Affen

Der Einfluss der radikalen Staatsreligion (Salafismus) endet nicht an den Grenzen des Königreichs. «Saudi-Arabien ist der grösste Förderer des islamischen Extremismus weltweit», sagt Nina Shea, Leiterin des Center for Religious Freedom. Das saudische Bildungsministerium bilde Prediger aus, entsende Imame und stelle Textbücher für Schulen in zahlreichen islamischen Ländern zur Verfügung. In den Lehrmitteln werden Christen als Schweine und Juden als Affen sowie «von Natur aus verräterisch, betrügerisch und wortbrüchig» bezeichnet. Dabei bleibt es nicht beim Schüren von Hass, es wird auch der Mord an Anders-



Je stärker die Verfolgung, desto kräftiger der Farbton des entsprechenden Landes.

Beobachtung der Regierung und islamischer Milizen. Al-Shabaab kontrolliert weite Teile des Südens und macht Jagd auf Christen.

5. Iran (2.) Die Welle der Verhaftungen von Christen, die 2008 ihren Anfang genommen hatte, setzte sich fort – mehr als 200 Christen wurden verhaftet. Die meisten wurden im Gefängnis misshandelt. Iranische Behörden schlossen Kirchen. Der Islam ist die offizielle Religion. Muslime, die zum Christentum übertreten, müssen mit der Todesstrafe rechnen.

6. Malediven (6.) Im Ferienparadies ist der Islam Staatsreligion. Das Gesetz verbietet die Ausübung jeder anderen Religion. Kirchen sind verboten. Es gibt nur eine Handvoll Christen. Aus Angst praktizieren sie ihren Glauben heimlich. Touristen, die christliches Material im Gepäck haben, werden ausgewiesen.

7. Usbekistan (9.) Usbekistan ist das für Christen gefährlichste zentralasiatische Land. Das Regime setzt auf Machterhalt. Christliche Gemeinden geraten ins Visier von Behörden und

Sicherheitskräften, die gegen jede Art von vermeintlichem Extremismus vorgehen. Medien heizen die christenfeindliche Stimmung an.

8. Jemen (7.) Die Lage ist äusserst instabil. Die Verfassung garantiert Religionsfreiheit, schreibt aber vor, dass der Islam Staatsreligion und die Scharia Grundlage aller Gesetze ist. Jemeniten dürfen nicht zum Christentum konvertieren – es droht die Todesstrafe. Es kam zu Entführungen von Ausländern, die mit Lösegeldzahlungen endeten. Vier seit Juni 2009 verschwundene Christen werden vermisst.

9. Irak (8.) Der Exodus irakischer Christen hält an. Die Zahl der Christen nimmt seit 2003 dramatisch ab. Die Regierung ist nicht imstande, Rechtsstaatlichkeit durchzusetzen und Sicherheit zu gewährleisten. Der Islam ist Staatsreligion und Quelle der Gesetzgebung. Im Nordirak nimmt islamistische Gewalt gegen Christen zu.

10. Pakistan (11.) In Pakistan wurden 2011 zwei hochrangige Politiker ermordet, welche die Blasphemiegesetze kritisiert hatten. Morddrohungen gehören für Pfarrer zum Alltag. Jeden Monat kommt es zu tätlichen Angriffen. Die christliche Minderheit (3 Prozent) wächst, das Gesetz erlaubt es, Kirchen zu betreiben.

- 11. Eritrea, 12. Laos, 13. Nigeria (Nord), 14. Mauretanien, 15. Ägypten, 16. Sudan, 17. Bhutan, 18. Turkmenistan, 19. Vietnam, 20. Tschetschenien, 21. China, 22. Katar, 23. Algerien, 24. Komoren, 25. Aserbaidtschan, 26. Libyen, 27. Oman, 28. Brunei, 29. Marokko, 30. Kuwait, 31. Türkei, 32. Indien, 33. Burma, 34. Tadschikistan, 35. Tunesien, 36. Syrien, 37. V. A. Emirate, 38. Äthiopien, 39. Dschibuti, 40. Jordanien, 41. Kuba, 42. Weissrussland, 43. Indonesien, 44. Palästinensergebiete, 45. Kasachstan, 46. Bahrain, 47. Kolumbien, 48. Kirgistan, 49. Bangladesch, 50. Malaysia

Weltverfolgungsindex des überkonfessionellen christlichen Hilfswerks Open Doors.

gläubigen propagiert, wie Shea in ihrer Studie «10 Years On: Saudi Arabia's Textbooks Still Promote Religious Violence» anhand von Textpassagen belegt.

Die Textbücher seien entscheidend für die Radikalisierung im islamischen Raum, sagt Shea im Gespräch mit der *Weltwoche*. Deren Wirkung entfalte sich langfristig und nachhaltig. «Die Früchte fundamentalistischen Gedankenguts, die heute in Ägypten blühen, wurden während Jahren gezüchtet.»

Für das Schweigen der Regierungen und Medien, die über Christenverfolgung nur äusserst zurückhaltend berichten, nennen Religionsforscher zwei Gründe: Einerseits fürchte man, durch deren Thematisierung weitere Gewalt zu provozieren. Die Problematik der Christenverfolgung sei «zu sensibel», als dass sie offiziell angeprangert werden könne, sagen Regierungsvertreter im vertraulichen Gespräch. Ein anderer Grund sei der Einfluss von Lobbying-Gruppen wie der Organisation für Islamische Zusammenarbeit (OIC) – einer Art Vereinte Nationen der 57 muslimischen Staaten mit Sitz in Saudi-Arabien.

Die OIC, so schreibt Ayaan Hirsi Ali, sei während des vergangenen Jahrzehnts bemerkenswert erfolgreich gewesen in ihrem Bestreben,

führende öffentliche Persönlichkeiten und Journalisten im Westen davon zu überzeugen, dass antimuslimische Diskriminierung «Ausdruck einer systematischen und finsternen Umnachtung namens Islamophobie» sei.

In der Tat ist es interessant, zu beobachten, wie dieser Kampfbegriff seit 9/11 rasch Einzug ins globale Wörterbuch hielt. Mit Kalkül gewählt, hat er zum Zweck, Abscheu zu erzeugen

Mit Kalkül wird die westliche Gesellschaft als pathologisch islamfeindlich dargestellt.

und wachsende Teile der westlichen Gesellschaft als pathologisch islamfeindlich darzustellen. Er schürt Reminiszenzen an andere berüchtigte Phobien – Xenophobie (Fremdenfeindlichkeit) oder Homophobie (Feindseligkeit gegen Schwule und Lesben). Allerdings, so erklärten die OIC-Aussenminister 2007 an ihrer Konferenz in Islamabad, sei die Islamophobie im Westen nicht nur tückischer, sondern schlicht «die schlimmste Form des Terrorismus» überhaupt.

Statt den Begriff und seine Deutung durch die OIC zu hinterfragen, folgte der Uno-Men-

schenrechtsrat in Genf im März 2007 dem Antrag der Organisation und verabschiedete eine Resolution für ein weltweites Verbot der öffentlichen Diffamierung von Religionen.

Karriere eines fragwürdigen Begriffs

Das Kernziel war leicht zu durchschauen: Kritik an Menschenrechtsverletzungen in islamischen Staaten sollten unterbunden, Forderungen nach echter Religionsfreiheit im Keim erstickt werden. Zwar regte sich ein Hauch von Widerstand. So monierte die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch (HRW), die Grundrechte Einzelner seien durch die Resolution gefährdet. Doch diese Kritik war ein einsamer Ruf in einen Wald westlicher Bereitwilligkeit, den fragwürdigen Begriff unreflektiert zu übernehmen. Das Gros westlicher Medien verwendet «Islamophobie» seither, als handle es sich dabei um einen gravierenden Defekt der westlichen DNA. «Vorurteilsforscher» entdeckten die «Islamophobie» als wissenschaftlichen Gegenstand, den sie unbeschwert in Relation zum Antisemitismus setzen, wobei sie treuherzig versichern, vergleichen bedeute nicht gleichstellen.

Der Begriff zog Kreise, die selbst die höchsten Instanzen europäischer Politik erreichten.

«Es gibt keine Christenverfolgung»

Parteien, Hilfswerke und selbst die Kirchen geben Entwarnung. Man wolle keine «Grabenkämpfe» schüren.



«Einäugig»: Entwicklungshelfer Niggli.

Kein Geld für Länder, in denen Christen verfolgt werden – dies forderte die CVP im Juli in einem Positionspapier zur Entwicklungshilfe. Anschläge auf Christen in muslimischen Ländern hätten sich in letzter Zeit gehäuft. «Die Schweiz muss aufhören, Regierungen zu unterstützen, die das billigen», erklärt CVP-Generalsekretär Tim Frey. Stattdessen solle die Entwicklungshilfe an die verfolgten Christengemeinden oder an Menschenrechtsorganisationen umgeleitet werden, die kulturelle Gegengewichte zu den muslimischen Fundamentalisten stärken. 2010 flossen allein 45 Millionen Franken an bilateraler Entwicklungshilfe nach Ägypten, Pakistan und Afghanistan, wo die christlichen Minderheiten besonders unter Druck sind.

In Kommentaren erntete die CVP Häme und Hohn. Der Partei gehe es darum, «auf einer islamophoben Welle mitzureiten», sie spiele «das Christentum gegen den Islam aus», hiess es. Protest kam auch von den Hilfswerken. Auch die staatlichen Stellen leisteten wichtige Beiträge zur Stärkung der Zivilgesellschaft, sagte Caroline Morel von Swissaid gegenüber *20 Minuten*. «Wenn man diese Stellen übergeht, leidet darunter die Bevölkerung.»

Die andern werden auch verfolgt

Peter Niggli, als Geschäftsleiter von Alliance Sud so etwas wie der Wortführer der Schweizer Hilfswerke, sagt: «Es gibt keine Christenverfolgung.» Den Verfolgungsindex von Open Doors (auf Seite 40) hält Niggli für «nicht falsch, aber einäugig». Der starre Blick auf die Christen verstelle

die Sicht auf andere religiöse Minderheiten. Bei jedem aufgeführten Land fällt Niggli eine weitere religiöse Gruppierung ein, die noch stärker verfolgt werde als die Christen. Ein Sprecher einer anderen NGO mit Sitz in Bern erklärt, die Diskussion über die Christenverfolgung sage «mehr aus über unser Verhältnis zum Kreuz als die tatsächlichen Probleme».

Die Landeskirchen verurteilen die Christenverfolgung immer wieder öffentlich. Der evangelische Kirchenbund und die katholische Bischofskonferenz haben im letzten Jahr bei der türkischen Regierung interveniert, um die Enteignung eines assyrischen Klosters zu stoppen. Es gehe dabei aber nicht primär um Christen, sagt Kirchenbund-Sprecher Simon Weber. «Wir setzen uns gegen die Diskriminierung von allen Religionsgruppen ein.» Von einer spezifischen Christenverfolgung will er nicht reden.

Ähnlich tönt es bei den angefragten Politikern, die in der aussenpolitischen Kommission sitzen. «Ich kenne kein Land, wo nur Christen verfolgt werden», sagt der grüne Nationalrat Geri Müller. Die SP-Aussenpolitiker erklären unisono, dies sei nicht ihr Fachgebiet, man möge sich an jemand anderen wenden. FDP-Nationalrat Walter Müller bezeichnet das Thema als «heikel, weil schnell die anderen wegen den Minaretten auf uns zeigen». Grosse Aufmerksamkeit genieisse das Thema nicht, er glaube aber, dass die Diskussion an Intensität zunehmen werde. Wo offensichtliche Christenverfolgung stattfinde, könne er, Müller, sich vorstellen, dass man im Rahmen der Entwicklungshilfe darüber sprechen müsse. Uneingeschränkte Zustimmung findet der CVP-Vorstoss nur bei SVP-Nationalrat Lukas Reimann, der selbst eine Motion eingereicht hat, in der er vom Bund verlangt, sich für das Schicksal der verfolgten Christen im Irak einzusetzen.

Der Bundesrat stimmte zu, unter dem Vorbehalt, dass es nicht spezifisch um die Christen gehe. Eine alleinige Fokussierung auf sie berge «das Risiko eines politischen Grabenkampfes, bei welchem einerseits Christen in islamischen Ländern und andererseits die Islamophobie in westlichen Staaten im Zentrum stünden, was dem Schutz von Minderheitenrechten nicht förderlich wäre». *Christoph Landolt*

So kritisierte das Europäische Parlament letztes Jahr die Burka- und Niqab-Verbote in Belgien und Frankreich als «ein Zeichen für zunehmende Islamophobie und antimuslimische Vorurteile in Europa».

«Prioritäten in Ordnung bringen»

Mit dem Verweis auf Islamophobie wurde bekanntlich auch die Schweiz in den Senkel gestellt. In einer Entschliessung forderte die Parlamentarische Versammlung des Europarats in Strassburg unser Land auf, das «diskriminierende» Bauverbot für Minarette so rasch

Auch die Schweiz wurde mit dem Verweis auf Islamophobie in den Senkel gestellt.

wie möglich aufzuheben. Wobei der Steilpass dazu von höchster Schweizer Instanz gespielt wurde: Sie hoffe, dass die Islamophobie in der Schweiz nach der Minarett-Abstimmung ein Ende nehme, erklärte Bundesrätin Widmer-Schlumpf 2009 vor der ausländischen Presse. Die Initiative gefährde den Religionsfrieden und verstosse gegen das Recht auf freie Religionsausübung.

Statt «die Litanei von westlicher Islamophobie» unwidersprochen stehenzulassen, solle die westliche Gesellschaft besser selbstbewusst gegen die Unterdrückungspolitik in muslimischen Ländern Stellung beziehen, fordert Hirsi Ali, die die Verfolgung von Christen ihrerseits als «Christophobie» bezeichnet: «Lassen Sie uns bitte unsere Prioritäten in Ordnung bringen», mahnt sie. Religionskritische Cartoons, Filme und Schriften seien eins; Messer, Waffen und Granaten etwas völlig anderes. «Selbstverständlich sollen die westlichen Regierungen die muslimische Minderheit vor Intoleranz schützen», konzediert sie. Doch: «Toleranz gilt für alle – ausser für die Intoleranten.»

Bedingungen für Hilfsgelder

Um das Leid der Christen zu lindern, empfiehlt die gebürtige Somalierin, die Hilfsgelder für die betroffenen Länder als Hebel zu nutzen. «Der Westen sollte beginnen, die Milliarden Dollar an Hilfsgeldern, die er an die Unterdrückerstaaten liefert, an Bedingungen zu knüpfen.» Auch Handel und Investitionen sollten vom Schutz der religiösen Freiheit von Minderheiten abhängig gemacht werden.

Zuerst allerdings müsse das Schweigen gebrochen werden, ist der ehemalige OSZE-Beauftragte für Antidiskriminierung, Massimo Introvigne, überzeugt. Der Dialog zwischen Religionen und Kulturen werde zwar wunderschöne Tagungen hervorbringen, aber keine konkreten Ergebnisse. «Wer die Zahlen verschweigt, will wahrscheinlich nichts gegen das Massaker unternehmen.» ○

Spanien stürzt den Superrichter

Baltasar Garzón war der berühmteste Vertreter eines global agierenden Richtertypus der neunziger Jahre. Er gehörte zu den Vorkämpfern einer Art Weltjustiz ohne Grenzen. Was bedeutet der kürzlich von den höchsten Instanzen seines Landes verfügte Sturz des Selbstbewussten? Von Jan Marot

Kein Jurist war derart weit über die Grenzen seiner spanischen Heimat hinaus bekannt und gleichermaßen verehrt und verhasst wie Baltasar Garzón.

Bis zu seiner umstrittenen Amtsenthebung Ende Februar polarisierte der heute 56-Jährige mehr, als es der Filmemacher Pedro Almodóvar jemals vermocht hat, und rangierte aufgrund seiner Berühmtheit als «Tyrannenjäger» in den Sphären von Drei-Sterne-Koch Ferran Adrià und Tennis-Ass Rafael Nadal. 1955 im bäuerlichen Dorf Torres bei Jaén geboren, verfolgte Garzón eine steile Karriere, die ihn über zwei Dekaden zum Aushängeschild des spanischen Nationalgerichtshofs machen sollte.

Medienecho und Neider

Garzón scheute weder vor Terroristen, seien dies Basken der Eta, staatlich finanzierte, wie die der GAL (Grupos Armados de Liberación), radikale Islamisten oder Galiciens Drogenpaten, noch vor den Handlangern der «Todesflüge» von Argentiniens Junta zurück. Beim greisen Diktator Chiles, Augusto Pinochet – Garzóns spektakulärster Coup –, war der internationale Haftbefehl mehr symbolisch und vergebens wie auch der gegen Terrorfürst Osama Bin Laden oder die Klagedrohung gegen Ex-US-Präsident George W. Bush.

Frei nach dem Motto «Viel Feind, viel Ehr» und aufgrund seiner Fotogenität, publizierten Europas Blätter, die seine Gegner despektierlich «garzonadas» nannten, umso mehr darüber. Mit zunehmendem Medienecho mehrten sich die Neider. Und Garzóns Intermezzo als Innenminister in Felipe González' Kabinett vergass die Rechte nimmermehr: «Es war eitel von mir, zu glauben, ich könnte aus dem Inneren die Korruption bekämpfen», sagte er mir in einem seiner wenigen Interviews dazu.

Wer hoch steigt, fällt mitunter tief – und in Spanien noch tiefer. Garzón war zuletzt mit drei Verfahren vor dem höchsten Gericht konfrontiert: mit einem, weil er sich der «Verschwundenen» der Franco-Diktatur (1936–1975) angenommen hatte; einem anderen aufgrund illegaler Abhörpraktiken in einem Korruptionsfall und einem dritten wegen Honoraren, die er für Kurse an der Universität New York erhalten hatte. Letzteres war wegen Verjährung eingestellt worden, doch an zwei Gerichtsterminen musste Garzón in ungewohnter Rolle auf der Anklagebank Platz nehmen. Auf die Vorladung folgte dann die Suspendierung.

Garzón, der sich als Erster juristisch der Verbrechen gegen die Menschlichkeit des Franco-Regimes angenommen hatte, war Rechtsbeugung vorgeworfen worden. Der Vorwurf blieb haltlos, wie sechs von sieben Höchstrichtern erkannten. Garzón habe nicht die Amnestiegesetze (1977) übergangen, die Spanien, vermeintlich brüderlich versöhnt, in die Demokratie führten, als er dem Verbleib von 113 000 namentlich bekannten Opfern nachzugehen gedachte.

Rechts aussen am politischen Spektrum situierte Vereine wie Manos Limpias (Saubere Hände) hatten dies mit Erfolg zur Anzeige gebracht, da ihnen Höchstrichter Luciano Varela dafür ein paar Tipps gab. Dass Amnesty International und der Weltrichterverband Beobachter entsandten, warf Schatten auf die Justiz, vor der doch alle «gleich sind», wie zig konservative Politiker nach Garzóns Verurteilung gebetsmühlenartig unterstrichen.

Totalitäre Anflüge

Garzóns Ermittlungen zum Korruptionsnetz Guertel, auf die der konservative, regierende Partido Popular pikiert reagiert hatte, markierten auch das bequemere Ende Garzóns am Richterpult. Hier habe er Kompetenzen überschritten und grundlegende Verteidigungsrechte umgangen, wie es im überdies einstimmigen Urteil der Höchstrichter heisst.

Während Garzóns Befürworter und die Opferverbände lautstark demonstrierten und die politisch motivierten Prozesse kritisierten, knallten andernorts die Cava-Korke, wie sich Garzóns Tochter in einem offenen Brief darüber echauffierte. Dabei ist das, was Anwalt und Klient in Untersuchungshaft am Telefon bereden, für Richterohren tabu, auch wenn es sich um Schwarzgeldsummen drehte, die es galt, auf ein Inselkonto zu bewegen.

Elf Jahre Berufsverbot sprach das Höchstgericht gegen Garzón aus. Während die *New York Times* Spaniens Justiz hart an den Karren fuhr, wie auch Argentiniens Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner, die Garzón als Berater für Menschenrechte ans Parlament von Buenos Aires holte, jubelte Spaniens rechte Presse unisono – sei es *El Mundo*, *ABC* oder *La Razón*. Letztere titelte: «Garzón ist wegen seiner an totalitäre Regime erinnernden Methoden verurteilt worden».

Dies der unrühmliche Schlussstrich unter die bemerkenswerte juristische und stark medial ausgerichtete Karriere Garzóns, der es sicherlich auch aus innerer Überzeugung wagte, Untiefen der Gesellschaft, Korruption und die düstere Vergangenheit nach dem Vorbild der Präzedenzfälle in Lateinamerika auszuloten. ○



Unrühmlicher Schlussstrich: Jurist Garzón.

«Unser Irrenhaus wählt Putin»

Jahrelang war Wladimir Putin Held und Verkörperung der postsowjetischen Russen. Aber ausgerechnet sein triumphaler Wahlsieg markiert den Bruch der Eintracht.

Von Stefan Scholl



Potemkinsche Grosstaten: der neue russische Präsident Putin.

Russland sehnte sich nach Putin. Im März 2000 steht die dicke Irina im Schneesturm am Puschkinplatz von Iwanowo. Irina, eine arbeitslose Fabrikarbeiterin, wartet mit 300 anderen Menschen auf Wladimir Putin. Putin, Präsidentschaftskandidat und Boris Jelzins Kronprinz, soll im Kulturpalast der Stadt auftreten. Das Volk friert und hofft, einen Blick, ein Wort des künftigen Staatsherrn zu erhaschen. Irina trägt Verse vor, die sie selbst gedichtet hat:

*«Lieber Putin, wir bitten dich,
bring Butter und Brot auf unseren Tisch.
Putin, sei unsere Hoffnung, unsere Ehre,
führe zum Sieg die russischen Heere.
Putin, du kannst auf uns zählen,
wir alle werden dich einträchtig wählen.»*

Doch dann geht alles sehr schnell, Polizeiautos, ein paar schwarze Jeeps sausen vorbei, die

Scheiben eines Kleinbusses sind schiessscharweit geöffnet, drinnen lauern kalt die Blicke der Leibwächter. Dann ist die Wagenkolonne vorbei. «Das war also euer Putin!», ruft jemand. Die dicke Irina macht ein ratloses Gesicht, die Leute gehen murmelnd auseinander.

Putin aber gewann 2000 glatt mit 52,9 Prozent. Nach den Hochrechnungen vom Montag erreicht er dieses Mal sogar 63,8 Prozent. Schon am Wahlabend lässt er sich in Moskau vor Aktivisten kremlnaher Jugendorganisationen als Sieger feiern. Ein paar Tränen rinnen über sein Gesicht. «Ich habe euch versprochen, dass wir siegen werden. Und wir haben gesiegt!» – Putin weint zum ersten Mal in seiner Karriere öffentlich. Dann ruft er: «Ruhm sei Russland!»

Putins Glückstränen trügen wie seine Prozente. Russland will Putin nicht mehr einträchtig wählen. Schon am Montag gingen in

Moskau Zehntausende aus Protest gegen das manipulierte Ergebnis auf die Strasse. Bei einer anderen Massendemonstration mögen es wieder über 100 000 sein. Mit fröhlichen Parolen: «Putin, Skier, Magadan!» Russland hat sich verändert. Putin nicht.

Vielleicht glaubt Putin, alles würde wieder so wie 2000. Als der greise Boris Jelzin, launisch, herzkrank und Alkoholiker, einen Anti-Jelzin zu seinem Nachfolger ernannt: Wladimir Putin, 47, klein, sachlich, Judo-kämpfer. Ein gelernter Staatssicherheitsler, der schnell Tatkraft verbreitet, mit etwas dünner Stimme, aber klaren Worten. «Murkst sie, wenn nötig, im Klo ab!», befiehlt er vor laufenden Kameras den Kommandeuren des Feldzuges gegen die tschetschenischen Separatisten. Das erste Putin-Zitat, das Folklore wird.

Putin ist keiner, der spontane Menschenaufläufe mag. Als Chef des Inlandsgeheim-

dienstes lässt er 1998 ein Moskauer Restaurant komplett sperren, um dort mit einer jungen Journalistin, die ihm gefällt, in Ruhe Sushi zu essen. Bis heute kommt das Volk bei ihm nur in TV-tauglichen Szenen vor, handverlesen, mit Metallspürgeräten geprüft: Werk tätige, junge Mütter, die kleinen Patienten eines von ihm eröffneten Kinderkrebszentrums.

Aber er ist ein Sohn proletarischer Eltern, sie teilten mit ihm ein 21-Quadratmeter-Zimmer in einer Leningrader Kommunalwohnung. Putin lebt die gleiche Gefühlswelt wie die anderen Russen, die noch in der Sowjetunion gross geworden sind. Sie hingen vom Sowjetstaat ab, bekamen von ihm Wohnraum und Arbeit zugeteilt. Aber die Parolen des Staates verspotteten sie, fürchteten seine Organe. Man liess sich Kommunismus predigen und klaute Klopapier. Man knüpfte mit Verwandten und Nachbarn, Klassen- und Armeekameraden private Netzwerke, um sich Autoreifen oder Schinkenwurst zu organisieren. Und um sich ohne Risiko Breschnjew-Witze zu erzählen.

Netzwerk der Milliardäre

Trotzdem erinnert man sich heute an den Fall der Sowjetunion als Katastrophe – wie Putin. Die Meinungsforscher des Lewada-Zentrums schätzen, dass dreissig bis siebzig Prozent der Russen die Welt bis heute durch die zerbrochene ideologische Brille des Homo sovieticus betrachten.

Die Ehe zwischen Putin und Russland scheint gesegnet. Während seiner ersten beiden Amtsperioden als Präsident steigt der Ölpreis von unter zwanzig auf über hundert Dollar pro Barrel. Russland erlebt einen Boom, öl- und gasbetrieben. Die Durchschnittslöhne steigen jährlich um über fünfzig Prozent. Vor allem Grossstadtrussen legen sich ähnlich schwere Parkettjeeps zu wie die Fahrzeuge der Putin-Eskorte. «Ich will einen wie Putin!», jubelt eine Mädchenpopgruppe. «Einen, der nicht trinkt!» Putin wird Russlands Hoffnung, seine Ehre.

Wo Jelzin auf der aussenpolitischen Bühne herumtappte, drohte Blamage. Putin dagegen wirkt bei Gipfeltreffen energischer als seine Gesprächspartner, entwickelt schnell einen angriffslustigen Stil. «Übrigens wurde die Mafia», erklärt er dem italienischen Ex-Premierminister Romano Prodi, «nicht in Russland geboren.» Er kann witzig sein oder rüpelhaft. Einen französischen Journalisten, der ihm die zivilen Opfer in Tschetschenien vorhält, schnauzt er an: «Wenn Sie selbst radikaler Islamist werden wollen und bereit sind, sich beschneiden zu lassen, lade ich Sie nach Moskau ein. Wir haben da Spezialisten, die dafür sorgen, dass nichts mehr nachwächst.»

Die Heimat feiert solche Ausfälle als rhetorische Siege. Russland lechzt nach Genugtuung für den verlorenen Kalten Krieg. Putin verschafft sie ihm, zumindest verbal.

Dass er das Wahlgesetz verschärfen lässt, um die letzten unabhängigen Parlamentarier aus der Duma zu drängen, kümmert nicht. Vereinzelte Journalisten, die Regionalbonzen Korruption vorwerfen, werden von Unbekannten mit Eisenstangen halb tot geschlagen. Die Russen reagieren mit Achselzucken.

Wie der Politologe Stanislaw Belkowski behauptet, hat Putin sich bis 2007 40 Milliarden Dollar angeeignet, vor allem Aktien des Staatskonzerns Gasprom. Michail Putin und Michail Schelomow, Neffen zweiten Grades, gehören zu den Bossen eines Geflechts von Banken und Firmen, die glänzende Geschäfte mit Gasprom machen. Putins früherer Datschennachbar Juri Kowaltschuk ist laut *Forbes* 1,5 Milliarden Dollar reich. Gennadi Timtschenko, ein alter Geschäftsfreund Putins aus dessen Zeiten in der Petersburger Stadtverwaltung, exportiert vor allem Öl der Staatskonzerne Rosneft und Gaspromneft. Timtschenko besitzt laut *Forbes* 5,5 Milliarden Dollar. Und die Gebrüder Arkadi und Boris Rothenberg, die mit Jung-Putin in einer Leningrader Judoschule trainierten, wiegen heute gemeinsam 1,65 Milliarden Dollar, ihre Firma Strojgasmontasch gilt als bevorzugter Gasprom-Auftragnehmer.

Die Russen stört das wenig. In diesem Land setzt keineswegs nur Putin auf alte Spezies. Russlands Gesellschaft, seine Wirtschaft, auch seine Behörden zerfallen in Hunderttausende kleine Netzwerke. Eine Handvoll, ein Dutzend Verwandte oder Datschennachbarn, Schul- oder Armeekameraden vertraut einander, plant gemeinsam, schiebt sich Jobs, Aufträge oder Kindergartenplätze zu. Alle denken weniger daran, was das Beste für ihren Betrieb oder ihre Behörde ist, als daran, was das Beste für sie und ihr Netzwerk ist. Der Rest der Gesellschaft schert sie nicht.

Die meisten Russen hätten als Kremlchef wie Putin ihre Spezies nachgeholt. «Es stimmt nicht, dass er an allem schuld ist. Sicher trägt der Kapitän an Bord immer die meiste Verantwortung. Aber schuld sind wir alle», schreibt derselbe Belkowski, der Putin ein Privatvermögen von 40 Milliarden Dollar unterstellt hat. «Wir sollten uns einen Moment von Putin abwenden und in den Spiegel schauen. Auf uns. Und auf das Russland, aus dem wir das gemacht haben, was es ist. Wir, und nicht nur er.»

Die Zahl der Beamten stieg unter Putin von einer Million auf 1,9 Millionen. Wurden 2001 nach einer Berechnung der Indem-Stiftung auf dem russischen Korruptionsmarkt 33,5 Milliarden Dollar umgesetzt, so sind es jetzt über 300 Milliarden Dollar im Jahr, über ein Viertel des russischen Staatshaushaltes. Sechzig Prozent der kommunalen Infrastruktur sind schrottreif. Schon verschwinden Kinderwagen und ganze Autos in einstürzenden Kanalschächten. Nach staatlichen Angaben leben 560 000 Kinder auf der Strasse. Experten rechnen mit über zwei Millionen. «Wir befinden

uns in Afrika», klagt der Kinoregisseur Andrei Kontschalowski. Schlimmer: 70 000 Russen trinken sich jährlich zu Tode, 30 000 sterben an Rauschgift. Der Sieg in Tschetschenien mündete in einen blutig schwelenden Kleinkrieg, der jetzt auch in Dagestan, Inguschetien und Kabardino-Balkarien täglich Opfer fordert.

Putin aber entwickelt Eitelkeiten. Bei einem Wohltätigkeitskonzert in Petersburg quält er Kevin Costner und andere Stars mit einem piepsigen und endlosen «Blueberry Hill». Beim Tauchen im eineinhalb Meter tiefen Schwarzmeerwasser entdeckt er vor laufenden Kameras angeblich echt antike Amphoren. Mit solchen potemkinschen Grosstaten wird der Betäuber von Tigern, Eisbären und Walfischen zur Lachnummer auf Youtube. Und eine Rockband grölt: «Unser Irrenhaus wählt Putin.»

Putin beschimpft die neue Opposition als Affenbande, die vom Ausland bezahlt werde, um das Land ins Chaos zu stürzen. Gegenüber dem Chefredaktor eines kritischen Radiosenders wird er wieder deftig: «Sie übergossen mich jeden Tag mit Scheisse!»

Der Betäuber von Tigern, Eisbären und Walfischen wird zur Lachnummer auf Youtube.

Regimekritiker befürchten, der von den eigenen sowjetischen Komplexen überwältigte Stasi-Veteran werde nach seinem Wahlsieg Repressalien gegen Medien und Opposition los-treten. Und endgültig auf Konfrontationskurs mit dem Westen gehen. Sowjetunion 2.o. Aber selbst in den Sicherheitsorganen herrschen inzwischen ganz andere Ängste. «Wenn unsere Staatsmacht nicht endlich mit der Korruption aufräumt», befürchtet ein Moskauer Polizeioffizier, «ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie zur Randgruppe im eigenen Land wird.»

Jahrelang schien Wladimir Putin Russland zu sein und Russland Wladimir Putin. Aber der kollektive Putin ist zerbrochen. Die raubparasitäre Gier der Beamtschaft treibt den Mittelstand auf die Strasse. Studenten und Yuppies wollen nicht mehr von Vitamin B abhängig sein, sondern von ihren eigenen Fähigkeiten. Und immer weniger Menschen fühlen sich als Untertanen. Immer weniger Menschen haben Angst. Die dicke Irina aus Iwanowo ist ein Auslaufmodell.

Putin sieht auch mit 59 sehr gut aus. Ein drahtiger kleiner Mann mit federndem Schritt und faltenfreier Stirn. Böse Zungen behaupten, er lasse sich Botox spritzen. Jedenfalls treibt Putin heftig Sport. Judo, täglich Schwimmen, ausserdem hat er angefangen, Eishockey zu spielen. Für jemanden, der vorher noch nicht Schlittschuh gelaufen ist, viel Trainingsaufwand. Putin bewegt sich. Russland auch. Aber in verschiedene Richtungen.

Stefan Scholl lebt als Russland-Korrespondent u.a. der *Basler Zeitung* seit Jahren in Moskau.

Der Cowboy aus dem Schangnau

In drei Jahren ist aus dem übergewichtigen, schlampigen Genie Beat Feuz (25) ein Sportheld und Millionär geworden. Diese traumhafte Karriere verdankt er auch seiner Herkunft aus dem Lande der Schweizer Cowboys. *Von Klaus Zaugg*



Geschäftstüchtig wie Russi, mutig wie Collombin: Skistar Feuz.

Um den Aufstieg von Beat Feuz vom Bauernbuben zur Lichtgestalt zu verstehen, müssen wir dorthin gehen, wo er aufgewachsen ist: ins Schangnau. Oberflächliche Zeitgenossen mögen nun einwenden, die Schangnauer seien Emmentaler und über dieses Volk sei von den grossen Dichturfürsten längst alles geschrieben und es besungen worden. Doch das stimmt ganz und gar nicht. Der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Emmentaler wie Hans Grunder und einem Schangnauer ist grösser als zwischen einem Zürcher Goldküsten-Bewohner und einem Emmentaler.

Wie wir wissen, liegt ja schon Langnau tief im Emmental. Doch die Langnauer sagen: «*Mir gö is Schangnou hingere*» (Wir gehen nach hinten ins Schangnau). Von Langnau bis ins Schangnau ist es noch einmal ziemlich genau gleich weit wie von Langnau bis auf den Bundesplatz in Bern.

Das Schangnau, eine Gemeinde mit rund tausend Einwohnern auf zirka tausend Meter Höhe, ist nicht nur tiefes Emmental. Es ist auch uraltes Küherland. Die Küher waren die Cowboys der Schweiz. Stolz, schlau, mutig und von einem unbändigen Freiheitsdrang beseelt. Um das Wesen und Wirken des neuen Schweizer Skihelden zu verstehen, lohnt sich ein Blick in dieses Land der Schweizer Cowboys.

Wanderer, verweile hier!

Das Schangnau breitet sich am Fusse des Berges Hohgant aus. Der Hohgant ist der gut zweitausend Meter hohe, neun Kilometer lange und zwei Kilometer breite Sperr-Riegel, der das Emmental vom Berner Oberland trennt. Hier entspringt die Emme. Der Fluss, der einem ganzen wunderlichen Land im Herzen der Schweiz den Namen gegeben hat.

Die Heimat von Beat Feuz ist ein dunkles, schattiges, geheimnisvolles hügliges Land. «Wanderer, verweile hier. Studiere die Geschichte der alten Geschlechter.» Ein Abend in einem der Gasthöfe kann lehrreicher sein als eine Hochschulvorlesung über Volkskunde. Gar Grusliges wird einem zu später Stund erzählt. Beispielsweise, dass es Schnee geben wird, wenn die Katzen ein und aus gehen – dort, wo es kein Loch in der Mauer hat.

Wer am Tage hinaufblickt zu den Felsen des Hohgant, zu den Runen des Kreuzgütsch, wird auf einmal eine Fratze erkennen. Halb tierisch, halb menschlich, die rätselhaft, ja dämonisch auf die Bewohner des Tales herablickt. Kein Wunder, dass in einer so geheimnisvollen Gegend Schwefelquellen aus dem Erdinnern dringen. Im hintersten Winkel dieses gewaltigen Ringes der Flühe und Höger ist 1835 bei einer solchen Quelle das «Kem-

meriboden-Bad» gebaut worden. Heute wird das Gasthaus nach den modernsten Lehren der Gastronomie gemanagt. Wochenlang dringt im Winter kein Sonnenstrahl bis hierher durch, und einst mussten vierzehn Pferde eingespannt werden, um den Schneepflug zu ziehen.

Urchig, gemühtief, bilderreich

Der Volksglaube ist bei den Alten unerschöpflich, die Sprache urchig, gemühtief und bilderreich. Wenn die Zürcher knurren: «Lass mich in Ruhe!», sagen die alten Schangnauer: «Tue mer nid geng Schwiere uf em Grind spitze!» Wer im Schangnau den Holzschuh über den Regenbogen zu werfen vermag, dem fällt Gold vom Himmel und der rette sich unter die Dachtraufe. Wer den Stall betritt, der vergesse niemals «Glück im Stall» zu wünschen, und jeder Bauer weiss es zu schätzen.

Und die Helden aus alter Zeit werden in Ehren gehalten. Vor Beat Feuz war Matthias Wittwer (1814–1858), genannt «der starke Thys», der berühmteste Schangnauer. Er krönte seine Laufbahn 1848, als er auf der Schanze zu Bern obenaus schwang und damit den damals inoffiziellen Titel eines Schwingerkönigs errang.

Es wird erzählt, er habe mit seinen Schultern 1200 Kilo vom Boden aufgehoben. Sein Kopf soll so hart gewesen sein, dass man darauf Holz splatzen konnte.

Wir ahnen: In 200 Jahren wird hier Beat Feuz zur Legende verklärt sein. Und man wird dem Fremden erzählen, er sei so schnell die Hänge der Schneeberge hinabgerast, dass er einer Lawine entkommen sei.

Wasserbüffel als Nutzvieh

Die berühmten Familien im Schangnau stammen aus Küherdynastien, und das Wesen und Wirken der Schangnauer ist stark durch diese Kultur geprägt. Die Kultur der Küher entstand im 16. Jahrhundert und ist damit älter als die von Amerikas Cowboys. Ältere Bauernsöhne, die nicht wie die jüngsten Hoferben wurden, aber ein paar Kühe erhielten, wurden Küher: Sie mieteten oder kauften weiteres Rindvieh und sömmerten es auf eigenen oder gepachteten Alpen. Im Winter zogen die Küher mit ihrer Herde und Habe ins Unterland, wo sie von sesshaften Bauern Ställe mieteten, Heu kauften und ihre im Sommer produzierten Milchprodukte – Käse, Butter, Nidel – verkauften. Manch einer ist dabei reich und berühmt geworden.

Die Schangnauer Küherkultur erlebte den Höhepunkt im 18. Jahrhundert und ist im 20. Jahrhundert durch die Förderung der Graswirtschaft im Unterland und der Talkäseereien untergegangen. Das Herumreisen und Verhandeln zwecks Verkauf ihrer Produkte gab den Kühern aus dem Schangnau einen weiteren Horizont, als ihn die damaligen sess-

haften, spiessigen Bauern unten im Talkessel hatten, liess sie geistig beweglicher, schlauer, geschäftstüchtiger, selbstsicherer und cooler werden. Sie waren lebensfroh, aufmüpfig, stolz, erfolgreich, keine Puritaner, entzogen sich den strengen Gesetzen der bernischen Obrigkeit, kamen viel zu wenig in die Predigt und vergnügten sich lieber bei Tanzveranstaltungen und Schwingfesten.

Noch heute gelten die Bauern im Schangnau hinten als pffiffiger und gewiefter als die Berufskollegen im Flachland. Es ist nur logisch, dass gerade im Schangnau seit dem Ende des letzten Jahrhunderts mit Erfolg Wasserbüffel als Nutzvieh gehalten werden – während im Flachland über den Milchpreis gejammert wird.

Hans erkennt das Talent seines Buben

Nun wissen wir also, woher Beat Feuz kommt, und wir können sein Wesen und Wirken ein wenig besser verstehen. Sein Vater Hans, Bauer und Betriebsleiter des Skiliftes im Bumbach am Fusse des Hohgant, war bereits ein begab-

Jeder Zürcher würde beim Millionenangebot von Head hurtig das *Bockwägeli* bespannen.

ter Skifahrer, und wäre er gefordert und gefördert worden wie sein einziger Bub – er wäre wohl der erste Skistar aus dem Emmental geworden. Hans erkennt das Talent seines einzigen Buben, verzichtet auf den Ausbau seines *Heimetli* und setzt auf die Förderung des kleinen Beat.

Er ahnt: Aus seinem Sohn wird sowieso kein Bauer. Und er täuscht sich nicht. Selbst heute weiss Beat Feuz nicht genau, wie viele Kühe daheim im Stall stehen. Aber er ist seiner Heimat treu geblieben und wohnt immer noch im Stöckli neben dem elterlichen Hof. Allerdings dürfte er bald von dort ausziehen: Freundin Katrin Triendl will unseren Skihelden in ihre österreichische Heimat nach Innsbruck entführen.

Die Zeit für den Aufbruch in die weite Welt ist sowieso gekommen. Zwar wird aus Feuz kein männliches Sexsymbol und kein Ski-Rock'n'Roller wie Bode Miller. Er wird nie ein smarterer Sonnyboy wie Bernhard Russi. Er ist kein trinkfester Nonkonformist wie Roland Collombin. Eher eine wunderliche Kombination aus Russi und Collombin: schlau und geschäftstüchtig wie Russi, aber bodenständiger. Mutig wie Collombin. Aber besonnener.

Den Skiwinter hat Beat Feuz als ordentlich bezahlter Sportstar mit einem Einkommen von weniger als einer halben Million begonnen. Im Sommer wird er Millionär sein. Das Timing fürs Geld drucken könnte nicht besser sein. Die Skimarke Head verliert mit Didier Cuche ihren Werbeträger für den wichtigen

Skimarkt Schweiz. Cuche hat selbst eine Million des Skifabrikanten für eine Fortsetzung der Karriere ausgeschlagen. Damit ist klar: Head braucht einen neuen Helden – und es gibt nur einen für den Schweizer Markt: Beat Feuz. Der Lauberhorn-Sieger kassiert zurzeit bei Salomon nicht einmal eine Viertelmillion, und es trifft sich gut, dass 2012 ein Transferjahr ist: Alle zwei Jahre dürfen die Skistars ihre Marken wechseln. Head wird mindestens eine Million offerieren und Feuz zum Millionär machen.

Poker mit der Millionenofferte

Aber eben, der potenzielle Abfahrts-Olympiasieger ist ein Schangnauer. Er weiss, dass der Wechsel seiner Skimarke zu einem Karriereknick führen kann. Ein Zürcher würde beim Millionenangebot von Head hurtig das *Bockwägeli* bespannen und die Rosse sprengen, um ja rechtzeitig zur Vertragsunterzeichnung anzukommen. Der Schangnauer Beat Feuz hingegen wägt sorgsam ab, pokert mit der Millionenofferte der Konkurrenz und wird wohl am Ende bei seinem bisherigen Ausrüster für mindestens eine Million mehr Lohn verlängern.

Nun könnte es ja sein, dass der Cowboy aus dem Schangnau ob dem Geldregen ein wenig die Bodenhaftung verlieren könnte. Doch das wird nicht passieren. Er ruht in sich selbst. Der gelernte Maurer hat sich noch nie aus der Ruhe bringen lassen.

Schon heute ranken sich erste Legenden um seine Unerschütterlichkeit: Er vergisst, vor einer seiner ersten Weltcupabfahrten den Rennanzug im Rucksack zu verstauen. Er merkt es erst im Starthaus oben. Ein Betreuer hastet ins Hotel, greift dort den erstbesten Anzug – es ist ein verlöcherter, nicht passendes Ersatz-Exemplar. Ein gewöhnlicher Rennfahrer wäre jetzt ausser sich. Aber nicht ein Schangnauer. Beat Feuz holt auf dem 16. Platz Weltcup-Punkte.

Seine unerschütterliche Ruhe hätte ihn allerdings beinahe die Karriere gekostet. 2007 wird er während einer Verletzungspause zu einem Sprachkurs nach Vancouver geschickt. Dort trifft ihn einer seiner ehemaligen Trainer und erkennt das Jahrhunderttalent fast nicht mehr: mit viel Übergewicht und schlampig. Es kommt zu einem Grundsatzgespräch und für Feuz zum sportlichen Pflingsterlebnis. Der Weg nach oben beginnt.

Englisch hat er damals in Vancouver übrigens nicht gelernt: Beat Feuz ist der einzige Skistar, der bei Medienkonferenzen einen Simultanübersetzer braucht. Was einem durchschnittlichen Fahrer als unprofessionell angekreidet würde, mehrt das Charisma des neuen Schweizer Skihelden. Ein Cowboy aus dem Schangnau hat es nicht nötig, englisch zu parlieren. Schliesslich spricht ein Cowboy aus Amerika auch nicht berndeutsch. ○

«Drei Frauen und vierzehn Kinder»

Heinz Brand leitete 25 Jahre lang das Bündner Ausländeramt. Neu sitzt er für die SVP im Nationalrat. Im Interview spricht der Asylspezialist über die grössten Missstände, die besten Lösungen und die frechsten Asylanten, denen er in seiner Karriere begegnet ist. *Von Philipp Gut und Ruben Wytttenbach (Bild)*

Herr Brand, die Asylzahlen erreichen Rekordwerte, die Behörden wirken überfordert. Was läuft schief?

Die Schweiz ist als Asyldestination im Moment hoch im Kurs. Sie ist zu attraktiv für Asylbewerber aus Nordafrika, aber auch für Leute aus Somalia und Eritrea. Es gibt zudem einen beachtlichen Treck aus Nigeria und andern afrikanischen Staaten. Ein wichtiger Faktor ist zusätzlich zu beachten: Die Kommunikation mit den Zurückgelassenen in den Herkunftsländern und Wartepositionen am Rande Europas funktioniert heute via Handy blendend. Das führt dazu, dass immer mehr Leute kommen, darunter auch viele vermeintliche Tunesier.

Was meinen Sie mit «vermeintlich»?

Es ist davon auszugehen, dass viele, die sich hier als Tunesier ausgeben, aus anderen nordafrikanischen Staaten stammen. Herkunfts- und Identitätsabklärungen in diesen Ländern sind sehr schwierig. Es gibt dort keine Zivilstandsregister.

Justizministerin Sommaruga will das Personal aufstocken und die Verfahren beschleunigen. Was halten Sie davon?

Wenn die Zahl der Gesuche derart rasant ansteigt, ist eine vorübergehende Personalaufstockung unerlässlich. Ob diese Massnahmen aber kurzfristig wirken, ist fraglich. Bis ein neuer Mitarbeiter im Asylbereich wirklich produktiv ist, braucht es seine Zeit. Man sollte daher solche Entwicklungen vorwegnehmen und vermeiden, dass Pendenzenberge überhaupt erst entstehen. Denn endlose Verfahren wirken letztlich attraktivitätssteigernd, sie locken weitere Asylbewerber an. Es entwickelt sich ein Teufelskreis.

Wenn Probleme auftauchen, fordert die Verwaltung reflexartig mehr Geld und Personal. Ginge es nicht auch anders?

Man kann und muss die Attraktivität des Asylstandorts Schweiz zweifellos auch durch organisatorische Massnahmen senken. Aber wenn Sie einen derartigen Zustrom haben wie heute, können Sie ihn rechtzeitig nur mit einem angemessenen Personalbestand bewältigen. Wichtig ist aber auch, dass man diesen Bestand wieder abbaut, sobald man ihn nicht mehr braucht. Gewisse Probleme – wie etwa die Rückübernahmebereitschaft anderer Staaten – lassen sich aber weder mit Geld noch mit zusätzlichem Personal lösen.

Wo liegen die grössten Problemzonen im Asylwesen?

Zum einen dauern die Verfahren eindeutig zu lang; durchschnittlich 1400 Tage, gemäss einem Bericht des EJPD vom vergangenen Jahr! Wir bieten sodann einen relativ guten Standard an Unterbringung, Betreuung und medizinischer Versorgung. Das macht die Schweiz als Asylland besonders attraktiv. Aber auch andere Probleme werden uns längerfristig Sorge bereiten. Denken Sie an die grosse Zahl der vorläufig aufgenommenen Personen. Das sind in der Regel unqualifizierte Leute, die nicht erwerbstätig und kaum integrierbar sind und aus verschiedensten Gründen kaum mehr in ihre Heimat zurückkehren werden. Zusammenfassend kann man sagen: Von den Asylsuchenden bleiben zu viele ohne wirkliche Asylgründe dauerhaft in unserem Land und verursachen enorme Kosten und grosse Integrationsprobleme.

«Es scheint, als habe man den Misserfolg geradezu gesucht – allen Warnungen zum Trotz.»

«Vorläufig» heisst eigentlich «endgültig»?

So ist es. Grund dafür sind die gesetzlichen Bestimmungen: Diese rechtfertigen eine vorläufige Aufnahme, wenn eine Rückführung – aus welchen Gründen auch immer – nicht möglich, zulässig oder zumutbar ist. Es hat sich leider eine Tendenz eingeschlichen, dass schwierige oder aufwendige Fälle, die man nicht entscheiden will, einfach vorläufig aufgenommen werden. Wer die Schweiz als Ziel-land ausgesucht hat, dem ist es letztlich egal, unter welchem Titel er hier verbleibt. Ob als Nothilfebezügler, als vorläufig Aufgenommener, als Asylbewerber oder als anerkannter Flüchtling: Entscheidend ist für ihn, in Genuss des westlichen Lebensstils mit all seinen Vorzügen zu kommen.

Wo sehen Sie weitere Baustellen?

Der gesamte Asylbereich ist in den letzten Jahren enorm verrechtlicht worden. Das hat die Handlungsfähigkeit der Verwaltung eingeschränkt und geschwächt und zu einem erheblichen Mehraufwand geführt. Die Verfahren sind unglaublich aufwendig und kompliziert geworden. Auch der Vollzug der abgewiesenen Asylsuchenden bereitet grosse Sorgen, da viele Staaten bei der Rückübernahme nicht mehr kooperieren.

Wie gravierend ist der Zustand des Bundesamts für Migration (BfM) nach der missglückten Reorganisation von Bundesrätin Widmer-Schlumpf?

Das Bundesamt ist in einem bedenklichen Zustand. Die Reorganisation hat die Leistungsfähigkeit in verheerender Weise vermindert. Es war absehbar: Das Konzept, das der Bund stets als erfolgversprechend angepriesen hatte, musste scheitern, weil es von völlig falschen Voraussetzungen und wenig Sachkenntnissen ausging. Es scheint, als habe man den Misserfolg geradezu gesucht – allen Warnungen der Praktiker zum Trotz.

Als Migrationschef im Kanton Graubünden haben Sie die organisatorischen Schwierigkeiten im BfM quasi am eigenen Leib erfahren. Wie wirkte sich das Chaos in Bern auf die tägliche Arbeit aus?

Es manifestierte sich in verschiedensten Bereichen. Die bewährten und bekannten Ansprechpartner waren durch Umplatzierungen plötzlich nicht mehr da. Fachkompetenz kam im grossen Stil abhanden. Die Qualität der Auskünfte und Entscheidungen liess nach, auch mengenmässig kam es zu einem starken Einbruch. Das Arbeits- und Betriebsklima erreichte Frostwerte. Rasche Entscheide in kritischen Einzelfällen waren kaum mehr erhältlich. Die Entscheidungsfreudigkeit der Mitarbeiter ging zurück. Das ist für die Partner in den Kantonen besonders unerfreulich: Denn dort sind die Asylsuchenden, und dort besteht je nachdem auch dringender Handlungsbedarf.

Es gibt einen einmaligen Ansturm, und gleichzeitig bricht das Amt zusammen, das ihn bewältigen müsste: ein Super-GAU.

Das ist tatsächlich eine sehr unglückliche Verknüpfung – auch mit Folgen für den Wiederaufbau des Bundesamts. Gute Leute werden sich zweimal überlegen, ob sie unter solch schwierigen Bedingungen arbeiten wollen. Dabei müsste es gerade jetzt darum gehen, das BfM möglichst schnell mit guten Kaderleuten wiederaufzubauen. Erschwerend kommt hinzu, dass auch in den kantonalen Migrationsämtern ein enormer Brain-drain stattgefunden hat. In einem einzigen Jahr hat rund die Hälfte der Amtschefs ihren Posten verlassen, was mit einem dramatischen Know-how-Verlust verbunden war. Oft fehlen der politische Rückhalt und die notwendige Unterstützung durch die Vorgesetzten. So hat man in Zürich beispiels-



«Die Leute sind froh, dass sich jemand der allgegenwärtigen Missstände annimmt»: Asyl-Experte Brand.

weise einen der besten Chefs ohne triftigen Grund auf eine andere Stelle versetzt. Diese Entwicklung beeinträchtigt die Effizienz des gesamten Asylsystems.

Schaut man sich alte Schlagzeilen an, fällt auf: Schon vor 20 Jahren hatte die Schweiz dieselben Probleme, verbessert hat sich nichts. Besteht überhaupt der politische Wille, die Asylfrage nachhaltig zu lösen?

Vordergründig betrachtet, ist es tatsächlich so. Man muss aber auch sehen, dass sich die Probleme im Lauf der Zeit verschieben, verlagern und verändern. In den 90er Jahren kamen vor allem Türken als Asylsuchende in die Schweiz. Wenn man damals keine Massnahmen in die Wege geleitet hätte, wäre dieser Zustrom noch stärker angestiegen. Das Vollzugsproblem hingegen gab es noch nicht. In den 90er Jahren war es kein Thema, dass ein Staat seine Leute nicht mehr zurückerhält. Insofern lässt sich das Asylproblem nicht mit bestimmten Massnahmen ein für alle Mal lösen. Man muss ständig auf der Hut sein und bei neuen Problemstellungen und Entwicklungen rechtzeitig nach adäquaten Lösungen suchen.

Gab es Dinge, die früher besser geregelt waren als heute?

Seit dem Jahr 2008 werden die Befragungen der Asylbewerber vom Bund durchgeführt, nicht mehr von den Kantonen. Das halte ich für eine fatale Fehlentwicklung, welche der Leistungsfähigkeit und Flexibilität des Systems sehr abträglich ist. Das alte Modell war viel effizienter und hatte zudem den Vorteil, dass die Befragungen zu den Asylgründen zeitlich näher bei der Einreise stattfanden. So brachte man meist aus den Leuten heraus, was tatsächlich der Grund ihrer Einreise ist. Sie erzählten nicht eine Geschichte, welche die Befragter schon von dreissig anderen gehört hatten und von der die Asylsuchenden glaubten, sie sei erfolgversprechend. Die Aufgabenteilung leuchtete auch ein: Der Bund war für die Asylpolitik zuständig und fällte die Entscheide, den Kantonen oblag dagegen die Befragung zu den Asylgründen, sie waren vor Ort und nahe bei den Leuten. Heute ist der Bund mit Ausnahme des Vollzugs für alles zuständig und damit hoffnungslos überfordert.

Das Dublin-Abkommen funktioniert nur auf dem Papier. Leute, die in einem andern europäischen Land ein Asylgesuch eingereicht haben, kommen dennoch in die Schweiz. EU-Staaten wie Italien sabotieren die Rückübernahme. Was bringt Dublin der Schweiz überhaupt noch?

Man kann es leider nicht anders sagen: Das Dublin-Abkommen ist faktisch gescheitert. Es funktioniert zwar mit einigen wenigen Staaten, diese haben Asylsuchende und Illegale aber schon vorher dank bilateraler

Rückübernahmeabkommen zurückgenommen. Dublin wurde als grosser Hit verkauft: Im Abstimmungskampf stellte man unrealistischerweise ein vereinfachtes und rasches Verfahren in Aussicht. Ein Verfahren ohne grosse Abklärungen und ohne Rechtsmittel, mit welchem zugleich weitere Asylverfahren in ganz Europa ausgeschlossen würden. Die Realität ist eine völlig andere. Mit dem Hauptpartner Italien – die meisten Dublin-Fälle kommen von Süden her – funktioniert es schlecht. Mit Griechenland geht gar nichts mehr – da schob das Bundesverwaltungsgericht einen Riegel. Auch für die beteiligten Polizeibeamten ist das Abkommen im Übrigen höchst problematisch: Wenn sie drei-, viermal dieselben Leute in das gleiche Herkunftsland zurückführen müssen, wirkt das nicht gerade motivationsfördernd.

Der Fall Griechenland mutet merkwürdig an. Da ist ein europäischer Staat, die Wiege der Demokratie – und unsere Richter kommen zum Schluss, es sei unzumutbar, Asylbewerber nach Griechenland zurückzuschicken.

Es ist erstaunlich, dass man mit diesen Staaten überhaupt solche Verträge abschliesst, wenn sie offenbar nicht in der Lage sind, korrekte Asylverfahren durchzuführen. Die Frage ist, ob demnächst nicht noch weitere Entscheide kommen, welche Rückführungen auch in andere EU-Staaten unterbinden.

Italien tanzt der Schweiz auf der Nase herum. Warum lässt sich Bern das gefallen?

Das frage ich mich auch. Und Italien ist nicht der einzige Staat, der sich nicht an das Dublin-Abkommen hält. Auch Spanien etwa nimmt es nicht so genau. Wir haben es immer wieder mit Leuten zu tun, die nachweislich Kontakt mit den dortigen Behörden hatten und trotzdem im Datensystem nicht registriert sind. Die Vertragstreue ist bedauerlicherweise nicht überall gleich gut ausgeprägt wie in der Schweiz.

Wie kann die Schweiz erreichen, dass das Recht wieder durchgesetzt wird?

Wenn sich einzelne Staaten nicht an die Abkommen halten und Verträge brechen, sind wir gezwungen, wirksame Gegenmassnahmen zu ergreifen, beispielsweise wieder Grenzkontrollen gegen Süden einzuführen. Die Situation mit Italien muss sorgfältig analysiert werden, und zwar auf Regierungsebene. So kann es nicht weitergehen. Das Dublin-Abkommen ist Teil der bilateralen Verträge. Wenn sich ein Staat nicht an diese Verträge hält, muss man sie auf dem Rechtsweg durchsetzen.

Viele Asylanten vernichten vor der Einreise ihre Papiere. Dennoch erhalten sie ein Verfahren. Sollte man illegale Einwanderer nicht vom Asylprozess ausschliessen?

Das Bundesamt für Migration hat dies 1995 versucht, doch es wurde zurückgepfiffen. Ein Asylgesuch muss laut Bundesgericht

Heinz Brand

Die Presse nennt ihn «das neue Aushängeschild der SVP». Heinz Brand, geboren 1955 und wohnhaft in Klosters GR, wurde im Oktober in den Nationalrat gewählt. Der Jurist leitete von 1987 bis Ende August 2011 das Amt für Polizeiwesen und Zivilrecht des Kantons Graubünden. Als Co-Präsident des Fachausschusses Rückkehr- und Wegweisungsvollzug von Bund und Kantonen sowie als Präsident der Vereinigung der Kantonalen Fremdenpolizeichefs (VKM) erwarb sich Brand den Ruf eines unbestechlichen Asylexperten. Hart und nüchtern in der Sache, unpolemisch im Ton und an umsetzbaren Lösungen orientiert – so nehmen ihn die politischen Gegner wahr. Im Interview spricht Brand über die Grossbaustellen im Schweizer Asylwesen, die verheerende Wirkung der gescheiterten Reorganisation im Bundesamt für Migration (BfM) und dringend nötige Abhilfen. Die Verfahren seien in den letzten Jahren derart verrechtlicht worden, dass Entscheide in nützlicher Frist kaum mehr möglich seien. Für die Asylbewerber seien lange Verfahren attraktiv, schliesslich hätten sie nur ein Ziel: hier zu bleiben. (gut)

voraussetzungslos gestellt werden können. Die Reisepapiere werden aber meist auch nicht vernichtet, sondern einfach versteckt und unterdrückt: Oft tauchen sie bei späterer Gelegenheit, insbesondere, wenn sie zur Erlangung gewisser Vorteile wie der Eheschliessung dienlich sind, auf wundersame Weise wieder auf.

Angenommen, die Politik käme darauf zurück und wollte keine Illegalen mehr ins Asylverfahren aufnehmen: Liesse sich das überhaupt durchsetzen?

Wohl kaum, denn illegal eingereiste Menschen sind ein Faktum. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass man von Asylbewerbern kein Fairplay erwarten kann – und dass wir dieses auch nicht einfordern und durchsetzen können. Die Behörden kommen sich leider nur allzu oft vorgeführt und hintergangen vor. Damit zeigt sich ein Kernproblem des Asylverfahrens: Die Schweiz führt in jedem Fall ein kompliziertes rechtsstaatliches Verfahren durch, ist aber gleichzeitig mit Leuten konfrontiert, die sich kaum an elementarste Verfahrensregeln halten.

Können Sie Beispiele nennen?

Ein Asylbewerber stellt ein Gesuch unter dem Namen XY. Wenn der Entscheid in Rechtskraft erwachsen und der Vollzug bereit ist, sagt er: «Ich heisse nicht XY, ich habe eine andere Identität, nämlich AB. Ich bin auch nicht wegen des genannten Asylgrun-

des hier, sondern wegen eines anderen. Ich stelle ein neues Gesuch.»

Sie übertreiben.

So läuft es leider sehr oft ab. Und der ganze Apparat wird erneut in Bewegung gesetzt. Der Aufwand ist enorm. Mehrfachgesuche sind ein grosses Problem. Beliebte sind auch Wiedererwägungsgesuche: Wird ein Asylbewerber abgewiesen, bringt er kurz vor seiner Wegweisung ein neues Todesurteil, einen neuen Haftbefehl oder ein anderes zweifelhaftes Beweismittel vor. Meist stellt sich dann heraus, dass diese Dokumente nicht echt sind.

Mit andern Worten: Die Asylsuchenden führen die Behörden vor.

Das ist leider oft so. Es treffen zwei völlig unterschiedliche Mentalitäten und Verfahrensauffassungen aufeinander. Wir sind einem hochfiligranen Rechtssystem verpflichtet – und die Asylbewerber spielen Katz und Maus mit uns und missbrauchen unser auf den Schutz Verfolgter ausgerichtetes System aufs Gröbste.

Es ist ein offenes Geheimnis: Die wenigsten Asylbewerber werden wirklich politisch verfolgt. Wie hoch schätzen Sie den Anteil tatsächlich Verfolgter ein?

Die Anerkennungsquote müsste wohl irgendwo zwischen fünf und zehn Prozent liegen – aufgrund des bestehenden Asylgesetzes und der darin verankerten Verfolgungsgründe. Aber das Problem sind nicht diejenigen, für die das Gesetz eigentlich geschaffen wurde, sondern diejenigen, die es missbrauchen, das heisst die Wirtschaftsflichtlinge. Der Migrationsmechanismus funktioniert nämlich immer gleich: Man schickt den Stärksten voraus, der schlägt den Pfosten ein, markiert den Platz und organisiert den Nachzug anderer aus der Familie oder seiner Umgebung.

Die Kriminalitätsrate unter Asylbewerbern ist hoch. Vielen scheint der Asylstatus ein Deckmantel zu sein, um sich kriminell zu betätigen. Kürzlich wurden in einem Zürcher Heim Dutzende Asylanter verhaftet.

Es ist leider so: Die langen Verfahren machen die Schweiz auch attraktiv für Leute, die den Aufenthalt für ihre deliktischen Pläne und Absichten beanspruchen.

Was nützen die Sanktionen gegen kriminelle Asylbewerber?

Sie haben sehr oft nicht die gewünschte Wirkung. Unser Strafrecht mit seinen bedingten Bussen oder Strafen, welches auf Resozialisierung ausgerichtet ist, beeindruckt diese Leute in keiner Weise. Sie wundern sich vielmehr oft über die in unserem Land herrschende Milde.

Was kostet das Asylwesen Bund, Kantone und Gemeinden insgesamt?

Ich habe es nie ausgerechnet. Aber eine Vollkostenrechnung käme sicherlich auf

eine Grössenordnung von 1,5 bis 2 Milliarden Franken jährlich. Das sind enorme Kosten, und der Gegenwert für diese Auslagen ist eigentlich beschämend.

Die Richter schlagen sich oft auf die Seite der Asylanter, es werden immer neue Asylgründe akzeptiert, beispielsweise soziale.

Das hat mit der ursprünglichen Idee, an Leib und Leben Bedrohten Schutz zu bieten, nichts mehr zu tun und fördert die Attraktivität des Asyllandes Schweiz weiter.

Asylbewerber scheinen beinahe mehr Möglichkeiten zu haben als Schweizer Bürger. Sie werden unterstützt von einer regelrechten Asyl- und Sozialindustrie und haben ein Arsenal von rechtlichen Instrumenten in der Hand: Wiedererwägungsgesuche, Rekurse, Revisionen, Weiterzug an internationale Gerichte usw. Müsste man, um die Verfahren wirksam zu verkürzen, nicht auch diese Rechtsmittel einschränken?

Das Asylverfahren muss von einer Hightech-Maschine wieder in ein einfaches Gerät zurückgebaut werden. Wenn ein Verfahren abgeschlossen ist, muss der Entscheid auch konsequent umgesetzt werden. Es kann und

«Das Asylverfahren muss von einer Hightech-Maschine in ein einfaches Gerät zurückgebaut werden.»

darf nicht sein, dass Asylverfahren endlos dauern und immer wieder von neuem gestartet werden können. Auch Asylsuchende – und die sie unterstützenden Kreise – haben rechtmässig gefällte Entscheide zu akzeptieren.

Nicht alle Kantone scheinen sich im Asylbereich im selben Mass zu profilieren. Täuscht der Eindruck?

Sagen wir es so: Es gibt ein relativ grosses Gefälle in der Vollzugbereitschaft zwischen Ost und West. Auch die Entscheide werden leider nicht überall gleich konsequent durchgesetzt, was auch in der Anzahl der Härtefallgesuche deutlich zum Ausdruck kommt.

Die SVP bringt Dutzende von Vorschlägen in der laufenden Asyldebatte ins Parlament ein. Wie beurteilen Sie deren Chancen?

Wir haben diese Anträge eingereicht, weil wir enttäuscht darüber waren, wie das Gesetz aus Bundesrat und Ständerat kam. Unsere Vorschläge zielen in erster Linie auf eine Verfahrensverkürzung mit all ihren positiven Nebeneffekten. Es gibt nicht ein probates Mittel, um alle Probleme zu lösen. Der Erfolg der Asylgesetzrevision muss vielmehr darin bestehen, eine Reihe von Massnahmen einzuleiten, die in ihrer Summe die Verfahren beschleunigen. Wobei man zugleich einwenden muss: Solange das Bundesamt nicht besser funktioniert und das Bundesverwaltungsgericht nicht schneller entscheidet, bringt auch ein verbessertes Verfahrensrecht

nicht die gewünschten Effekte. Neben den rechtlichen sind dringend organisatorische Massnahmen geboten.

Wo sehen Sie fruchtbare Allianzen?

Ich gehe davon aus, dass sich längerfristig die Einsicht durchsetzt, dass die Zustände nicht haltbar sind und dass sie auch den Asylsuchenden letztlich nicht dienen. Selbst SP und CVP werden einsehen müssen, dass es nichts bringt, wenn die Leute jahrelang im Verfahren hängen, schliesslich ohne jede Aussicht auf berufliche und persönliche Integration in der Schweiz verbleiben und da von der Sozialhilfe und/oder anderer Unterstützung abhängig bleiben.

Die SVP setzt seit Jahren auf das Ausländerthema. Fürchten Sie nicht, die Wähler damit zu langweilen? Wollen die Bürger ständig an Probleme erinnert werden?

Ich glaube nicht, dass beim Stimmbürger ein Überdruß besteht, im Gegenteil. Ich werde immer wieder auf dieses Engagement angesprochen: Die Leute sind froh, dass sich jemand der allgegenwärtigen Missstände annimmt. In der Bevölkerung ist ein grosser Unmut spürbar über die ungebremste Zuwanderung, die ungelösten Vollzugsprobleme und die Ausländerkriminalität. Man muss mit der nötigen Klarheit auf die brennenden Probleme hinweisen, aber zugleich auch konstruktive Lösungen präsentieren.

Wenn Sie zurückschauen auf Ihre Zeit als Bündner Asylchef: Welches persönliche Schicksal hat Sie am meisten berührt?

Der Erfrierungstod eines türkischen Kindes am Splügenpass, der Xavier Koller zu seinem Oscar-gekrönten Film «Reise der Hoffnung» inspirierte. Das war sehr prägend für mich und ging mir unter die Haut, auch weil ich damals gerade Vater geworden war.

Worüber regten Sie sich am meisten auf?

Ich erinnere mich an den Fall eines Türken, der als Flüchtling anerkannt und dem Kanton Graubünden zugewiesen wurde. Er beantragte daraufhin als Arbeitsloser den Nachzug für seine drei Frauen und vierzehn Kinder, die in der Türkei völlig unbehelligt lebten. Das Bundesamt für Migration wollte dem Wunsch tatsächlich nachkommen. Wir hätten diese «Familie» in einer Bündner Landgemeinde platzieren müssen – so etwas geht einfach nicht. Insgesamt war es vor allem die Begehrlichkeit und Arroganz, mit welchen einzelne Asylsuchende immer wieder staatliche Unterstützung verlangten und gegenüber den Behörden Forderungen stellten.

Sie sind neu im Nationalrat. Politisiert man anders in Bern?

Die Prozesse sind stark strukturiert, man nimmt sich Zeit, geht sehr behutsam vor. Für meinen Geschmack geht es zu langsam. Die Probleme der realen Welt verlangen oft nach schnelleren Lösungen und weniger Kompromissen. ○



Farbakkord in C-Moll: «Décor à Vernon La Terrasse à Vernon» von Pierre Bonnard, um 1920/1939.

Glühendes Glück

Von Daniele Muscionico

Orange, blaurot und lila, ein Farbakkoord in C-Moll. Grünes Rauschen im Hintergrund, gelbes Flirren im Mittelgrund und eine Einladung, stehenzubleiben vorne im Zentrum des Geschehens. Die Sonne schliesst ihre Augen und sonnt sich im eigenen Glanz, der Wind schliesst den Mund und verordnet sich eine Atempause – «das Kunstwerk», sagt Pierre Bonnard, «ist ein Anhalten der Zeit».

Die Fondation Beyeler feiert Pierre Bonnard, den Maler des Farbenrauschs und des chromatischen Überschwangs, den Schöpfer der anderen, der gegenständlichen Moderne. Seiner eigenen, der französischen Klassik verpflichtet, ist er der Grossmeister harmonischer Stillleben, hintergründiger Interieurs, intimer Frauenakte und dekorativer Landschaften. Pierre Bonnard (1867–1947), Mitbegründer der Künstlergruppe der «Nabis» (hebräisch für Propheten), die den Stil von Paul Gauguin verehrten und den japanischen Holzschnitt: Er schuf aus reiner Farbe und purer Vision eine chromatische Tonleiter in Öl, Farbbalton an Farbbalton gesetzt zu einer neuen, einer atonalen Zwölfarbenmusik.

Farbdissonanz und räumliche Verschränkung, Bonnards Kunst ist die Komposition, sie ist der Schlüssel zu allem. Auf der Terrasse seines Hauses in Vernon skizziert er 1920 dieses Werk, viele seiner Terrassenbilder entstehen hier, ein kleiner Ort in der Normandie, den er als seinen Wohnsitz erwählt hat, um Claude Monet nahe zu sein. Erst viel später vollendet er das Bild, 1939 im klimatisch verführerischeren Süden, wo er seine letzten Lebensjahre verbringt.

Bonnard malte stets und ausschliesslich im Atelier, auch «Décor à Vernon», ein Gartenbild als Schaustück über das immer wieder neu auszuhandelnde Kräfteverhältnis zwischen natürlicher und künstlerischer Schöpfung, entstand in strenger Konzentration. Der Mensch im Spannungsverhältnis von Innen und Aussen, von wilder Landschaft und kultiviertem Garten; das eine mag das andere sein, und alles verfliesst und verwächst und vergrünt zu einem Eindruck eines grösseren, gleissenden, glanzvollen Dritten.

Pierre Bonnard hat sich seinen Garten selber angelegt, als malender Gärtner oder als gärtnernder Maler. Wer Gott sucht, mag ihn in einem Garten finden, nicht umsonst ist das Paradies der Heimatgarten der Menschheit. Aus jenem Garten hat man nur vertrieben werden können – oder hätte man ihn freiwillig je verlassen?

Pierre Bonnard: Fondation Beyeler, Riehen/Basel. Bis 13. Mai. Katalog im Hatje-Cantz-Verlag, Ostfildern.



Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabetahaus (DTV)
- 2 (2) **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (Deuticke)
- 3 (3) **Milena Moser:** Montagmenschen (Nagel & Kimche)
- 4 (4) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (Carl's Books)
- 5 (5) **Paulo Coelho:** Aleph (Diogenes)
- 6 (7) **Lukas Hartmann:** Räuberleben (Diogenes)
- 7 (9) **Javier Marias:** Die sterblich Verliebten (Fischer)
- 8 (6) **Catalin D. Florescu:** Jacob beschliesst zu lieben (C. H. Beck)
- 9 (10) **Christian Kracht:** Imperium (Kiepenheuer & Witsch)
- 10 (8) **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (DTV)

Sachbücher

- 1 (1) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (Gräfe und Unzer)
- 2 (4) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 3 (7) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (Riva)
- 4 (2) **Walter Wittmann:** Superkrise (Orell Füssli)
- 5 (8) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (Riva)
- 6 (6) **Peter von Matt:** Das Kalb vor der Gotthardpost (Hanser)
- 7 (5) **Tomas Sedlacek:** Die Ökonomie von Gut und Böse (Hanser)
- 8 (-) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (Bibliographisches Institut)
- 9 (10) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (Bertelsmann)
- 10 (-) **David Eagleman:** Inkognito (Campus)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Grundeinkommen

Der «Kulturstammtisch» auf Radio DRS 4 News erinnert an die gute alte Zeit der Alternativradios in den 1980er Jahren. Der Moderator Eric Facon lädt für eine Diskussion zwei Bekannte ein, die alle derselben Meinung sind. Die Grundhaltung: Wir sind die Guten in einer bösen Welt. Letzten Samstag redete Facon mit den Schriftstellern Guy Krneta und Raphael Urweider über das bedingungslose Grundeinkommen. Man ist sich einmal mehr einig: Das Grundeinkommen ist gut. Urweider hat sogar gerechnet: Bei den aktuellen Landwirtschaftssubventionen von 33 Milliarden Franken (!) pro Jahr könnte einer Million Schweizern ein Grundeinkommen von monatlich 2750 Franken gewährt werden. Niemand horcht ob dieser Zahl auf – obwohl an dem Stammtisch keinerlei Alkohol fliesst. Urweider liegt fast um das Zehnfache daneben: Die Bundesausgaben für Landwirtschaft betragen gemäss Agrarbericht 2011 nicht 33, sondern bloss 3,6 Milliarden Franken. Doch man soll eine zufriedene Stammtischrunde nicht zu sehr mit Fakten belästigen. (rb)

Literatur

Walters Rechtfertigungen

Der Schriftsteller Martin Walser fragt anlässlich seines 85. Geburtstags: Ist man ein besserer Mensch, wenn man den moralischen Zeigefinger hebt? Von Pia Reinacher

Martin Walser nähert sich ohne Umschweife dem Kern seiner These. «Rechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste. Staaten legitimieren sich durch das Gesetz. Regierungen durch Wahlen. Aber der Einzelne?» Sein neuer Essay «Über Rechtfertigung, eine Versuchung.» flottiert zwischen Selbstbefragung, Selbsterkenntnis und Weltbeobachtung. Er zielt über das Philosophisch-Religiöse hinaus auf die letzten existenziellen Fragen: die Selbstrechtfertigung des Einzelnen angesichts kollektiver Schuld. Und er führt wieder einmal eindrücklich vor, was der einflussreiche deutsche Schriftsteller und Grossintellektuelle in seinen fulminanten Essays schon immer meisterhaft praktizierte: ein Nachdenken, das sich direkt unter den Augen des Publikums abzuspielen scheint. Das nämlich beherrscht Walser wie kaum ein anderer: diese Mischung aus scheinbar mündlicher Simultaneität, Authentizität und Spontaneität, die sich dem Leser aber doch als schriftlicher Text präsentiert, aus dem alle Spuren des Zufälligen eliminiert sind. Ein surrendes Denklaboratorium mit Guckloch für den Leser ist sein neuer Aufsatz.

Martin Walser brachte diesen Essay am 9. November des vergangenen Jahres an ein Goethe-Symposium nach Boston mit, zu dem ihn die Harvard-Universität eingeladen hatte. Diese Woche erscheint er in Buchform anlässlich seines 85. Geburtstags am 9. März. Und: Natürlich vereinigt dieser Aufsatz so etwas wie die Summe seines Nachdenkens, genauer: Er kreist noch unerbittlicher um die Themen, die sein Werk schon immer bestimmten. Er habe, sagt er an einer Stelle einmal selbstkritisch, sein Leben als Schriftsteller auch im Reizklima des Rechthabensmüssens verbracht und erleben müssen, dass die ablenkungsstärkste Art des Rechthabens die moralische sei. Die Passage birgt auf subtile Weise Selbstkritik und Anklage im gleichen Satz.

Walters Utopie

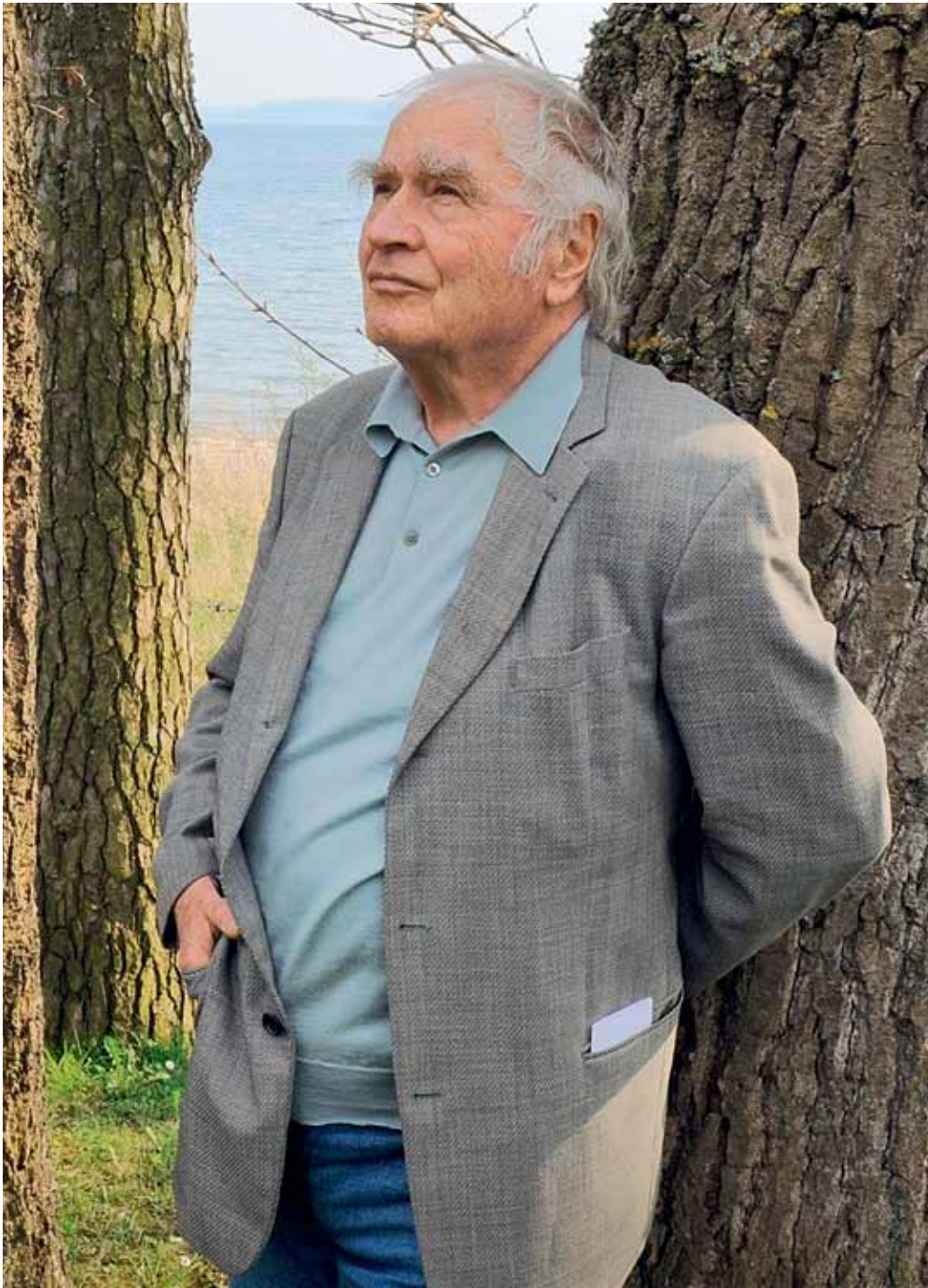
Aber Walser wäre nicht Walser, wenn er nicht einmal mehr auch in heiklem Gelände schwerelos auf Messers Schneide balancierte. Mit dem moralischen Zwang zum Rechthaben wolle man den Eindruck erwecken, man sei der bessere Mensch. Und «wer diesen Eindruck einmal hat von sich, dessen Gewissen ist domestiziert. In unseren heutigen Literaturen kommen Fälle von gravierendem Rechtfertigungsmangel nicht mehr vor. Recht zu haben

genügt zur Rechtfertigung.» Da sind denn doch eher wieder die anderen gemeint. Rechtfertigung nämlich, folgert Walser, werde im öffentlichen Diskurs umstandslos durch Rechthabenwollen ersetzt.

Das ist ganz Martin Walser. Seine Sprachmacht, mehr noch: der Sprachzauber und die Sprachartikulation, die er entfaltet, erlauben es ihm, sich aus allen Fallen der Selbstverstrickung zu retten. Zwar gilt – was er als Motto einmal formulierte – auch für diesen Aufsatz: «In dem, was ich sage, enthalten zu sein – dieses Bedürfnis habe ich. Das ist meine Utopie.» Er meint sich selbst also immer mit – auch im Zwang zum Rechthabenwollen. Aber nicht minder – die anderen! Referenzsystem seiner Argumentation sind ihm dabei bedeutende Schriftsteller der Weltliteratur. Kafka, Dostojewski, Thomas Mann, Robert Walser, Jean Paul treten als Zeugen auf. In ihren Werken glaubt er eine Tendenz zur Absage an diese Welt zu vernehmen. Diese grundsätzlich radikale Haltung komme in der heutigen Literatur kaum mehr vor. Seit langem gelte stattdessen die «Gesellschaftskritik»: «Und damit die Frage: Wer hat recht?»

Vom Zeitgeist zurechtgewiesen

Hören wir in diesem leicht drohenden Raunen nicht Anspielungen auf die Debatten, in die sich der rebellische Walser immer wieder verstrickte? Klingt hier nicht auch späte Rechtfertigung in eigener Sache mit? Nach Exkursen über Jean Ziegler und Joachim Gauck, die ihm leuchtende Exempel einer modernen Selbstgerechtigkeit sind, die sich unter der Maske der Wissensnot verbirgt, kommt Martin Walser langsam auf den Kern der Sache zu sprechen, der zugleich der verborgene Antrieb zu diesem neuen Buch gewesen sein wird. Viermal habe ihn der «Zeitgeist» scharf zurechtgewiesen. Erstens in den sechziger Jahren, als er sich dagegen wehrte, dass die Bundesrepublik dem amerikanischen Krieg in Vietnam Zustimmung lieferte. Dann in den siebziger Jahren, als er die Teilung Deutschlands ein «Katastrophenprodukt» nannte. Ende der neunziger Jahre, als er anlässlich seiner Paulskirchenrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels die «Instrumentalisierung von Auschwitz» beklagte und die Thematisierung des Holocaust als «Moralkeule» bezeichnete. Schliesslich 2002, als ihm die FAZ den Vorabdruck zu seinem Roman «Tod eines Kritikers» verweigerte mit dem Hinweis auf Antisemitismus.



Er meint sich selbst immer mit: Autor Walser.

Immer wieder nimmt Martin Walser versteckt oder ganz deutlich den Faden der Vergangenheit auf – und rechtfertigt sich. Ein Kommunist, zu dem man ihn stempeln wollte, könne er gar nicht gewesen sein, da er als gelernter Historiker die Geschichte nicht als Klassenkampf begreife. Ein Nationalist, zu dem ihn der Zeitgeist verdammt, als er für die deutsche Wiedervereinigung eintrat, könne er nicht sein, da er von Anfang an Leser gewesen sei und seine Vorbilder jene der Weltliteratur. Der Vorwurf des Antisemitismus ziele schon darum ins Leere, weil er 1964 im Auschwitz-Prozess in Frankfurt war und als wahrscheinlich Erster über diesen Prozess schrieb unter der Überschrift «Unser Auschwitz». 1979 habe er eine Ausstellung mit Zeichnungen von KZ-

Häftlingen eröffnet unter dem Titel «Auschwitz und kein Ende» und dabei von einer Zeitrechnung gesprochen, in der man nicht darüber diskutieren müsse, ob Verbrechen verjähren oder nicht.

Wie immer man Martin Walsers Rechtfertigungsdiskurs beurteilt: Intellektuelle Brillanz und die Fähigkeit, Denkklišees meisterhaft zu durchbrechen, kann man ihm nicht absprechen – genauso wenig wie eine fluoreszierende Unberechenbarkeit und die Meisterschaft, sich widersprechende Wahrheiten auf einen allzu eindeutigen Nenner zu bringen.

Martin Walser: Über Rechtfertigung, eine Versuchung. Rowohlt, 2012. 108 S., Fr. 21.90

Jazz

Der Virtuose und sein Ruinenbaumeister

Von Peter Rüedi

Diese CD wäre leicht zu übersehen als noch eine Hommage an eine verstorbene Grösse aus den Zeiten, als der Jazz noch der Jazz war und die Welt in Ordnung. War sie natürlich keineswegs. Auch die Melancholie von Bill Evans wuchs aus handfesten Widrigkeiten. Wenn er, tief über die Tastatur gebeugt, in verschatteten Akkorden das Land der Standards mit der Seele suchte und darüber seine Melodielinien zog, liess er alle Trio-Routine weit hinter sich.

Nun setzt Chick Corea zu einer Reverenz an den Grossmeister der diskreten Tinten an, und die ist mehr als ein neuer Aufguss der alten feinen Mischungen. Auch wenn seine Partner wie Alibis eines authentischen Bezugs scheinen. Eddie Gomez war während elf Jahren Bill Evans' Bassist, und Paul Motian war an der Erfindung des neuen Sounds überhaupt beteiligt, dem Evans-Trio der frühen sechziger Jahre. Motian, der damals erst begann, den Swing in einen freien, meist nur mehr spürbaren Puls aufzulösen, ist der Hauptverantwortliche dafür, dass diese Live-Aufnahmen aus dem «Blue Note» etwas anderes sind als noch eine Piano-Trio-CD. Er ist am 22. November letzten Jahres gestorben, aus einer Erinnerung an Bill Evans wird so unversehens eine an ihn. Chick Corea ist ein mit allen Wassern der pianistischen Technik gewaschener Champion der Geläufigkeit, Paul Motian war dagegen zeitlebens das Gegenteil eines Virtuosen: einer, der nur das Wesentliche spielte (das er allerdings wie Zufall aussehen liess). Der Drummer-Kollege Gerry Hemingway lüftete in einem Nachruf eines von dessen Geheimnissen: Die scheinbare Zufälligkeit sei dadurch entstanden, dass Motian den Beat auf dem Hi-Hat-Pedal hielt, aber unhörbar: «Hörbar wurden nur die komplexen, verzierten Synkopierungen. Das erweckte den Eindruck, als spiele er *out of time*.» Aus dem Gegensatz von Coreas (und Gomez') extravertierter Brillanz und Motians zuweilen an Monk erinnernder Ruinenbaumeisterei entsteht eine extrem produktive Spannung. (Die Titel sind fast alle mit Evans verbunden, von einigen Corea-Originals abgesehen.)



Chick Corea / Eddie Gomez / Paul Motian: Further Explorations. Concord Jazz CJA 33364-02

Top 10

Knorr's Liste

1	Hugo	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
2	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
3	The Girl with the Dragon Tattoo	★★★★☆
	Regie: David Fincher	
4	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
5	Headhunters	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
6	Tinker, Tailor, Soldier, Spy	★★★★☆
	Regie: Tomas Alfredson	
7	The Iron Lady	★★★★☆
	Regie: Phyllida Lloyd	
8	Young Adult	★★★★☆
	Regie: Jason Reitman	
9	The Artist	★★★★☆
	Regie: Michel Hazanavicius	
10	War Horse	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	

Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	36 295
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (-)	This Means War	19 913
	Regie: McG	
3 (-)	The Iron Lady	13 757
	Regie: Phyllida Lloyd	
4 (2)	Safe House	9 015
	Regie: Daniel Espinosa	
5 (-)	Eine wen iig, dr Dällebach Kari	8 107
	Regie: Xavier Koller	
6 (-)	Journey 2: The Mysterious Island	7 484
	Regie: Brad Peyton	
7 (7)	The Artist	6 112
	Regie: Michel Hazanavicius	
8 (3)	The Vow	6 003
	Regie: Michael Sucsy	
9 (-)	The Devil Inside	5 894
	Regie: William Brent Bell	
10 (4)	Hugo (3-D)	5 031
	Regie: Martin Scorsese	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Die drei Musketiere (Rainbow)
2 (2)	Johnny English (Universal)
3 (-)	Footloose (Rainbow)
4 (3)	Wie ausgewechselt (Universal)
5 (-)	Contagion (Warner)
6 (4)	Crazy Stupid Love (Warner)
7 (-)	One Way Trip (Ascot Elite)
8 (6)	Trespass (Ascot Elite)
9 (5)	Colombiana (Rainbow)
10 (-)	Der grosse Crash (Koch)

Quelle: Media Control



Schmutzige Jobs auf der ganzen Welt: Mallory Kane (Gina Carano).

Kino

Elegantes Chaos

Steven Soderberghs «Haywire» ist pures Bewegungskino der ganz besonderen Art.

Von Wolfram Knorr

Auf dem lauten und grellen Rummelplatz der Action-Filme und ihrer Macher ist er fast ein Fossil: Steven Soderbergh («Ocean's Eleven»). Mal greift er sich gegen alle Trends schwierige Stoffe wie «Solaris», mal sucht er den sicheren Hafen des Kommerzes («Traffic»), aber immer ohne Tamtam und Chichi. Souverän wie einer, der einfach das Medium liebt und seines Amtes waltet. Im heutigen Showbiz-Unwesen, sich im Intercity-Tempo gegenseitig mit immer schnelleren und dreisteren Action-Filmen zu übertrumpfen, bleibt er ein Aussenseiter mit altmodischem Stehvermögen; eine stille Autorität zwischen lauter Marktschreiern.

In seinem jüngsten Werk, «Haywire», Bewegungskino par excellence, beweist er es wieder auf beeindruckende Weise. Dem Titel entsprechend, ist die Story ein wildes Durcheinander. Mallory Kane führt weltweit schmutzige Jobs im Auftrag einer der Regierung unterstellten Privatfirma aus, und auf einmal sind die eigenen Kollegen hinter ihr her. Es ist das kurzweilige Spiel mit Unregelmässigkeiten, die als Essenz jedem Action-Film zugrunde liegen und die Spannung ausmachen – bei Soderbergh wird das Spiel zum reinen Chaos.

Während die Marketing-Tingeltangler der Action-Branche bedenkenlos mehr oder weniger ihre Games mit immer rasanteren Monta-

gen, Reisschwenks und anderen Tricks zu Show-Zugnummern aufblähen, legt Soderbergh jede Aktion auf die Goldwaage der Bewegungsabläufe und greift auf die Tugenden des klassischen Action-Kinos zurück, als die Kamera noch auf Distanz blieb und nicht ins Geschehen eingriff. Legendär die zehninütige Fecht-szene aus «Scaramouche» (1952) zwischen Stewart Granger und Mel Ferrer in einem vollbesetzten Theater. Regisseur George Sidney steigerte die physische Intensität, indem er die Szene musikalisch nicht unterfütterte.

Worum es geht? «Um Geld»

Soderbergh gelingt eine ähnliche Wirkung mit der Profi-Martial-Arts-Kämpferin Gina Carano in der Rolle Mallorys. Um die Tricks möglichst klein zu halten, suchte er als ihre Gegner Schauspieler mit Kampfsportenerfahrung. In Michael Fassbender, Channing Tatum und Ewan McGregor, die Mallory killen sollen, fand Soderbergh die dafür idealen *bad guys*. Die Fights mit ihnen und ihre Stunts sind von hoher physischer Präsenz. Ein solch eleganter und distanzierter Action-Film war schon lange nicht mehr zu sehen, auch wenn die Story ein sprichwörtliches Chaos ist. Als Begründung reicht die Antwort von Ewan McGregor auf die Frage, warum es denn gehe: «Um Geld.»

Wenn Mallory über die Dächer von Dublin turnt, verfolgt von der Polizei – ein elegant in Szene gesetzter Höhepunkt –, erinnert Gina Carano an die wieselflinken Action-Kreationen Modesty Blaise, aus der Feder von Peter O'Donnell, und Judex von Louis Feuillade. ★★★★★

John Carter — Exakt vor hundert Jahren erfand Edgar Rice Burroughs (1875–1950) nicht nur den weltberühmten Tarzan, sondern auch John Carter, den Mann auf dem Mars. Der Held der Romane, die zunächst in Pulp-Magazinen erschienen, war in Europa allerdings weniger populär als in den USA. Schon in den Dreissigern wurde versucht, die Mars-Abenteuer zu verfilmen. Auch Trickkünstler Ray Harryhausen («Earth vs. the Flying Saucers», 1956) scheiterte, wie alle folgenden, an der Technologie. Dafür bediente man sich wie George Lucas («Star Wars») aus dem Carter-Fundus. Und weil die Technologie endlich imstande ist, die wildesten Bizarrerien überzeugend umzusetzen, hat Disney für 250 Millionen Dollar (!) nun einen von elf Carter-Romanen verfilmt («Die Prinzessin vom Mars») – und erst noch in 3-D. Auch wenn sie gelegentlich ein wenig durchhängt, macht die Story um den mehr oder weniger unfreiwilligen Mars-Besucher durchaus Spass. Auf dem Planeten ist die Schwerkraft eine andere, weshalb Carter zu grossen Sprüngen fähig



Mars-Abenteurer: John Carter (Taylor Kitsch).

Fragen Sie Knorr

«The Artist» erhielt einen Haufen Golden Globes, Césars, Oscars und wahrscheinlich noch andere Preise. Nur weil der Film stumm ist? Geht das noch mit rechten Dingen zu? P.L., St. Gallen



Keine Ahnung. Aber es könnte ein toller, erfolgversprechender Trend daraus werden. Deshalb wäre es durchaus denkbar, dass im nächsten Jahr ein Daumenkino, das sofort entzückt, ausgezeichnet und mit Preisen überhäuft wird, weil es die Ur-Form be-

ist. Er war nicht nur der erste Superman, auch die grünen Mars-Bewohner gehen auf Burroughs zurück. Einziges Handicap: Weil der Roman jetzt erst verfilmt wurde, könnten manche «Star Wars»-Fans glauben, da wurde bei Lucas abgekupfert. Es ist umgekehrt. ★★★☆☆

Shame — Porträt eines Sexsüchtigen, von Michael Fassbender so exzellent gespielt, dass er dafür im vergangenen Jahr in Venedig mit dem Darstellerpreis ausgezeichnet wurde. Regisseur Steve McQueen («Hunger») lotet mit seinem eleganten und eiskalten Film die Abgründe des Sexmaniacs gnadenlos aus. Ein böser Verwandter von Bret Easton Ellis' «American Psycho». ★★★☆☆



Abgründe des Sexmaniacs: «Shame».

Le moine — Der Literaturklassiker der schwarzen Romantik, 1796 veröffentlicht, erzählt vom strenggläubigen Mönch Ambrosio, der der Sünde verfällt. 1960 wollte Luis Buñuel («Belle de jour») «The Monk» von Matthew G. Lewis verfilmen. 1972 realisierte der Grieche Adonis Kyrou mit Franco Nero als Ambrosio eine erste Version. Dominik Molls («Lemming») Neuverfilmung mit Vincent Cassel ist um einiges ambitionierter, aber auch steriler. Moll lässt leider die Schauer-Ästhetik und die Stimmung der Vorlage vermissen, die Glaubenskonflikte wirken zu gespreizt. ★★★☆☆

wegter Bilder überhaupt ist. Das Daumenkino ist nicht nur stumm, sondern darüber hinaus der älteste Beleg für die Trägheit des Auges. Branche und Medien werden das hymnisch als zauberhafte Liebeserklärung an unsere trägen Augen würdigen, die Bewegungen wahrnehmen, wo es gar keine Bewegung gibt. Mit diesem Elementar-Trick hat man Wahrheiten über die Menschen erzählt. Heute reicht der Trick.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Sitzen bleiben!

Von Peter Keller

Sie ist wieder eröffnet: die Jagd nach den Grössten Schweizer Talenten. Wobei die selbsternannten Talente sozusagen selber vor die Flinte kriechen beispielsweise vor die Kameralinse. Jetzt müsste man nur noch abdrücken. Dafür wäre die Jury da, zusammengesetzt aus DJ Bobo, Ex-Miss-Schweiz Christa Rigozzi und dem Moderator Roman Kilchsperger: der Star, die Schöne und der Schnori.

Die Mischung würde also stimmen – und auch die Versuchsordnung. Denn diese Casting-Show lebt schliesslich von jenen Kandidaten, die nicht durch besonderes Talent, sondern durch besondere Selbstüberschätzung glänzen. Im deutschen Privatsender ist in solchen Fällen Scharfrichter Bohlen zur Stelle. Er räumt die Bühne gnadenlos frei für die wirklichen Talente – oder jene, die er dafür hält.

In der Konsens-Schweiz sind solche Hinrichtungen eher verpönt, und das ist gar nicht so schlecht. Aber müssen wir gleich ins andere Extrem kippen und jede Darbietung, die vielleicht an einem bunten (bierseligen) Abend im Skilager durchgeht, ins Himmelreich loben? In der laufenden Staffel von «Die grössten Schweizer Talente» greift eine neue Seuche um sich: die Standing Ovation. Kommt ein Sandmaler nach vorne und sträuselt eine kitschige Geschichte zusammen – das Publikum steht auf und klatscht sich die Hände wund. Hüpfen ein paar Agglo-Kids von links nach rechts – Standing Ovations. Ein bisschen Singen für den Weltfrieden – die Leute erheben sich und jubeln.

«Das ist natürlich das Schönste für uns Jury-Mitglieder, dass die Leute auf der Bühne so gut sind, dass das Publikum aufsteht und klatscht», sagt DJ Bobo. Leider steht das Publikum auch auf, wenn die Leute auf der Bühne nicht so gut sind. Einfach so. Aus Gewohnheit. Oder aus Höflichkeit.

In der Antike war die *ovatio* mit definierten Leistungen verknüpft. Wer einen mittleren Feldzug gewonnen hatte, durfte auf eine «stürmische bis feierliche Huldigung» mit Myrtenkranz hoffen. Der Triumphzug mit Lorbeerkranz blieb den ganz grossen Siegern vorbehalten. So muss es sein. Für das Mittelmass und von da an abwärts heisst die Devise: Sitzen bleiben!

«Die grössten Schweizer Talente»:
jeweils am Samstag um 20.10 Uhr auf SF 1

Frauen-Krankheit Esoterik

Studien zufolge sind Frauen deutlich abergläubischer als Männer. Wir haben die These in der Wirklichkeit überprüft. Von Gion Mathias Cavelty (Text) und Sophie Stieger (Bilder)

Der Augenschein an der Esoterikmesse «Lebenskraft» im Zürcher Kongresshaus liefert zunächst keine Antwort. Denn die Geschlechtszugehörigkeit ist bei den Akteuren oft nicht ganz eindeutig. Es ist ja gerade ein Schwerpunkt esoterischer Lehren, den Frauenanteil im Mann zu vergrössern. Zu wie viel Prozent ist zum Beispiel Mike Shiva Mann, zu wie viel Prozent Frau? Wer vermöchte das schon zu sagen. Feststellen lässt sich immerhin, dass viele junge, geradezu überirdisch attraktive Besucherinnen ihren Weg an die Esoterikmesse gefunden haben (häufig im Schlepptau ihrer Mutter). Ach – hätte man doch selbst eine Sekte.

Welche Themen liegen heuer im Trend? Sind Schutzengel noch en vogue, oder gammeln sie zum Schleuderpreis in der Ramschkiste vor sich hin?

Nun: Die eigene Göttlichkeit zu entdecken, ist absolut hip, dann die künstlerische Beschäftigung mit Kornkreisen sowie das Phänomen «Lichtkörper» (allein am Samstag werden fünf Lichtkörper-Workshops angeboten – man kriegt also wirklich die totale Lichtkörper-Vollbedienung).

«Wasser, das schwingt wie Du»

An den Ständen zu kaufen gibt es unter anderem das wundersame «Wasser, das schwingt wie Du», mit kosmischer Energie imprägnierte Teddybären, die Zeitschrift *Glückspost* und vieles weitere mehr. Hin und wieder schwingt ein halbnackter Indianer seine Rasseln. Ansonsten könnte man sich von der Atmosphäre her auch an einer Haushaltswarenmesse befinden.

Ein Stand mit speziell für Männer bestimmten Utensilien oder Fachbüchern ist nirgends auszumachen. Wird die Kraft des männlichen Gliedes böswillig unterdrückt? Es gäbe doch gewiss etliche esoterische Anwendungsmöglichkeiten dafür – als Wünschelrute, als Elementarwesen-Detektor (etwa zum Aufspüren von unter irgendwelchem Wurzelwerk hockenden Zwergen oder sich auf Lilienblüten sonnenden Elfen) oder als Antenne, mit der sich aus den Fixsternen stammende Wellen empfangen lassen.



Wie an einer Haushaltswarenmesse: Indianer.



Kontakt zu den Engeln: Pendel.

An der Auftaktveranstaltung der Messe im Kammermusiksaal beantworteten drei Medien die drängendsten Fragen aus der Zuhörerschaft – diese setzt sich aus ungefähr 130 Frauen und 20 Männern zusammen, was ungefähr das Geschlechterverhältnis im Gesamtpublikum widerspiegeln dürfte (die Messeverantwortlichen sprechen allerdings von einem Verhältnis 60 zu 40 respektive 70 zu 30; es kommt darauf an, mit wem man sich unterhält). Die Fragen stammen jedenfalls ausschliesslich von Frauen.

Eine davon befürchtet, dass ihr Bruder seit einiger Zeit von einer bösen Seele besessen sei – was sie jetzt bloss tun solle? Eine andere glaubt, seit einem halben Jahr mit Engeln im Kontakt zu stehen – ob diese echt oder nur eine Einbildung seien? «Gibt es mit Mann zusammen Leben oder Scheidung?», will eine Frau mit russischem Akzent wissen. «Ich möchte im September ein Zentrum des Lichtes im Schwarzwald eröffnen – worauf muss ich achten?», meldet sich eine Barbara zu Wort (und worauf müsste der Papst achten, wenn er eine Herrenboutique in Wuppertal eröffnen



«Leben oder Scheidung?»: Tarot-Sitzung.

wollte? – Moment, das war eine andere Geschichte).

Die Antworten der Medien als brauchbare Hilfe zu bezeichnen, wäre ein Witz. Phrasen wie «Stellen Sie sich vor, in Ihrem Herzen sitzt ein Gotteseinwohner auf einem Thron und hält einen Lichtstrahler in der Hand – so wird das Leben leichter für Sie» sind typisch. Bemerkenswert dennoch die Antwort auf die Frage

«Färbet euch jeden Tag die Haare! Heute blau – morgen rot – übermorgen violett!»

von Zuschauerin Cécile («Meine jetzige Wohnsituation ist unbefriedigend. Finde ich bald eine schönere Wohnung in Zürich?»): «Hier neuen Wohnraum zu finden, ist nicht einfach.» Fürwahr ein grossartiges Medium!

Unmittelbar im Anschluss folgt der wahrhaftige Höhepunkt der «Lebenskraft 2012»: Ein 30 000 Jahre alter Kristalltotenkopf namens Corazon de Luz will sämtlichen Interessierten eine Audienz gewähren und unter an-



Kosmische Energie: imprägnierte Plüschtiere.



Universum spricht: Esoterik-Star Karin Tag.

derem zum Thema «Weltuntergang 2012» Stellung beziehen (für 50 Franken Eintrittsgeld, notabene).

Auf einem Liegestuhl auf der Bühne hat es sich eine mollige Dame mit blonder Dauerwelle bequem gemacht, in ihrem Schoss hält sie in der Tat einen milchig-durchsichtigen Schädel. Ein Blick ins Programmheft klärt auf: Es ist Karin Tag aus Frankfurt, einer der momentan gefragtesten Stars der Esoterikszene. Den Kristallschädel will sie vor zehn Jahren von peruanischen Schamanen anvertraut bekommen haben.

Frau Tag – oder ganz genau gesagt: Frau Prof. h. c. Dr. h. c. holistic sciences (USA) Tag – ist nach ihren eigenen Angaben Gründerin und Vorsteherin des Council of World Elders, «sozusagen des Bundes der weltbesten Schamanen» (also nicht zu verwechseln mit dem Bund der zweitbesten Schamanen oder gar dem Bund der drittschlechtesten Schamanen der Welt).

«Karin Tag wird nun einen Engel channeln, der mit Corazon de Luz verbunden ist», verkündet die Moderatorin der Séance. «Dazu

wird sie ihren Körper verlassen. Bitte absolute Ruhe im Saal. Und keine Foto- und Filmaufnahmen, das könnte den Aus- und Wiedereintritt in den Körper gefährden.»

Schlagartig ist es still im Raum. Frau Tag schliesst die Augen. Plötzlich zuckt ihr Gesicht. Ein schriller Kiekser entfährt ihrem Mund. Dann beginnt sie mit ihrer grotesken, affektiert-salbungsvollen Stimme (angeblich ja nicht ihre eigene Stimme, sondern diejenige des Schädels – oder die des gechannelten Engels? So klar ist das nicht) in der ersten Person Plural zu monologisieren, ohne Punkt und Komma: «Wir grüssen im Namen der Heiligkeit Gottes und seiner Allgegenwart wir grüssen im Namen des Lichts der Wahrhaftigkeit des ewig leuchtenden Quells des wahrhaften Allbewusstseins...»

Prächtiges Modell mit Pfauenfedern

Anderthalb Stunden geht das nun so. Das Publikum lauscht andächtig.

«Oh ihr gottgeliebten Kinder!», setzt Frau Tag zu einer besonders ergreifenden Passage an und zwinkert dazu unnatürlich mit den

Augen «Wir sagen euch: Eure Lebensaufgabe besteht darin, der Schöpfung Huldigkeit zu erweisen. Singet! Tanzt! Pflanzet Blumen! Oder färbet euch jeden Tag die Haare in einer anderen Farbe! Heute blau – morgen rot – übermorgen violett. Ihr seid die perfektesten Körperlichkeiten, die es je gegeben hat. Liegt das in eurem Verstehen?»

Wissendes Nicken im Publikum. Eingeweihetes Kichern.

Der Nicht-so-Eingeweihte fragt sich derweil, wo Corazon de Luz wohl die Nacht verbringt. In einer Einzelsuite im «Baur au Lac»? Oder in der Handtasche von Frau Tag? Ein prächtiges Modell übrigens, mit Pfauenfedern drauf.

Kein Weltuntergang im Jahr 2012

Wie aus heiterem Himmel überkommen den Nicht-so-Eingeweihten zwei Erkenntnisse. Erstens: Kliby und Caroline können nach der Show von Karin und Corazon ein für alle Mal einpacken. Zweitens: Man kann zwar durchaus vom «Esoterikopfer Frau» sprechen – aber gleichzeitig ist auch zutreffend: «Esoteriktäterin Frau». Zur Untermauerung dieser These ein kurzer Auszug aus dem Programm der darauffolgenden Tage:

– «Das Universum spricht», Vortrag von (was für eine Überraschung!) Karin Tag, für den sie «die neusten Erkenntnisse aus der Atlantischen Kristallbibliothek» zu präsentieren verspricht. Kristallbuchpreisbindung ja – Kristallbuchpreisbindung nein – Kristallbuchpreisbindung piepegal? Man darf gespannt sein.

– «Die MQT 1 May Matrix Quanten Transformation» (ey, klingt ja total wissenschaftlich!) von Dorothea May. Versprochen werden unter anderem «effektiv heilende Prozesse, auch für Gegenstände».

– «Tanz dich ganz!», Workshop von Ladina Kindschi. – «Kontakt zu Verstorbenen», Live-Demonstration von Martina Camenzind und Silvia Hollenstein.

– «Die geistige Wirbelsäulenbegradigung und der Vergebungsklick», Kurzworkshop von Rowenna Steinmann (30 Franken muss übrigens abdrücken, wer den Vergebungsklick haben will).

Ganz zum Schluss noch dies: 2012 wird die Welt *nicht* untergehen, diesbezüglich herrscht offenbar Konsens unter den Esoterikern. Auf dass sie die Menschheit auch an der «Lebenskraft 2013» wieder tüchtig be... äh, beglücken können.

Gion Mathias Cavetty, 37, ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich. Demnächst erscheint sein erstes Kinderbuch «Nemorino und das Bündel des Narren» www.nichtleser.com.

Cinecittà-Monument in Zürich

«Don Carlo»-Premiere: zwei Ex-Beauty-Queens in der Loge und eine Präsidentin, die sich vordrängt. *Von Hildegard Schwaninger*



Kleiner Raum für die Privatsphäre: Sophia Loren (M.), Sohn Carlo Ponti jr., Nancy Mehta in Zürich.

Premieren am Zürcher Opernhaus sind ein gesellschaftliches Ereignis. Die «Don Carlo»-Premiere wurde zum Highlight durch zwei prächtige Frauen, die mit ihrer Präsenz Parkettloge sieben rechts füllten. **Sophia Loren**, die Titanin des italienischen Films, und **Nancy Mehta**, die Frau des Dirigenten **Zubin Mehta**, der das Orchester leitete. Zwei Schönheiten aus dem vergangenen Jahrhundert, Sexbomben ausser Dienst. Sophia Loren sah aus wie auf den Fotos: *big hair*, getönte Brille, das Gesicht markant, stattlich im langen schwarzen Kleid mit Décolleté, darüber ein rosa Schwanenfedern-Bolero. Nancy Mehta, ganz in Rosa und mit blonder Mähne, war auch Schauspielerinnen und multiple Schönheitskönigin (acht Mal) in ihrer Heimat USA. Sie thronten da – Ansporn für alle Frauen, dass man erstaunlich aussehen kann, auch wenn man nicht mehr 25 ist.

Hausherr **Alexander Pereira** betrat, ehe der Vorhang sich hob, kurz die Loge der Damen, um sie formvollendet zu begrüssen. Dann ging es im Sprinttempo hinunter, vor den Vorhang, wo er dem Publikum mitteilte, dass praktisch alle Protagonisten indisponiert seien. Ausser **Alfred Muff**, der Grossinquisitor, und **Massimo Cavalletti**, der als Marchese di Posa dann auch brillierte.

In der Pause verliessen die Damen ihre Loge nicht. **Matthias von Bausznern**, rechte Hand

des Intendanten, brachte ihnen ein Glas Champagner. Sophia Loren zog den Spiegel aus ihrer Clutch und puderte sich die Nase.

Nach jeder Premiere findet eine Premierenfeier statt. Es gibt ein grosszügiges Buffet, zum Werk passend (nach einer deutschen Oper Spätzle, nach einer italienischen Ravioli).

Sophia Loren kam mit Nancy Mehta an die Premierenfeier. Damit ihre *privacy* nicht verletzt wird, wurde auf der Bühne ein kleiner Raum mit Wänden abgetrennt, wo sie mit Mehta (der hatte leider einen Hexenschuss) an



Formvollendete Begrüssung: Hausherr Pereira.

einem runden Tisch sass. Mit Sponsor **René Braginsky** und (im roten Kleid) **Margarita Dreyfus**, der schönen, immer etwas entrückt wirkenden Witwe von **Robert Louis Dreyfus**.

Pereira ist Intendant der Salzburger Festspiele (bis Juli in Doppelfunktion mit Zürich), und so war eine Delegation aus Österreich da. Allen voran **Helga Rabl-Stadler**, die Präsidentin der Salzburger Festspiele. Auf dem Weg zur Premierenfeier bildet sich immer eine lange Schlange. Rabl-Stadler erblickte die Schlange, preschte entschlossen vor, den österreichischen Bundeskanzler **Wolfgang Schüssel** im Schlepptau. Dabei überholte die Vordrängerin Leute, die auch nicht Niemande sind: die österreichische **Erzherzogin Ludmila von Kyburg-Habsburg**, in Begleitung von Bankier **Michael Berger-Sandhofer** und **Nessrin Gräfin zu Königsegg** (Schwiegermutter von **Yela Esterhazy**).

Der Fotograf **Walter Pfeiffer**, der zuletzt mit dem Fogal-Katalog Aufsehen erregt hatte, hatte wieder einmal seine grosse Stunde in Bern. Er war Star einer Ausstellung, welche die zwei Gestalterinnen **Chantal Meng** und **Juliane Wolski** (beide jung und erfolgreich) für ihn organisiert hatten. In der *off-space*-Galerie Grand Palais zeigten sie eine Rieseninstallation von Walter Pfeiffer, dazu gab es Sound der jungen Band **Zigitros**, für die Pfeiffer ein CD-Cover malte. Das Grand Palais, eine ehemalige Zughaltestelle unterhalb der Kunsthalle, die mit «Cocktail & Dreams» (so heisst das Kunstwerk) ihr fünfjähriges Jubiläum feiert, war gefüllt mit gut durchmischem Publi-



«Schon kommen sie gar nicht»: Fotograf Pfeiffer.

kum. Jung und Alt. Von Kunst- und Stil-Publizistin **Michelle Nicol**, Pfeiffers guter Freundin, bis **Max Wiener**, dem unermüdlchen Mitkämpfer in der *gay community*. Pfeiffer, ganz in Grün, vermisste ein paar «Freunde»: «Die sagen zu, dann haben sie einen Schnupfen oder wollen nicht allein kommen, und schon kommen sie gar nicht.»

Korrigenda: **Cornelia Bodmer**, die Schwiegermutter von **Marcel Ospel**, war Gemeindepräsidentin von Zollikon. Nicht Gemeinderätin von Zollikerberg, wie in der letzten *Weltwoche* angegeben. Wir bitten um Entschuldigung.

Im Internet

www.schwanagerpost.com



Mein Kniefall

Unser Kolumnist lernt im Ausland, wer neue halbfette Namen sind. Retour in Zürich, produziert er Titelseitenstoff.
Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Mailand, im «10 Corso Como» fand ein Anlass statt von Franca Sozzani und Anders Warming für Ilaria Venturini Fendi. Das waren viele Namen gedroppt, deshalb *l'un après l'autre*, wie man in einer anderen Modestadt sagt. «10 Corso Como» ist ein Geschäft, in dem es Kleider, Accessoires und Einrichtungsgegenstände gibt, ausserdem eine Galerie sowie einen Bücher- und Compact-Discs-Laden. Franca ist verantwortlich für *Vogue Italia* (wir arbeiten gelegentlich zusammen), Anders Warming ist Designchef von Mini, und Ilaria Fendi entwirft Taschen et cetera; früher tat sie es für das Unternehmen, das ihrer Familie gehörte, heute für ihre Marke mit Namen Carmina Campus. Die «Capsule Collection» von fünfzig Einzelstücken stellte sie her aus Teilen des neuen Mini Roadster (Sitzbezüge, Haltegriffe und so weiter), die nicht in Serie gingen; «up-cycling», sagt man dem (MvH war Gast von Mini).

Zwei Beobachtungen (davon eine neu in dieser Spalte): Leute, die im World Wide Web über Mode et cetera schreiben, nicht für eine Zeitschrift, sondern einfach so, sind mittlerweile wichtig, so sieht es aus. Unter den Eingeladenen waren einige Frauen, die mir das Mädchen von der Public-Relations-Agentur als «famous fashion blogger» vorstellte (etwa Saskia Verhagen von *The Clothes Whisperer* oder Nunzia Garoffolo, *Fashion Beyond Fashion*), Mischformen gibt es ebenfalls – J.J. Martin ist *Italy editor at large* von *Wallpaper* (einem Magazin, bei dem ich einmal eine fast so *grand* daher kommende Funktionsbezeichnung hatte,

«Contributing Editor / Switzerland Correspondent») plus Mitarbeiterin des *T Magazine*-Blogs der *New York Times*. Zudem, Frauen in Mailand, die ausgehen, machen sich zurecht: Haare gewaschen, Gesicht geschminkt, Kleidung gewählt für den Anlass beziehungsweise, um gut auszusehen, Schuhe dito und nicht, weil sie auch zum Fahrradfahren gehen (das war die nicht neue Beobachtung). Man nennt das, was ich gerade gemacht habe, «Leserinnen vor den Kopf stossen». Ich weiss. Und beabsichtige es nicht, im Grunde (doch wer zur Mehrheit Bestätigung sucht, hört Bryan Adams und liest nicht MvH, denke ich).

Ausserdem begegnete mir Carla Sozzani, Francas Schwester, der ich sagte, ich fände ihr Geschäft mit Namen «10 Corso Como» das beste Geschäft *worldwide*. Sie erwiderte, sie führe bloss einen kleinen Laden, ich dagegen habe einen grossen Job ... Das ist nicht so, natürlich, aber man hört es gerne, nicht wahr? Gianluca Cantaro, Redaktionsleiter von *L'Uomo Vogue*, fragte ich, wen er auf dem nächsten Cover habe (Uma Thurman, fotografiert von Bruce Weber). Er fragte, zum Glück, nicht, wen ich auf dem nächsten Cover der «Stil»-Ausgabe habe (keine Schauspielerin, sondern ein Model ohne halbfetten Namen – vom Entwurf her das Sed-Karten-Gegenstück zu «Heisses Girl an Party» in den *credits* eines Films).

Zur Vergabe der Swiss Music Awards in Zürich. Zwei Headlines nur (ist bereits fast eine Woche her): 77 Bombay Street, eine Gruppe, die aus vier Brüdern aus Graubünden besteht, waren am erfolgreichsten (Gewinner «Best Hit National» für «Up in the Sky» sowie Gewinner «Best Album Pop/Rock National»). Und MvHs Platz befand sich in der letzten Reihe, obwohl er bisher immer (inklusive dieses Mal) schrieb, dass er den Anlass möge und gut finde (wenigstens sass Bernadette «Börni» Höhn, eine ehemalige Musik-Castingshow-Teilnehmerin, zwei Plätze daneben).

Zum Schluss News von dem Event: An der Aftershowparty bat ich Marco «Bligg» Bliggendorfer, sich mit mir fotografieren zu lassen (für die Online-Ausgabe meiner Kolumne – Markvanhuisseling.ch). Er ging dann auf die Knie vor mir, um meine Hosenbeine (eng an den Unterschenkeln, von Ralph Lauren) runterzuziehen bis auf meine *Chelsea boots*. Als er wieder stand (auf einem Stuhl neben mir) fotografierte uns einer. Sonst passierte nichts. Ich finde es in Ordnung, das man hier Achtung hat vor dem Leben respektive Tun berühmter Leute. Bloss muss man sich das einmal vorstellen, auf ausländische Verhältnisse übertragen: Eminem (oder Kanye West) kniet vor Gay Talese (oder Bob Colacello), um an dessen Hose zu ziehen. Das Bild, denke ich, wäre *frontpage*-Material. Einverstanden, «Bligg», den ich gut finde und mit dem ich ein bisschen bekannt bin, ist möglicherweise nicht ganz zu vergleichen mit Eminem (oder Kanye West).

Gesellschaft

Schleckmäuler

Von Beatrice Schlag — Die Begleiterscheinungen des gesicherten Daseins.

An den Reichen stört einen vor allem, dass sie Geld haben. Aber auch, dass ein Porsche Cayenne viel seltener hält, wenn man am Fussgängerstreifen wartet als, sagen wir, ein Opel Corsa. Dies ist irgendwo im Hinterkopf gespeichert und man denkt «reiche Arschgeige», wenn der Cayenne an einem vorbeibrettert. Während einem selten «netter Millionär» durch den Kopf schiesst, wenn ein Bentley am Zebrastreifen hält. Man tut das bei sich selbst als Futterneid ab. Denn wer weiss schon, ob das mit den unfreundlichen Fahrern in dicken Autos stimmt oder nur ein Klischee im eigenen Kopf ist?



Es stimmt, sagt jetzt eine Studie aus dem kalifornischen Berkeley, die den Zusammenhang zwischen Wohlstand und sozialem Verhalten untersuchte. Je teurer das Auto, desto rücksichtsloser der Fahrer, wenn es um Fussgänger- und andere Vortrittsregeln geht. Okay, Vorurteil gestützt.

Es gab in der Studie aber auch unerwartetere Ergebnisse. Was macht man, wenn einem die Kassiererin im Supermarkt zu viel Geld herausgibt? Die meisten müssten wohl zugeben, dass sie mit ihrem Gewissen ringen, unabhängig vom Kontostand. Aber am schnellsten steckten in der Untersuchung diejenigen das Geld ein, die eh schon viel davon haben. Ebenso versuchen Reiche beim Zocken eher zu flunkern als weniger Reiche. Die Teilnehmer wurden für ein Computer-Würfelspiel einzeln vor Bildschirme gesetzt und mussten angeben, wie viel Punkte sie mit fünf Würfeln erzielt hatten. Dem Gewinner winkte ein Bargeldpreis. Was die Spieler nicht wussten: Die Spiele waren getürkt. Mehr als zwölf Punkte waren nicht zu machen. Am häufigsten logen bei der Angabe der Punktezahl die Vermögendsten.

Und dann war da noch die Bonbonstudie. In dem Labor, wo sie stattfand, stand ein Glas mit Bonbons. Die seien für Kinder, die hier getestet würden, wurde den Teilnehmern gesagt, aber sie könnten ruhig eins oder zwei nehmen. Wer frass den Kindern unbekümmert die Bonbons weg? Genau.

«Die Oberschicht hat ein positiveres Verhältnis zu Gier», folgerte der Studienleiter. So kann man es auch ausdrücken.

Kapitän und Leichtmatrosin

Von Jürg Zbinden

1 — Das Modelabel, das – in leichter Abwandlung – den Namen eines grossen Entdeckers trägt, ist mit einem Markenumsatz von 370 Millionen Euro nach Abschluss des Geschäftsjahres 2010/11 ein Global Player. Das Kerngeschäft der in rund zwanzig Ländern vertretenen Marke besteht aus der Verwendung natürlicher Materialien in Kombination mit einem modernen, lässigen Design. Die Kapselkollektion «10 Pieces – 10 Days» wird nur für kurze Zeit, nämlich 10 Tage lang (ab 9. März), in den Marc-O’Polo-Stores in Zürich und Basel sowie online unter www.marc-o-polo.com erhältlich sein. Die grobe Sommerstrickjacke aus hochwertigem Florgarn in der Farbe Panna cotta hält den jungen Seemann schön warm, wenn sich die Sonne langsam zurückzieht. Das Material: 100 Prozent Baumwolle. Der Preis: Fr. 229.–.



1

2 — Das Duftprofil von «Miss Dior» war 1947 das olfaktorische Pendant zum revolutionären New Look. Bei der jüngsten Variation steigt aus der strengen Grafik eine Wolke sanfter Jasminblüten auf. Der edle und anspruchsvolle Chypre-Duft kombiniert blumige, herb-frische und holzige Noten, verkörpert wird er von Natalie Portman. Erhältlich ab 5. März als Eau Fraîche (50 ml = Fr. 99.–) oder als Eau de Parfum (50 ml = Fr. 129.50).



2

3 — Was dem jungen Seemann recht ist, ist der Leichtmatrosin billig. Die sportliche Blondine präsentiert sich im Dress «Iconic Stripes», einem Baumwollkleid aus sehr hochwertigem High-Twist-Heavy-Jersey (100 Prozent Baumwolle), wiederum aus der Kollektion «10 Pieces – 10 Days» von Marc O’Polo. Ab 9. März erhältlich in den Stores in Zürich oder Basel, nur während 10 Tagen, oder unter www.marc-o-polo.com für Fr. 369.–.



3

4 — Der handgenähte Sommer-Mokassin «Helvesko Navy» im Bootschuh-Stil ist ein waschechtes Schweizer Produkt. Tipp: Beim ersten Mal die Lederschnürung einstellen und danach nur noch hineinschlüpfen. Aus strapazierfähigem Nappaleder oder in Velours-/Nappaleder-Kombination. Mit Anti-rutscheinsatz in der Ferse und gepolstertem Lederfussbett. Retro-Sohle aus Leicht-TPU-Material, mit Luftpolstern, abriebfest, federnd und mit rutschhemmendem Noppenprofil. Grösse 35–45, zu Fr. 239.–. Bezug über www.integra-ag.ch oder in einem von vierzehn Schweizer Fachgeschäften.



4

Hallihallo

Von *Andreas Thiel* — Andreas Thiel hat sich gefragt, wie es wohl Moritz Leuenberger geht und ihn zwecks Nachfrage auch gleich angerufen.

Moritz: Ja? Leuenberger. Wer ruft an?

Andreas: Hallo Moritz!

Moritz: Waaaah!

Andreas: Aber ich bin es doch nur ...

Moritz: Ja, genau! Sie schreiben immer so schlecht über mich.

Andreas: Jetzt habe ich aber schon lange nicht mehr über Sie geschrieben.

Moritz: Und deswegen haben Sie gedacht, es wäre wieder mal an der Zeit...

Andreas: Wo denken Sie hin?! Ich stehe hier nur gerade auf der A1 im Stau. Und da musste ich spontan an Sie denken. Ich habe mich gefragt, wie es dem alten Moritz wohl so geht in seiner Villa am Zürichberg, ob er seine Pension von 220 000 Franken genießt oder ob er die Dienstlimousinen mit Chauffeur vermisst oder den Helikopter, und da habe ich gedacht, ich rufe ihn am besten gleich mal an.

Moritz: Aber es ist mitten in der Nacht und zudem noch Sonntag.

Andreas: Ja, und trotzdem ist auf der A1 Stau. Ist das nicht sonderbar?

Moritz: Der Verkehr auf ihrer Strasse interessiert mich nicht!

Andreas: Das habe ich mir fast gedacht, dass Sie sich eigentlich gar nie für den Strassenverkehr interessiert haben. Interessieren Sie sich für Sexboxen?

Moritz: Wie? Was ist das?

Andreas: Naja, das hat zwar auch mit dem Strassenverkehr zu tun, ist aber lustiger. Der Strassenstrich in Zürich soll ja in Sexboxen stattfinden, welche neben eine Asylunterkunft gestellt werden. Da wollte ich Sie fragen, ob Sie nicht auch der Meinung sind, man könnte in die Sexboxen auch gleich noch ein Alkoholikerheim mit angeschlossener Jugendstrafanstalt integrieren, eine psychiatrische Klinik, ein Pfadheim und eine Notschlafstelle daneben stellen und vielleicht auch noch ein Fixerstübli, eine grosse Mauer drum herum ziehen und über der Einfahrt eine blinkende Leuchtschrift anbringen, wo drauf steht: «Disneyland».

Moritz: Disneyland?

Andreas: Ja, oder Zoo.

Moritz: Wieso Zoo?

Andreas: Ach, das war nur so eine Idee. Jedenfalls wollte ich Sie fragen, ob wir im Garten ihrer Villa nicht vielleicht auch ein paar Sexboxen aufstellen dürften, damit die Freier vom Zürichberg nicht so weit fahren müssen, weil das ist nicht gut für die Umwelt.



Moritz: Ich möchte nicht mit Ihnen über Politik sprechen. Ich will gar nicht mit Ihnen sprechen.

Andreas: Warum legen Sie denn nicht einfach auf?

Moritz: Das kann ich nicht, solange Sie den Text für uns beide schreiben!

Andreas: Ah, ja, stimmt. Das hatte ich vergessen. Aber reden wir über etwas anderes. Interessieren Sie sich für Kultur?

Moritz: Ja.

Andreas: In Brasilien haben Archäologen eine 2009 entdeckte Felszeichnung untersucht und herausgefunden, dass diese über 10 500 Jahre, vielleicht sogar 12 000 Jahre alt ist.

Moritz: So?

Andreas: Laut der NZZ zeigt die Felszeichnung einen Mann mit einem Kopf in C-Form und drei Fingern an jeder Hand, der mit einem übergrossen Dings ausgestattet ist.

Moritz: Mit einem übergrossen Dings?

Andreas: Ja, die Forscher waren begeistert. Sie meinen, die Zeichnung könnte Teil eines Fruchtbarkeitskultes sein.

Moritz: Und was wollen Sie jetzt von mir?

Andreas: Ach, ich dachte, Sie könnten vielleicht etwas Geistreiches dazu sagen.

Moritz: Nein.

Andreas: Schade, wir haben nämlich in der Schule ähnliche Zeichnungen in die Pultegeritzt, die aber nie Teil eines Fruchtbarkeitskultes waren.

Moritz: Haben Sie sonst noch was?

Andreas: Ja, hätten Sie einen Ferienjob für mich?

Moritz: Wieso?

Andreas: Ich habe demnächst vielleicht sechs Wochen Ferien. In dieser Zeit muss ja jemand meine Arbeit erledigen. Und um diesen Anderen bezahlen zu können, muss ich in den Ferien arbeiten gehen.

Moritz: Ist das Gespräch jetzt endlich zu Ende?

Andreas: Drei Zeilen noch.

Moritz: Na Gott sei Dank.

Andreas: Wieso Gott? Die Spalte ist einfach fertig. Das hat wenig mit Gott zu tun.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Island.

Terre à terroir

Von *Peter Rüedi*



Das dem Genuss ergebene österreichische Magazin trägt den Namen *Falstaff*. Etwas verwirrend, ist Shakespeares dicker Junker doch ein gewaltiger Saufaus und Schlingwanst und das genaue Gegenteil der hier zelebrierten Finessen aus Küche und Keller: ein Gourmand, kein Gourmet. In den *Falstaff* passt der Namenspatron wie die Faust aufs Auge oder die Sau in den Salon. Genug, auch die *Weltwoche* spricht gelegentlich eher urbi als orbi. In seiner jüngsten Ausgabe spielt besagter *Falstaff* wieder einmal das beliebte Ranglistenspiel, und natürlich interessiert auch mich als Skeptiker solchen Tabellen gegenüber (ausserhalb des Sports), wer auf den Olymp befördert wird. Um's kurz zu machen: die üblichen Verdächtigen, von Romanée-Conti als «bestem Wein der Welt» bis zu, als einzigem Schweizer, auf Position 100, Martha und Daniel Gantenbeins Pinot noir.

Selbstredend sind die – und alle dazwischen – tolle Weine (zu zum Teil tollwütigen Preisen), und zweifellos fiel jedem der Auserkorenen selbst die Flasche eines Übergangenen ein: den Gantenbeins vielleicht einer der jenseitigen Süssweine von Marie-Thérèse Chappaz. Egal auch dies, Leser mögen Listen, so können sie die Ikonen wenigstens auf dem Papier bestaunen, die sie nie ins Glas bekommen. Halten wir uns ans Gegenprogramm. Der Bordeaux, den Max Gerstl zum «Wein des Jahres» deklariert (auch so ein Superlativ, aber lassen wir das), stammt aus Castillon, einer Appellation gleich neben Saint-Emilion. Sie spielt eher in der Challenge League. Aber weil Wein nicht Fussball ist, erleben wir da sozusagen eine Cup-Überraschung. Der Château Brisson ist tatsächlich ein *best buy*: ein sehr schöner, mit ein wenig Cabernet (15%) gestützter Merlot. Kein Ranschmeisser, ein auf Dauer gebauter, jetzt langsam zugänglicher Bordeaux aus dem zu unserem Glück von den Nachfolgejahren überglänzten Jahrgang 2008. Vielschichtig, spannend, komplex; ziemlich wuchtig, aber nicht aufdringlich (den Alkohol merkt man kaum). Ein Wein für alle, die nicht vor jedem Schluck ihren Kontostand abrufen wollen ...

Château Brisson Castillon Côtes de Bordeaux 2008. 14%. Gerstl. Fr. 18.50. www.gerstl.ch



Wasserwege der Welt: MEKONG

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Folgen Sie mit Asienkorrespondent Peter Achten der Lebensader Südostasiens vom 25. Oktober bis 11. November 2012.

Flussromantik im Paradies der «Viertausend Inseln», unvergessliche Momente im sagenumwobenen Angkor Wat und Faszination pur im gewaltigen Mekong-Delta – begleiten Sie uns auf eine einzigartige Reise von den akrobatischen Netzfischern in Laos, vorbei an den meditierenden Mönchen in Kambodscha bis zu den schwimmenden Märkten in Vietnam.

Tauchen Sie ein in das traditionelle und gemächliche Leben der Menschen am Fluss, und erleben Sie den starken Kontrast in den pulsierenden Hauptstädten Vientiane, Phnom Penh und Ho-Chi-Minh-Stadt. Der wohl bedeutendste Schweizer Kenner dieser Länder ist Asienkorrespondent Peter Achten. Er lebt seit über zehn Jahren in Asien und kennt die Region und ihre Bewohner wie kein Zweiter. Seine Erzählungen helfen nicht nur, die Beziehungen der Länder untereinander zu verstehen, sondern auch das alles verbindende Element des Buddhismus in seiner alltäglichen Form zu erfahren. Unterwegs treffen Sie neben der lokalen Bevölkerung auch auf bedeutende Schweizer, die heute mit unterschiedlichen Hilfsprojekten in der Region angesiedelt sind. Begleiten Sie uns auf eine spannende und einmalige Entdeckungsreise, die Sie in dieser Zusammenstellung nirgendwo anders finden werden.

Weitere Highlights und Vortragsthemen dieser Reise

• **Vientiane, Phnom Penh & Ho-Chi-Minh-Stadt:** Pulsierende Hauptstädte zwischen asiatischer Gelassenheit, französischem Kolonialflair und kosmopolitischen Bestrebungen.

- **Paradies der «Viertausend Inseln»:** Im Longtail-Boot durch die verspielte Inselwelt gleiten – hier erreicht der Mekong seine grösste Ausdehnung.
- **«Child's Dream»:** Warum lässt ein erfolgreicher Davoser Banker seine gutbezahlte Karriere sausen und gründet stattdessen Kinderhilfswerke in Asien? Der ehemalige Schweizer UBS-Direktor Marc Jenni steht Ihnen Rede und Antwort.
- **Angkor Wat:** Erleben Sie die wechselnden Farbschattierungen des grössten sakralen Bauwerks der Welt im Sonnenuntergang.
- **«Beatocello»:** Optional steht ein Konzert von Dr. Beat «Beatocello» Richner auf dem Programm. Der Schweizer lebt seit 1992 in Kambodscha und hat fünf Kinderspitäler aufgebaut.
- **Artisans d'Angkor:** Entdecken Sie das künstlerische Erbe Kambodschas, wo junge Menschen lernen, die traditionelle Handwerkskunst zu bewahren und auszuüben.
- **Mekong-Delta:** Mit dem Boot geht es durch die einzigartige Landschaft aus tiefgrünen Mangrovenwäldern, Stelzendörfern und schwimmenden Märkten.
- **Nachhaltig:** Ein Besuch der ersten Bio-Pangasius-Zuchtstation der Welt zeigt die Vorteile gegenüber ökologisch fragwürdigen Intensivzuchten.
- **Leinen los:** Übernachtung an Bord des traditionellen Holzbootes «Bassac» – Flussromantik und Fischer, die im Morgengrauen ihre Netze auswerfen.
- **Peter Achten:** Über die Bedeutung des Buddhismus in Laos, Vietnam und Kambodscha und die verschiedenen Gesichter einer toleranten Lebensphilosophie.



Peter Achten lebte als langjähriger Korrespondent fürs Schweizer Fernsehen und Radio DRS insgesamt 16 Jahre in Asien. Seit 1999 wohnt er in Peking. Unvergessen sind seine eindrücklichen Reportagen aus den Brennpunkten Asiens. Er begleitet die Reise an acht

Tagen, berichtet von seinen Reisen und Reportagen und versorgt die Gruppe mit täglichen Vorträgen, welche Land und Leute verständlicher machen.

Weltwoche-Spezialangebot

Expertenreise für Weltwoche-Leser: MEKONG

Mit Peter Achten
25. Oktober bis 11. November 2012

Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 7650.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 7850.–

Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch).
Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch



Auto

Vernunft wird attraktiv

BMW rüstet den Dieselmotor auf. Dank M Performance steigt die Leistung bei durchschnittlichem Verbrauch. Von David Schnapp

Der Dieselmotor gehört in der Schweiz zu den unterschätzten Antriebskonzepten. Anders als etwa in Deutschland, ist der Treibstoff teurer als Benzin, und die Selbstzünder gelten nicht als besonders sexy. Wer sportliche Autos mag, greift zu einem Benzinmotor mit sechs oder acht Zylindern. Das muss jetzt nicht mehr sein, auf dem Genfer Autosalon zeigt BMW erstmals Modelle mit dem neuen «Performance-Diesel»-Motor, dem «stärksten 6-Zylinder-Diesel weltweit in einem Serienauto», wie es heisst. Bei diesem erstaunlichen Aggregat werden erstmals drei Turbolader

eingesetzt. Denn ein unbestreitbarer Nachteil bei Dieselmotoren war bisher, dass sie zwar schon bei tiefen Drehzahlen viel Kraft entwickeln konnten, aber der Schnauf ging ihnen irgendwann aus. So brauchte es häufig Geduld, wenn man bei, sagen wir, 130 km/h noch überholen wollte.

Das neu entwickelte BMW-Diesel-Kraftpaket kann das besser, wie wir bei einer exklusiven Probefahrt erleben durften. Ein Niederdrucklader sorgt für einen forschen Ampelstart, schon bei 2000 Umdrehungen entwickelt der Powerdiesel enorme 740 Nm. Und wenn man schon flott unterwegs ist, sorgen zwei parallel angeordnete Hochdrucklader für viel Leistung über den gesamten Drehzahlbereich. Kurz: Selbst wenn man mit 200 auf der (deutschen) Autobahn fährt, gibt es noch Reserven zum Überholen. Das erledigt der M550d souverän und unaufgeregt, wie fast alle BMW-Hochleistungsautomobile. Sorgfältig wurde mit Dämm- und Akustikmassnahmen ausserdem dafür gesorgt, dass der Diesel nicht mit rustikalen Geräuscentwicklungen für schlechte Stimmung sorgt.

Zum neuen Kraftpaket im Motorraum kommen ein Fahrwerk mit einer «intensiveren Grundspannung», intelligentem Allradantrieb sowie Verbesserungen bei der Aerodynamik. Insgesamt ist der M550d xDrive ein sportliches Fahrzeug (4,7 Sekunden von 0 auf 100), das trotzdem wenig Treibstoff verbraucht (6,3 Liter gemäss EU-Norm) und damit zum «Langstreckenkönig» wird, wie es die Kollegen von *Auto-Bild* ausdrücken.

Leistung lohnt sich

Mit der neuen Produktkategorie der M-Performance-Modelle eröffnet sich BMW ein neues Geschäftsfeld. Während die klassischen M-Modelle vom Rennsport inspiriert sind, basieren die M-Performance-Autos auf Serienfahrzeugen, die man mit allerlei Massnahmen aufrüstet. Preislich ist die Sache klar: Ein normaler M5 kostet mindestens 147 200 Franken, während es den M550d schon für 115 300 Franken gibt. Und für 119 300 Franken bekommt man den Wagen auch als Kombi, was beim M5 nicht der Fall ist. Sonderangebote sind das alles nicht, aber das Preis-Leistungs-Verhältnis geht in Ordnung.

Fazit: Mit dem M550d bekommt der solide und vernünftige Dieselmotor eine neue Dimension der sparsamen Sportlichkeit. Die Kombination ist attraktiv und könnte Schule machen.

BMW M550d xDrive

Leistung: 381 PS, Hubraum: 2993 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 115 300.–



Schöne Bescherung

Die ehemalige Bauarbeiterin Anita Meyer, 29, und der Bankangestellte Thomas Abt, 27, haben im November geheiratet. Ein Hochzeitsgeschenk war besonders willkommen.

Anita: Andere Männer hätten augenblicklich das Weite gesucht, denn kurz nach unserem Kennenlernen sagte ich Thomas, dass ich bald heiraten und Kinder haben will. Wenn man als Frau etwas nicht machen sollte, dann ist es, einem Mann die Aussicht auf grosse Verantwortung an den Kopf zu werfen. Es steht in jedem Ratgeberbuch. Männer verscheuchen? Sprich beim ersten Date von Babys. Ich ging aufs Ganze, vielleicht auch weil ich weiss, dass manche Männer Bindungsangst plagt. Denen wird bereits beim Gedanken übel, dass sie mit einer Frau zusammenleben müssen, und wenn sie nicht mehr siebenmal pro Woche mit den Kumpels unterwegs sein können, bekommen sie eine Krise, weil sie ihre Unabhängigkeit gefährdet sehen. Thomas blieb aber cool und antwortete auf meinen Überfall gelassen: «Super, so ähnlich sehen meine Pläne auch aus.» In meinen Augen machte ihn das sehr speziell und auch attraktiv.

Thomas: Sie gefiel mir eigentlich sofort. Die direkte, schnörkellose Art. Die Ehrlichkeit. Gerade bei der Kinderfrage sagen die Frauen zuerst: «Nein, lieber nicht», und dann wollen sie doch, und zwar unbedingt, und dann gibt es massive Probleme. Anita plappert nicht einfach so dahin, damit die Dinge quasi einfach über die Bühne gehen, sie ändert auch nicht dauernd ihre Meinung, und unberechenbare Ausbrüche, die kein Mann versteht, sind ihr ebenfalls fremd. Das finde ich alles super. Emotional sind wir auf der genau gleichen Wellenlänge, das erleichtert auch das Zusammenleben. Vorwürfe wie «Deine Sandalen liegen wieder herum» oder «Du hockst dauernd vor dem Computer» gibt es bei uns nicht. Nicht weil wir uns in übermässiger Toleranz oder so üben. Sondern weil es mir egal ist, wenn ihre Schuhe herumliegen, und sie es nicht schlimm findet, wenn ich hin und wieder am Gamen bin.

Anita: Jene Forscher, die herausfinden wollen, wieso bei manchen die Liebe ewig besteht und bei andern nicht, sagen, dauerhafte Charakterkritik, ständige Rechtfertigungen, Mauern und Geringschätzung sollten unbedingt ver-



«Die Würfel fallen plötzlich»: Ehepaar Abt-Meyer.

mieden werden. Dass sich solche Verhaltensweisen überhaupt einschleichen, finde ich ein wenig traurig. Dass man sie mit einem guten Vorsatz wieder wegbringt, glaube ich auch nicht unbedingt. Sie sind doch eher Zeichen dafür, dass die Leute im Kern unglücklich sind. Die Frage, ob man sich trennen soll, ist allerdings sehr schwierig zu beantworten, das erlebte ich selbst. Aus freien Stücken bringt man es fast nicht fertig, weil man trotz allem am anderen hängt. Manchmal kommt dann eine neue Liebe vorbei, und die Würfel fallen plötzlich. So war es auch bei mir. Für Thomas und mich war aber klar, dass nichts laufen würde, bevor ich meinen damaligen Freund nicht offen und ehrlich über das Ende informiert hatte.

Thomas: Seither sind fünf Jahre vergangen, und mit den Babys liessen wir uns Zeit, auch um berufliche Erfüllung zu finden. Anita arbeitete zuerst auf dem Bau. Zusammen mit 25 Männern. Die Firma stellte Balkone und Treppen aus Beton her. Der Beton wird ange-

mischt geliefert und in riesige Formen gegossen, die zuvor armiert werden müssen. Nach dem Trocknen werden die Elemente aus den Verschalungen gelöst und montiert. Es ist eine körperlich harte Arbeit, der Chef wollte Anita zuerst nicht fest einstellen, weil er dachte, sie halte es nicht lange aus. Aber wie meine Frau so ist: Sie hielt fünf Jahre durch.

Anita: Danach unterstützte mich Thomas bei der Suche nach einer neuen Stelle und gab mir ein Gefühl der Sicherheit. Heute bin ich an der ETH als Laborantin beschäftigt. Auch unser sehnlichster Wunsch ging in der Zwischenzeit in Erfüllung. Davon wussten wir bei der Trauung nichts: Ich war im ersten Monat schwanger, und im Spätsommer kommt unser schönstes Hochzeitsgeschenk zur Welt.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

LIVE FOR GREATNESS

JEDE ROLEX ZEUGT VON GROSSER TECHNISCHER LEISTUNG. DER 1963 EINGEFÜHRTE COSMOGRAPH DAYTONA WURDE SPEZIELL FÜR DIE ANFORDERUNGEN VON PROFESSIONELLEN FAHRERN ENTWICKELT UND AVANCIERTE SCHNELL ZU EINER IKONE. HEUTE IST DER COSMOGRAPH DAYTONA MIT EINEM VON ROLEX ENTWICKELTEN UND PATENTIERTEN CHRONOGRAPHENMECHANISMUS AUSGESTATTET. DIESE CHRONOGRAPHENFUNKTION UND EINE TACHYMETERLÜNETTE ERMÖGLICHEN DEN RENNFAHRERN EINE SEKUNDENGENAUE MESSUNG VON RENNZEITEN UND DURCHSCHNITTSGESCHWINDIGKEITEN.

DER COSMOGRAPH DAYTONA



BUCHERER

1888

bucherer.com



ROLEX